

Wolfram Heinrich

Zenon, Achilles und die Schildkröte



Anmerkungen zu
Zenon und Achilles,
Ödipus und Altstadtklo
und zu Mobilien Einsatzpoeten

Autor: Wolfram Heinrich
Tel. 00390974/967506
Website: www.theodor-rieh.de/heinrich/

Via Casale 59
I-84048 Castellabate (SA)
E-Mail: theodor.rieh@yahoo.de

Inhaltsverzeichnis

In dieser Zusammenstellung finden Sie Aufsätze und Artikel, die ich im Laufe der Jahre geschrieben habe.

Kultur	4
Zenon, Achilles und die Schildkröte.....	4
Von der Weisheit des Mythos und der Demut des Theaters	13
Ein Jud bleibt immer ein Jud.....	26
Kaspar Hauser + 17. 12. 1833.....	33
Ein Volk, ein Durst, ein Cola	55
Steter Tropfen höhlt das Wort.....	58
De Senectute - Vom Greisenalter	63
Die rasenden Dichter	67
Rainer Werner F a s s b i n d e r Der Macher von Verzweiflungs-Klamotten	71
Vor der Grieb - Wo Altstadtkacken wieder Spaß macht	76
Stellt euch vor, sie gäben einen Krieg... ..	80
Wie mir einmal der Landesvater erschienen ist.....	84
"...fragt nicht nach Sitte, nicht nach Recht und Macht"	89
Ran an den Haken	91
Politik.....	94
Soldaten sind keine Mörder?	94
Gefährliche Ausreden	100
Spenden?.....	104
Von Maßkrügen und Bomben.....	107
Der alternative Krieg	110
Offener Brief an Peter Gauweiler.....	114
Hohe Renditen bei der Firma Schloß & Riegel.....	115
Offener Brief der Mafia.....	119
Zwei Systeme - Zweierlei Polizei	121
Strafanzeige gegen Springer-Kolumnist	125
Meine Fresse, deine Fresse	128
Türkische Ringermentalität... ..	130
Der Geschmack von Freiheit und Abenteuer.....	133
Das Hohe Lied vom braven Franz	135

Straßenverkehr	148
Die Gefahren des Straßenverkehrs	148
Warum ich betrunken fahre.....	160
Betrunken fahren?	163
Suchen, wo das Licht am hellsten	176
...und links, zwei, drei.....	186
Darennt	190

Kultur

Zenon, Achilles und die Schildkröte

Der vergessene Denker Costabile Matarazzo und Zenons Paradox von Achilles und der Schildkröte

1869 veröffentlichte der botanisierende Mönch Gregor Mendel einen Aufsatz über Experimente, bei welchen er die Gesetze der Vererbung entdeckt hatte. Der Aufsatz des wissenschaftlichen Außenseiters Mendel blieb 25 lange Jahre lang unbeachtet.

1959 veröffentlichte der philosophierende Journalist Costabile Matarazzo einen Aufsatz über seine verblüffenden Überlegungen zum Zenon'schen Paradox von Achilles und der Schildkröte. Der Aufsatz des wissenschaftlichen Außenseiters Matarazzo blieb bis heute unbeachtet.

Um der Wahrheit auf die Spur zu kommen, hat uns der griechische Philosoph Epimenides eine erlogene Geschichte überliefert.

Ein Kreter habe einmal zu ihm gesagt: "*Alle Kreter sind Lügner.*" Epimenides weist nach, daß diese Aussage eines Kreters über die Kreter in ein logisches Dilemma führt. Wenn es nämlich stimme, daß alle Kreter Lügner seien, dann müsse sein kretischer Gewährsmann selber einer sein, sei dessen Aussage folglich erlogen. Dann aber seien **nicht** alle Kreter Lügner, der kretische Gewährsmann könne also selbst einer dieser wahrheitsliebenden Kreter sein, was wiederum hieße, daß seine Aussage stimme, er selber also **doch** ein Lügner sei.

Diese kleine Geschichte mit der sich im Kreise drehenden Schlußfolgerung verfolgt die abendländische Philosophie seit zweieinhalb Jahrtausenden. So richtig zufrieden ist man mit den vorgeschlagenen Lösungen bis heute nicht.

Achilles und die Schildkröte

Die lügnerischen Kreter sind ein Klacks im Vergleich zu dem Ärger, den ein Kollege des Epimenides, Zenon von Elea, mit seiner Geschichte von Achilles und der Schildkröte der Philosophie beschert hat. Sie kennen die Geschichte natürlich, werden sie aber wahrscheinlich nicht mehr in allen Einzelheiten parat haben.

Achilles, der große Krieger, läuft mit einer Schildkröte über - sagen wir mal - 200 m um die Wette. Da Achilles zehnmal schneller läuft als die Schildkröte, bekommt diese der Fairness

halber einen Vorsprung von 100 m. Der Gesunde Menschenverstand beharrt darauf, und ist durch nichts von dieser Überzeugung abzubringen, daß Achilles die Schildkröte sehr bald eingeholt haben wird und damit den Wettlauf gewinnt. Und wenn der Gesunde Menschenverstand soweit reicht, lineare Gleichungen mit zwei Unbekannten zu lösen, dann wird er bei unseren Ausgangszahlen errechnen können, daß Achilles die Schildkröte nach 111,111... m eingeholt haben wird.

In diese Selbstverständlichkeit bricht Zenon ein und beweist mit logikscharfem Besteck, daß Achilles die Schildkröte **niemals** einholen wird, niemals einholen **kann**. In dem Moment nämlich, argumentiert Zenon, da Achilles den Startpunkt der Schildkröte erreicht hat, ist diese ihrerseits 10 m weiter, also bei 110 m. Hat Achilles die 110 m erreicht, so ist er immer noch nicht bei der Schildkröte, denn die ist inzwischen wiederum 1 m weiter gekrochen, auf 111 m. Ist Achilles bei 111 m, so ist die Schildkröte bei 111,10 m, und so weiter, und so fort.

Immer dann, wenn Achilles jenen Punkt erreicht hat, an dem die Schildkröte zuletzt war, ist die Schildkröte jeweils wieder ein Stück weiter, so daß Achilles im Laufe des Wettkampfes der Schildkröte zwar sehr, **sehr** nahekommen wird, sie aber niemals **vollständig** erreichen und - logischerweise - also auch niemals **überholen** kann. Denn die Schildkröte bleibt **immer** um ein winziges - wenn auch mit jedem Schritte winziger werdendes - Stück vor Achilles.

Der Vorsprung der Schildkröte wird, so schlußfolgert Zenon, im Laufe der Zeit zwar unendlich klein, völlig verschwinden aber wird er nie. Der schnelle Achilles bleibt also bei allem Strampeln stets hinter dem gemächlichen Tier.

Dampfplaudereien

Nicht nur Wissenschaftler, Mathematiker und Philosophen, haben sich im Laufe der Zeit mit dieser Geschichte befaßt. Anspruchsvollere Zeitschriften für das allgemeine Publikum greifen im Rahmen von philosophischen Plaudereien Zenons Rätsel gerne auf, wobei die konservativeren Blätter es häufig als Beispiel für die Begrenztheit menschlicher Vernunft benutzen. Aber auch in den seriöseren Blättern ziehen sich die Autoren gerne mit einigen allgemeinen Bemerkungen über "Paradoxien" und "Gesunden Menschenverstand" aus der Affäre. Zenons Paradox sei "nun mal nicht" (eine beliebte Floskel, wenn das Denken aussetzt) befriedigend aufzulösen, das habe noch keiner gekonnt, da könne man nichts machen. Aber immerhin sei es Zenons Verdienst, durch den Stachel seines Paradoxes die Entwicklung der Infinitesimalrechnung angeregt zu haben.

Die Wissenschaft geht gründlicher an die Sache heran. Ein behördlich anerkannter Philosoph rückt der Sache mathematisch zu Leibe und verkündet zuversichtlich, Zenons Paradoxie von Achill und der Schildkröte sei schon lange gelöst. "*Achill holt die Schildkröte nach*

111,111... $m = 100+10+ m$ ein. Der Anschein einer Paradoxie entsteht dadurch, daß Achill sich auch nach Zurücklegung beliebig vieler der positiven Strecken 100, 10, 1, 1/10, 1/100,... immer noch hinter der Schildkröte befindet. Aber die Länge dieser Strecken wird eben immer kleiner und konvergiert gegen 0."

Da hat er recht, der Philosoph. Die obige Formel ist so richtig, wie sie allbekannt ist. Kein Lehrbuch der Infinitesimalrechnung kann es sich verkneifen, einen Hinweis auf Achilles und seine Schildkröte einzuschieben. Stolz, den Trick mit der Unendlichkeit endlich kapiert zu haben, rechnet der Schüler die Gleichung nach, kommt zum richtigen Ergebnis und findet auf der nächsten Seite seines Lehrbuchs eine verschämte Anmerkung des Autors, ihm sei das Ganze trotz der mathematisch sauberen Rechnung immer noch irgendwie unheimlich.

Das Unheimliche an Zenons Schilderung des Wettlaufs ist nämlich der - jeder Lebenserfahrung Hohn sprechende - Eindruck von unglaublicher Mühseligkeit und Anstrengung, mit der Achilles einen Wegabschnitt nach dem anderen läuft und läuft und dabei der Schildkröte immer nur näher und näher kommt, sie aber lange und lange nicht erreicht. Ein Eindruck, der auch mit der Infinitesimalformel im Kopf nicht verschwindet.

Vom Sein und der Verlegenheit

In meinem Lehrbuch der Infinitesimalrechnung war zu lesen, daß die "*Paradoxie des Zenon vom mathematischen Standpunkt aus nur so verstanden werden...(kann)..., daß Achilles die Schildkröte zwar zu keinem Mal (niemals) innerhalb der unendlichen Folge einzelner Weg- und Zeitintervalle einholt, aber sie dennoch nach einer endlichen Zeitspanne, also nicht 'nie', tatsächlich erreicht.*"

Diese Erklärung ist nun alles andere als zufriedenstellend. Sie läuft, in Alltagsdeutsch übersetzt, auf die Feststellung hinaus, daß Achilles die Schildkröte bestimmt irgendwann, vor dem Ende der Unendlichkeit, erreicht - aber: das kann dauern. Und: Auch dieser Schluß stimmt ganz offensichtlich nicht mit der Beobachtung überein, denn in der Realität wäre das ganze Rennen eine Sache von Sekunden.

Auch den Lehrbuchautoren ist klar, daß dies nicht das Gelbe vom Ei ist, denn sie sprechen anschließend, sichtlich verlegen, von der "*kontinuierlichen, bzw. diskontinuierlichen Struktur von Raum und Zeit*", und von der "*Unendlichkeit als potentieller Denkmöglichkeit, bzw. aktueller Wirklichkeit*", flüchten sich also in das Seins-Gebrabbel des Irgendwie. Und weil ihnen diese Flucht in die Unverbindlichkeit der Ontologie durchaus bewußt ist fahren sie fort, die "*verschiedenen Deutungsversuche im Laufe der Geistesgeschichte*" hätten "*letztlich nur erkenntnistheoretische Bedeutung, während die reine Mathematik auch ohne sie*" auskomme. "*Denn die Mathematik schafft sich die Welt ihrer Wirklichkeit selbst.*"

Entnervt erklären sich also die philosophierende Mathematiker - sicherheitshalber - für unzuständig und reichen den Schwarzen Peter an die Philosophie weiter, die es sich aber anscheinend mit der mathematischen Formel ganz kommod eingerichtet hat.

Alle Welt scheint sich um das Zenon'sche Paradox von Achilles und der Schildkröte herumzudrücken. Letztlich versucht man uns einzureden, als denkender Mensch müsse man sich damit abfinden, daß logisches Denken zwar wunderbare Gebäude zu erzeugen vermag, diese Gebäude aber gelegentlich unter einem sanften Fußtritt einfach zerbröseln.

Paradoxien sind logischer Sprengstoff

Paradoxien oder Antinomien sind die Hofnarren der Philosophie. Sie nehmen Prämissen, (inhaltlich) unstreitige Grund-Sätze, von denen jeder vernünftige Mensch ausgehen kann, ausgehen muß. Dann greifen sie sich - ebenso unstreitige - (formal-)logische Verknüpfungsregeln. Der Baukasten ist komplett: Aus wahren Prämissen und richtigen Verknüpfungsregeln kann - nein muß! - jeder vernünftig denkende Mensch zu wahren, d. h. mit der Realität übereinstimmenden Aussagen kommen. Fein.

Und dann kommt die Realität aus ihrem Loch gekrochen und hat die Stirn, mit den aus wahren Prämissen korrekt abgeleiteten Sätzen nicht übereinzustimmen.

Und das war's dann? Darüber kann man mit einem schief-verlegenen Lächeln hinweggehen?

Man kann es nicht! Solange eine logische Paradoxie unerklärt im Raum stehen bleibt, kann das nur dreierlei heißen:

- * Entweder ich bin nicht in der Lage, richtig zu beobachten, d. h. die scheinbar so evidente Realität ist gar nicht so, wie sie meinen menschlichen Augen erscheint.
- * Oder die Prämissen sind Makulatur.
- * Oder - wer wagt es, zu denken? - meine schöne Logik ist an einer Stelle undicht. So undicht, daß sie das Wasser der Wahrheit nicht halten kann.

Wie auch immer: Wer denkt, weil er - abgesehen vom Genuß des Denkens an sich - irgendwann auch ein Ergebnis mit nachhause nehmen will, der kann über Zenons Paradox nicht locker hinweghüpfen, den werden solche Paradoxien beunruhigen bis ins Mark. Denn - machen wir uns das mal in aller Schärfe klar:

- * **Daß** Zenons Beweisführung falsch sein muß, wissen wir.
- * Wir wissen es aber **nur** deswegen, weil das Ergebnis der Beweisführung **an diesem einen Beispiel** absolut absurd ist.

So falsch - das ist allen klar - kann unsere Beobachtung gar nicht sein, Achilles wird zweifellos die Schildkröte überholen.

Solange wir jedoch nicht wissen, **warum** Zenons Argumentation falsch ist, bleibt ein folgenschwerer Stachel im Gehirn. Was, so bleibt zu fragen, ist in jenen Fällen, in denen die logisch so eindeutig scheinende Beweisführung ebenfalls falsch ist, das falsche Ergebnis dieser fehlerhaften Beweisführung aber plausibel bleibt, der Fehler im Ansatz also nicht eindeutig und evident ins Auge springt? Können wir uns unter diesen Umständen noch auf unser wichtigstes Denkinstrument, die Logik, verlassen?

Das Problem, das sich stellt, ist mit einem Computer vergleichbar, der eigentlich immer zuverlässig arbeitet, bei einer bestimmten einfachen, leicht nachzuprüfenden Berechnung aber **immer** das falsche Ergebnis errechnet und **keiner** der Hard- und Softwarespezialisten kommt darauf, warum diese eine Sache immer falsch errechnet wird. Wirklich wichtige Berechnungen wird man diesem Computer nicht anvertrauen können, sondern einen anderen nehmen.

Wir haben aber nur diese eine und einzige Logik.

Costabile Matarazzo

Elea, in dem Zenon als Philosoph wirkte, war 500 v. Chr. eine griechische Stadt. Es liegt in Süditalien, knapp 150 km südlich von Neapel.

Knapp 30 km nördlich von Elea und zweieinhalb Jahrtausende nach Zenon wurde 1911 in Castellabate Costabile Matarazzo geboren. Er studierte in Neapel, später in Rom, Jura, Literaturgeschichte und Philosophie. In seiner Studentenzeit geriet er mehrmals wegen kritischer Äußerungen und Zeitungsbeiträge mit den Behörden des faschistischen Italien in Konflikt, so daß er schließlich Italien verließ, um sich in Brasilien niederzulassen.

1946 kehrte er nach Italien zurück, wo er als Freier Mitarbeiter für die Feuilletons verschiedener italienischer Zeitungen und Zeitschriften schrieb. Er schrieb vor allem Theater- und Buchkritiken, versuchte sich hin und wieder auch als scharfsinniger und einfühlsamer Gerichtsreporter bei Strafprozessen.

1959 hielt er in Vallo della Lucania - in Sichtweite des antiken Elea, was wörtlich zu verstehen ist - einen Vortrag, in welchem er behauptete, das Zenon'sche Paradox von Achilles und der Schildkröte aufgelöst zu haben. Der Vortrag wurde unter dem Titel "Achilles, die Schildkröte und die Zeitlupe - Das Paradox von ZENON im Lichte der modernen Kinematographie" in der "Rivista Scientifica Lucana" veröffentlicht.

Wiewohl Matarazzo als Journalist italienweit einen gewissen Ruf genoß, wurde er als philosophierender Journalist offensichtlich nicht recht ernst genommen. Dazu mag beigetragen haben, daß Matarazzo das schwierige Thema auf eine leicht verständliche, angenehm lesbare Art und Weise dargestellt hat, ein Umstand, der auch einen ausgewiesenen Wissenschaftler schnell in den Verdacht bringt, nichts Substantielles gesagt zu haben.

Tatsache ist, daß weder Matarazzos Vortrag noch sein Aufsatz in der Folgezeit irgendeine Beachtung fanden..

1996 ist Costabile Matarazzo in seinem Heimatort Castellabate gestorben.

Die meisten Dinge sind einfach

Nachdem Matarazzo das Problem dargestellt, seine Bedeutung herausgestrichen und die Grenzen der bisherigen Lösungsversuche aufgezeigt hat, kommt er zum Kern.

"Unser Mathematiklehrer, hatte uns, die wir kurz vor dem Abitur standen, eine Hausaufgabe gegeben:

Ein Spaziergänger will von Punkt A zum 5 km weit entfernten Punkt B gehen. Auf seinem Wanderhut sitzt eine Amsel, bereit, ebenfalls nach B zu fliegen. Der Spaziergänger geht mit einer gleichmäßigen Geschwindigkeit von 5 km/h, während die Amsel mit der zehnfachen Geschwindigkeit fliegt. In dem Moment, da der Fußgänger zu seiner Wanderung nach B aufbricht, erhebt sich auch die Amsel von seinem Hut. Wenn die Amsel bei B angekommen ist, dreht sie sofort um und fliegt zum Wanderer zurück.

Ist die Amsel beim Wanderer, der inzwischen seinerseits ein Stück Weg zurückgelegt hat, angekommen, dreht sie sofort wieder um, fliegt nach B, dreht dort um, fliegt bis zum - inzwischen noch näher gekommenen - Spaziergänger usw. usf. - bis schließlich auch der Wanderer bei B angekommen ist.

Die Frage lautete nun: Wieviel Kilometer hat die zwischen dem festen Punkt B und dem ständig sich verändernden Punkt F (gleich Fußgänger) hin- und herpendelnde Amsel zurückgelegt?

Vor Eifer glühend schloß ich mich an diesem Nachmittag in meinem Zimmer ein, konzentrierte mich darauf, Bewegungsgleichungen für Fußgänger und Amsel aufzustellen. Mehrere Stunden lang hatte ich einen winzigen, aber entscheidenden Fehler im Ansatz, machte dann noch ein, zwei Rechenfehler und war schließlich - es war bereits weit nach Mitternacht - zum, wie sich herausstellte, richtigen Ergebnis gekommen.

Unser Mathematiklehrer lobte mich am nächsten Tag für meinen Fleiß und meine Ausdauer, immerhin war ich der einzige in der Klasse gewesen, der das richtige Ergebnis gefunden hatte. Dann lächelte er uns an und meinte, es gebe noch einen anderen Ansatz. Der Fußgänger sei doch eine Stunde unterwegs? Wir nickten - ganz leicht auszurechnen. Also fliege logischerweise auch die Amsel eine Stunde. Wir mußten wieder nicken. Die Amsel erreiche 50 km/h, also müsse sie in der einen Stunde 50 km zurücklegen.

Damals ging ich weinend von der Schule nachhause.

Meine bleibende Erkenntnis aus dieser ebenso bitteren wie prägenden Erfahrung läßt sich so formulieren:

**Die meisten Dinge sind einfach. Sie werden erst durch schlaue Leute
zum Problem.**

Zenon und die Zeitlupe

Und dann fährt er fort:

Es wird nun Zeit, sich endlich auf das Problem selbst zu konzentrieren. Lassen wir das Rennen mehrmals - unter verschiedenen Blickwinkeln - vor unserem geistigen Auge ablaufen.

Wie würde ein unbefangener, philosophisch oder physikalisch nicht vorgebildeter Beobachter die Szene beschreiben?

- * *Beide Sportler laufen los, die Schildkröte langsam, Achilles erheblich schneller. Bald hat Achilles die Schildkröte eingeholt, überholt und wird schließlich überlegener Sieger.*

Nun stellen wir uns einen physikalisch geschulten Beobachter vor und bitten ihn, den Ablauf des Rennens möglichst präzise festzuhalten:

- * *Achilles ist anfangs bei Punkt 0, die Schildkröte bei Punkt 100 und beider Ziel ist Punkt 200. Nach einer gewissen Zeitspanne t ist Achilles bei 50, die Schildkröte dagegen (sie hat nur ein Zehntel des Weges von Achilles zurückgelegt) bei 105. Nach der doppelten Zeit $2 \cdot t$ ist Achilles bei 100, die Schildkröte bei 110. Nach der dreifachen Zeit $3 \cdot t$ ist Achilles bei 150 und die Schildkröte bei 115.*

Achilles hat also die Schildkröte bereits überholt. Den Rest des Beobachtungsprotokolls können wir uns sparen.

Zu guter Letzt lassen wir Zenon das Rennen beschreiben.

- * *Achilles ist anfangs bei Punkt 0, die Schildkröte bei Punkt 100 und beider Ziel ist Punkt 200. Nach einer gewissen Zeitspanne t ist Achilles bei 100, die Schildkröte dagegen bei 110. Nach einer weiteren Zeitspanne $1/10 \cdot t$ ist Achilles bei 110, die Schildkröte dagegen bei 111. Nach wiederum einer Zeitspanne $1/100 \cdot t$ ist Achilles bei 111, die Schildkröte dagegen bei 111,10, zum Zeitpunkt $1/1000 \cdot t$, schließlich ist Achilles bei 111,10, die Schildkröte dagegen bei 111,11 usw. usf.*

Achilles wird die Schildkröte niemals einholen.

Merken Sie was? Merken Sie den Unterschied? Der normale, physikalisch geschulte Beobachter benutzt für seine Beschreibung gleiche Zeitabstände, Zenon dagegen wählt ein Beobachtungsintervall, das von Meßpunkt zu Meßpunkt kleiner wird.

Lassen Sie es mich Ihnen noch etwas anschaulicher darstellen: Stellen Sie sich vor, das Rennen zwischen Achilles und der Schildkröte wäre mit einer Filmkamera aufgenommen worden und unsere Beobachter sehen sich jetzt den Film an.

- * *Der naive Beobachter läßt den Film einfach ablaufen und freut sich dran.*

- * *Der physikalische Beobachter läßt den Film an vier - zeitlich gleich weit entfernten - Stellen anhalten, notiert sich die Zwischenstände und läßt dann jeweils weiter laufen.*
- * *Zenon hingegen sieht sich den Film bis zur Hälfte ganz normal an, schaltet dann den Projektor auf Zehnfach-Zeitlupe, stellt fest, daß Achilles (bei der Projektion) für den wesentlich kürzeren Weg nun genauso lange braucht wie zuvor für den langen, schaltet nun auf hundertfache Über-Zeitlupe, macht wiederum die gleiche Beobachtung von Achilles' Langsamwerden und schaltet dann auf Super-, schließlich auf Giga-Zeitlupe usw. usf.*

Das heißt: Zenon "beobachtet" in diesem Gedankenexperiment gar nicht, daß Achilles die Schildkröte niemals einholen wird.

Sondern?

Sondern er weigert sich einfach, hinzuschauen, solange hinzuschauen, bis Achilles das Tier eingeholt hat. Indem er die Beobachtung, nur die Beobachtung, nicht den tatsächlichen Ablauf ad infinitum zerdehnt, kommt er zu seinem sensationellen, beunruhigenden Paradox "Achilles ist ganz knapp hinter der Schildkröte. So, in der Bewegung eingefroren, wie die beiden jetzt sind, lassen wir sie stehen und diskutieren die nächsten zweieinhalb Jahrtausende darüber, warum Achilles die Schildkröte nicht einholen kann."

Hätte Zenon die Geschichte auf diese Weise erzählt, hätte er niemals Generationen von Philosophen und Mathematikern zum Narren halten können. So aber zwingt er sie mit einem Taschenspielertrick zu komplexen Infinitesimalgleichungen, wo Kopfrechnen - ach was!: - Nachdenken genügt hätte."

Soweit Costabile Matarazzo.

Das Bemerkenswerte an Matarazzos Aufsatz ist die Tatsache, daß er das philosophische Problem nicht mathematisch angeht, sondern eben philosophisch. Matarazzo lenkt die Aufmerksamkeit auf den Umstand, daß Zenon vorgibt, ein **Bewegungs**problem konstruiert zu haben, während der ganze Ärger lediglich eine Sache der auf den Sankt Nimmerleinstag verzögerten **Beobachtung** ist. Zenon macht die Beobachtungsintervalle so klein und immer kleiner, daß er faktisch nie dazu kommt, einen Strich zu ziehen und sein "Jetzt ist's passiert!" unter das Beobachtungsprotokoll zu schreiben.

Oder, anders ausgedrückt: Matarazzo löst das Problem nicht, das seit Newton und Leibniz jeder Gymnasiast lösen kann, sondern er zerfetzt die Fragestellung. Zenons Problem braucht keine Lösung, weil das Problem nicht existiert.

Und wenn ich die Geschichte der nachmittelalterlichen Mathematik noch richtig im Kopf habe, dann war es in der Tat nicht der Stachel Zenons, der die Infinitesimalrechnung aus den Hirnen hervorgekitzelt hat, sondern Newtons und Leibniz' Notwendigkeit, die Bewegung der Planeten mathematisch in den Griff zu bekommen.

Muß ich noch extra erwähnen, daß Costabile Matarazzo auch das logische Paradox vom lügenden Kreter mit einem eleganten Schlenker in wenigen Sätzen erledigt?

"Ein logischer Teufelskreis", stimmt Matarazzo hinterfotzig zu, "aus dem es kein Entrinnen gibt - wenn...

Wenn denn das Wort "Lügner" bedeuten würde, daß jeder Aussagesatz eines Lügners erlögen wäre. Nun ist Ihnen klar, daß dem nicht so ist, weil dem nicht so sein kann. Niemand ist in der Lage, bei allem, was er sagt, die Unwahrheit zu sprechen (sowenig wie im übrigen der umgekehrte Fall möglich ist - wir lügen alle ab und zu, und sei es aus Höflichkeit und Erbarmen). Ein "Lügner" ist vielmehr ein Mensch, der bedeutend häufiger als der Normalmensch die Unwahrheit sagt. So gesehen dürfen wir auch dem dreistesten Lügner glauben, wenn er von sich behauptet, er sei ein Lügner."

Von der Weisheit des Mythos und der Demut des Theaters

Anmerkungen zu Ödipus

Wenn Gerüchte alt werden, werden sie Mythos.

Stanislaw Jerzy Lec

Die Geschichte vom König Ödipus, der versehentlich seinen Vater erschlug und ahnungslos mit seiner Mutter Kinder zeugte, wird um 800 v. Chr. von Homer als bereits allgemein bekannt erwähnt. Gut abgehangen, wie die Story also schon in der klassischen Antike war, hat die Ödipus-Geschichte bereits damals mehrere dramatische Bearbeitungen erfahren. Die Ödipusdramen von Äischylos und Euripides sind verloren, erhalten geblieben ist uns der *Oidipous Tyrannos* von Sophokles, der die Geschichte als konkurrenzloser Monopolist für alle späteren Zeiten festgeklopft hat. In seiner Version hat der Mythos die Nacherzähler und Interpreten erreicht, von Seneca über Voltaire bis zu André Gide.

Die Ödipus-Geschichte, der Tragödienstoff aller Tragödienstoffe, wurde zu einer der fundamentalen Mythen des Abendlandes. Allgemein gültige Wahrheiten und Einsichten über den Menschen und sein Leben in dieser Welt werden darin formuliert und dargestellt. Der Ödipus-Mythos ist heute lebendig wie je. Spätestens Sigmund Freud hat ihm mit seinem Ödipus-Komplex eine grandiose Renaissance verschafft.

Es ist also nur konsequent, daß der „König Ödipus“ von Sophokles immer noch zu den viel gespielten Stücken der Theater gehört, von hochmodernen Inszenierungen bis zur alljährlichen musealen Weiheaufführung im antiken Amphitheater von Delphi.

Zur Erinnerung: Die Geschichte

Jeder kennt den Mythos, die Wenigsten werden aber alle wichtigen Einzelheiten der Geschichte parat haben:

Die Ehe von Laios, König von Theben, mit Iokaste bleibt kinderlos, eine Katastrophe für einen Monarchen, der eine Dynastie fortführen muß. Das um die Gründe für seine Kinderlosigkeit befragte Orakel von Delphi hält Laios vor, er habe sich einst an einem Knaben vergangen und dadurch den Zorn der Götter entfacht. Laios würde von seinem eigenen Sohn erschlagen werden, sollte er je einen solchen zeugen. Trotz der Drohung schläft Laios Iokaste weiterhin bei; diesmal wird Iokaste schwanger und gebiert einen Sohn. Um dem ange drohten Schicksal zu entgehen, übergibt Iokaste ihr Neugeborenes einem Hirten, damit er es

in der Wildnis aussetze. Der Hirte gibt den Säugling jedoch einem auswärtigen Kollegen, der ihn seinerseits an das kinderlose Königspaar Polybos und Merope von Korinth weiterreicht. Erwachsen geworden, hört Ödipus Gerüchte, er sei gar nicht der leibliche Sohn des Königspaares, sondern ein angenommenes Findelkind. Die Eltern vermögen seine Zweifel nicht zu zerstreuen, so daß auch Ödipus nach Delphi reist. Auf die konkrete Frage nach seiner Herkunft erhält er keine Antwort, stattdessen die beunruhigenden Auskunft, es sei ihm bestimmt, seinen Vater zu töten und mit seiner Mutter Kinder zu zeugen. Um das zu vermeiden, kehrt Ödipus nicht nach Korinth zurück. An einer engen Wegstelle im Gebirge kommt es zum Streit zwischen Ödipus einerseits und Laios und Gefolge andererseits. Ödipus schlägt alle tot, bis auf einen Knecht, der entkommen kann.

Ein schreckliches Monster, die Sphinx, hält Ödipus auf, der aber ihr Rätsel löst, worauf die Sphinx in den Abgrund stürzt. In Theben feiert man Ödipus als Retter, man gibt ihm die Königswitwe Iokaste zur Frau und macht ihn damit zum König.

Einige Jahre später - Ödipus hat mit Iokaste inzwischen vier Kinder - leidet Theben unter der Pest. Das delphische Orakel sagt, die Pest werde erst dann weichen, wenn der Mörder von König Laios bestraft und aus der Stadt entfernt sei. Ödipus klärt binnen weniger Stunden den Mordfall Laios auf, wobei er sich selber als Mörder seines Vaters und Ehemann seiner Mutter enttarnt. Iokaste erträgt die Schande nicht, vom eigenen Sohn beschlafen und Kinder empfangen zu haben: Sie tötet sich selbst, Ödipus blendet sich und verläßt Theben als schuldgepeinigter Büsser.

Ödipus ist nicht ödipal

Seit Sigmund Freud haben wir uns angewöhnt, eine Geschichte nach dem Muster

Sohn haßt Vater und begehrt Mutter

eine „ödipale Geschichte“ zu nennen.

Der heranwachsende Sohn sieht den Vater als Rivalen an, den er - meist unbewußt - haßt.

- * Er haßt ihn als überlegenen sozialen Rivalen, der all das schon erreicht hat, was der junge Mann noch erreichen muß, um seinen Platz im Leben zu finden.
- * Er haßt ihn vor allem aber als sexuellen Rivalen um die Gunst der Mutter, der ersten und wichtigsten Frau im Leben eines Mannes.

Wenn wir diese Beschreibung einer ödipalen Situation wie eine Folie über den Mythos von Ödipus legen, merken wir schnell, daß die Ödipus-Geschichte alles mögliche ist, nur eben **keine** ödipale Geschichte. Es ist **nicht** die Geschichte eines Sohnes, der seinen Vater haßt und seine Mutter begehrt.

Seinen Vater Laios kann Ödipus gar nicht hassen, da er ihn nicht kennt. Er haßt ihn nicht einmal symbolisch, als jemand, der ihn früh verlassen hat, da Ödipus von diesem Teil der

Geschichte die längste Zeit nichts ahnt. Seine Mutter Iokaste begehrt Ödipus nicht, da er sie die gesamte Kindheit und Jugend über **gar nicht** und später **nicht als Mutter** kennt. Ödipus hält vielmehr bis zum Ende des sophokleischen Dramas Polybos und Merope für seine Eltern. Hätte er **Polybos** erschlagen und mit **Merope** geschlafen, **dann** wäre die Ödipus-Geschichte auch eine ödipale.

- * Ödipus verliebt sich nicht in seine biologische Mutter, um sie dann zu heiraten. Ödipus befreit eine ihm fremde und gleichgültige Stadt von einer schweren Bedrohung und bekommt als Lohn fürs Drachentöten die jüngst verwitwete Königin zur Gemahlin - eine ihm bis dahin fremde und gleichgültige, da unbekannte Frau.
- * Ödipus tötet seinen biologischen Erzeuger Laios, das ist richtig. Aber er tötet ihn nicht als den verhassten Vater, sondern als einen beliebigen Fremden im Verlaufe eines Streits.

Laios, der Täter

Laios!

Dieser Laios wird in der Ödipus-Rezeption - sei es die philologische, die psychologische oder die theatralische - verdächtig weit in den Hintergrund geschoben. Wenn von ihm überhaupt die Rede ist, dann als bedauernswertes Mordopfer (1) seines eigenen Sohnes. Eine rühmliche Ausnahme bildet die Schweizer Psychoanalytikerin Alice Miller. Miller beklagt, alle Welt rede von Ödipus und seiner Schuld oder Nichtschuld oder schuldlosen Schuld, während kaum einer mehr als einen flüchtigen Gedanken an Laios, den eigentlichen Urheber der Tragödie, den Haupttäter verschwende.

Wer sich auf diese Sichtweise von Alice Miller einläßt und den Ödipus-Mythos von Laios ausgehend betrachtet, dem kippt auf einmal die vertraute Geschichte. Sie verwandelt sich ihm in eine andere und er wird danach nie mehr die alte Geschichte im Ödipus-Mythos finden können.

Das ist ja gar nicht die Geschichte eines Mannes, der seinen Vater tötet, seine Mutter zur Frau nimmt und mit ihr Kinder zeugt. Der Ödipus-Mythos ist vielmehr die Geschichte eines Mannes, der einem Mordanschlag entgeht, Jahre später seinen Mörder tötet und die Komplizin des Mörders in den Selbstmord treibt.

Das in die deutsche Sprache eingegangene jiddische Wort *Chuzpe* läßt sich mit „Frechheit, Dreistigkeit“ so einigermaßen übersetzen, wobei allerdings selbst das Wort Dreistigkeit noch viel zu schwach ist. Was *Chuzpe* wirklich ist, erklären Anekdotenerzähler gerne durch die

1 Aber was heißt schon *Mord* in diesem Falle? Nach dem heutigen Rechtsverständnis wäre die Tötung von Laios im Verlaufe eines Kampfes allenfalls als *Totschlag*, wahrscheinlich aber nur als *Körperverletzung mit Todesfolge* oder gar als bloße(r) *Notwehr(exzeß)* einzustufen. Schließlich hatte sich der Wanderer Ödipus im Verlaufe des erbitterten Streites mehrerer Kontrahenten zu erwehren, die ihn, im Falle, sie hätten gesiegt, sicherlich getötet hätten, den Bräuchen ihrer Zeit folgend.

Geschichte von dem jugendlichen Elternmörder, der in seinem Schlußwort vor Gericht um mildernde Umstände bittet, unter Hinweis auf seinen Status als Vollwaise. Den Kindermörder Laios als Mordopfer zu bedauern, wie es die abendländische Geistesgeschichte seit der Antike macht - das macht der Chuzpe des Elternmörders ernsthafte Konkurrenz.

Seine Rache vollzieht Ödipus zwar nicht bewußt, aber er **vollzieht** sie. Und: **Er** vollzieht sie. Das Opfer vernichtet am Ende beide Täter. Eine Geschichte mit ausgleichender Gerechtigkeit, so befriedigend schön, daß sie im wirklichen Leben nur selten passiert. Eine wunderbare, versöhnliche Geschichte.

Und in der Tat ist bei Sophokles (1) nicht der schicksalhafte Verlauf der Geschichte tragisch, sondern die Reaktion der Beteiligten auf die Enthüllung der wahren Zusammenhänge. Nicht das Schicksal schlägt am Ende den König Ödipus, sondern er sich. Er selbst inszeniert das tragische Ende des Stücks, weil er eine Ideologie in sich trägt, die ihn seine eigene Geschichte als Tragödie **sehen** läßt.

* Der Ödipus-Geschichte zwischen Laios und Ödipus fehlt im Grunde der Ansatz zur Tragödie.

Die Sache mit der Mutter

Wenn da bloß nicht noch die Sache mit der Mutter wäre.

Machen wir uns nichts vor: Die „Sache mit der Mutter“ ist der springende Punkt an der ganzen Ödipus-Affäre und dem Aufsehen, das sie über die Jahrhunderte hinweg erregt hat. Die Story vom Vatermörder aus Versehen hätte in der europäischen Geistesgeschichte keine nennenswerten Wellen geschlagen, wenn der junge Mann anschließend seine Finger von der Mama gelassen hätte.

Angesichts hunderter und aberhunderter Söhne und Väter aus allen Herrscherhäusern Europas, die im Laufe der Geschichte von ihren jeweiligen Vätern oder Söhnen ermordet wurden - und zwar **bewußt** getötet und **gewollt** ermordet - wäre eine **versehentliche** Vaternötung allenfalls als Kuriosität am Rande registriert worden.

Ma la Mamma...

Es war Ödipussens Mutter, welche die Phantasie der Leser und Zuhörer erregte. Erst die nach dem „Mord“ an Laios erfolgte inzestuöse Beziehung zwischen Mutter und Sohn hat Horden von Groß- und Kleindenkern dazu gebracht, mit erigiertem Gänsekiel in feuchtoffenen Tintenfassern zu stochern.

1 Und das meint im Folgenden immer auch: in jener Version des Mythos, die für die folgenden Jahrtausende quasi das Monopol erlangt hat

Die Eltern von Ödipus

Mutter? Sagte ich „Mutter“? Was heißt „Mutter“? Und was „Vater“?

Im fortpflanzungsbiologischen Sinne ist meine „Mutter“ jene Frau, die mich ausgetragen und geboren hat, und „Vater“ nennt man jenen Mann, der sein Spermium in besagte Mutter versenkt hat. Im entwicklungs- und sozialpsychologischen Sinn hingegen sind „Mutter“ und „Vater“ jene Personen, die mich großgezogen haben, die sich also nach meiner Geburt wie Vater und Mutter zu mir verhalten haben. Im Normalfall ist eine solche begriffliche Trennung ohne praktischen Wert, denn beide Begriffe treffen in der Regel auf die gleichen Personen zu.

Wenn aber nicht, was dann?

Zur Beantwortung dieser Frage braucht man die Erkenntnisse der Psychoanalyse nicht zu bemühen. Seit Konrad Lorenz in den dreißiger Jahren der Entenmutter ihre Mutterrolle alleine dadurch abgeluchst hat, daß er vor den frisch geschlüpften Entlein wie eine Entenmutter einhergestapft ist, wissen wir, wie begrenzt die Bedeutung der biologischen Elternschaft auch bei schon vergleichsweise hoch entwickelten Tiergattungen ist - zum Kuckuck aber auch. So gesehen sind Ödipus' Eltern - seine **wirklichen** Eltern - Merope und Polybos. **Sie** nehmen Ödipus als ihren Sohn an. **Sie** benehmen sich ihm gegenüber so, als wäre er ihr Sohn. **Sie** sind ängstlich bemüht, vor ihm die Tatsache der Adoption zu verheimlichen, um weder ihre persönliche Beziehung zueinander zu gefährden, noch den Anspruch von Ödipus auf den Thron von Korinth.

Im Gegensatz zu diesen beiden, die ihre Elternrolle mit sehr viel Aufwand spielen, tauchen Laios und Iokaste im Ödipus-Mythos lediglich als biologische Maschinen auf, die Ödipus - versehentlich! - erzeugt haben, um ihr Mißgeschick dann schnellstmöglich wieder zu vernichten. Der Plan des Kindesmordes mißlingt wegen des Ungehorsams des Hirten - und **nur** deswegen.

* Es ist ein frivoler, biologistischer Mißbrauch der Begriffe „Vater“ und „Mutter“, Laios und Iokaste als Eltern von Ödipus zu bezeichnen.

Mord ist nicht gleich Mord

Wer sich dazu entschließt, den „König Ödipus“ von Sophokles nicht kniend zu lesen, als Ehrfurcht heischenden Mythos in der dramatischen Bearbeitung durch einen klassischen Großmeister, sondern einfach als Theatertext, den springen bei der Lektüre mehrere Merkwürdigkeiten, nein: Ungeheuerlichkeiten regelrecht an.

Da ist zum einen der Umstand, daß **sämtliche** beteiligten Personen, Ödipus eingeschlossen, einerseits ein Riesengeschick um die Tötung des Vaters machen, ein fast noch größeres

um den Inzest zwischen Sohn und Mutter, andererseits jedoch den (versuchten) Kindesmord der Eltern als die selbstverständlichste Sache der Welt ansehen. Laios tötet den Säugling nicht eigenhändig, sondern gibt ohne jede Heimlichtuerei einem anderen den Befehl dazu. Er übt ganz einfach sein gutes Recht als König und Vater aus. Jahre später spricht Iokaste im Zuge der Aufklärung der alten Geschichte ganz unbefangen und vor allen Leuten davon, daß sie und Laios ihren gemeinsamen Sohn ausgesetzt hätten, damit er umkomme.

Dieser Auffassung seiner sämtlichen Hauptpersonen schließt sich der Große Sophokles an! Der Kindesmord von Laios & Iokaste wird von ihm nicht einmal ansatzweise problematisiert. An keiner Stelle des Stücktextes läßt eine der handelnden Personen auch nur in einem Nebensatz ein Fünkchen von Kritik/Selbstkritik aufscheinen.

Der mitleidlose Ödipus

Mehr als nur merkwürdig ist auch die Reaktion von Ödipus auf die Nachricht vom Tode von Polybos. Der bedrängte König nimmt diese Nachricht mit einem erleichterten Seufzer auf. Diese Reaktion ist durchaus nachvollziehbar, denn der Tod von Polybos, den er zu diesem Zeitpunkt noch fraglos als einzig in Frage kommenden Vater ansieht, befreit ihn - scheinbar - von der Angst, er könnte seinen Vater erschlagen. Aber: Ödipus ist **nur** erleichtert, nicht erschüttert **und** erleichtert. Ödipus, bei Sophokles ein eiskalter Hund, wenn es nicht um seine eigene, kostbare Seele geht, findet kein Wort der Trauer um den alten Vater.

Vor allem aber: Sophokles bewertet dieses Verhalten seiner Hauptperson als absolut normal und richtig. Im Text des Stückes lassen sich keine Anzeichen von Tadel erkennen.

Um es auf den Punkt zu bringen:

- * Als Eltern von Ödipus gelten bei Sophokles ausschließlich die biologischen Reproduktionsmaschinen Laios und Iokaste.
 - Sie bleiben es auch dann, als sie buchstäblich gewaltsam auf diese Eigenschaft verzichten wollen.
 - Die wirklichen Eltern von Ödipus, Polybos und Merope, die sich ihm gegenüber wie Eltern verhalten haben und dadurch zu seinen Eltern geworden sind, zählen nicht als solche.
- * Täter ist Ödipus, **ausschließlich** Ödipus.
 - Ödipus tötet (wenn auch unwissentlich) seinen „Vater“, er nimmt (wenn auch unwissentlich) seine „Mutter“ zur Frau. Er macht sich dadurch schuldig, er läßt damit so ziemlich die gräßlichste Art von Schuld auf sich, die der Mythos kennt.

- Daß logischerweise auch Laios seinen „Sohn“ (wenn auch unwissentlich) ein zweites Mal töten wollte - nämlich bei jenem Streit im Gebirge - wird niemals problematisiert oder auch nur angesprochen.
 - Daß nicht minder logischerweise auch Iokaste ihren Sohn (wenn auch unwissentlich) zum Mann genommen hat, also aktiv gehandelt hat, wird niemals problematisiert oder auch nur angesprochen.
 - Ödipus blendet sich wegen der Schuld, die er begangen hat.
 - Iokaste dagegen tötet sich wegen der Schande, die sie durch Ödipus erlitten (1) hat.
- * Laios und Iokaste haben sich keines Verbrechens schuldig gemacht.
- Vorsätzlicher Kindesmord ist selbstverständliches Elternrecht/Königsrecht.
 - Versehentliche Tötung des Vaters dagegen ist ein hochsanktioniertes Verbrechen.

Kurz:

- * Der „König Ödipus“ von Sophokles transportiert eine barbarische, menschenverachtende Ideologie.

Andere Zeiten - andere Ethik

Bei aller moralischen Empörung sollte man aber fair bleiben und versuchen, den handelnden Personen und ihrem Dramatiker gerecht zu werden, die Geschichte von Ödipus also aus ihrem historischen Hintergrund heraus zu verstehen. Ich kann weder Ödipus, Laios und Iokaste einerseits noch Sophokles andererseits eine Sicht auf die Dinge abverlangen, die sie als Kinder ihrer Zeit gar nicht haben konnten. Ich kann sie nicht an ethischen Forderungen messen, die zwar heute selbstverständlich scheinen, ihren Zeitgenossen jedoch für nichts galten. Die Menschen des archaischen und des klassischen Griechenland dachten anders, weil sie anders lebten. Manches war damals selbstverständlich, was uns heute unerträglich, barbarisch, entsetzlich anmutet.

Um, in der archaischen Welt lebend, **überleben** zu können, war es offensichtlich notwendig, so zu denken und zu handeln, wie Laios/Ödipus. Für die archaische Gesellschaft ist das Verhalten von Laios/Ödipus, ihre Einstellung zu Tötung, Abstammung und Herkunft sinnvoll und richtig, oder wertneutraler gesagt: angepaßt.

1 *In wildem Jammer stürzte sie herein!.../Und rief zum längst verstorbenen Laios,/Wie ihn der alten Ehe Sproß erschlug/Und wie er sie dem Sohne hinterließ/Als greuelvoller Brut Gebärerin,/ (Sophokles: "König Ödipus", Schlußszene, V. 1241, V. 1245-1248)*

Edel ist der Adel

Es war eine Zeit, in der nicht mehr jeder alles machte, eine Welt, in der sich Spezialisten für die verschiedenen Tätigkeiten herausbildeten. Jene Stammesangehörigen, die am stärksten, brutalsten, hinterhältigsten - sprich: siegreichsten - waren, schlossen sich zu einer Kriegerkaste zusammen, die sich und ihre Eigenschaften edel, edelig, adelig nannte. Diese Berufskrieger beherrschten den Stamm, einschließlich der besiegten anderen Stämme, denn alle Macht kommt von der Klinge des Schwertes. Jener wiederum aus dieser Gruppe, der sich als der stärkste, brutalste, hinterhältigste - also: edelste, edeligste, adeligste - von allen erwiesen hatte, beherrschte den herrschenden Adel und nannte sich König (1).

Damit die Herrschaft auch nach dem Tode des Königs in seiner Familie blieb, bestimmte der König seinen ältesten (überlebenden) Sohn zum Nachfolger. Um auf Dauer König, und also Chef einer brandgefährlichen, vor nichts zurückschreckenden Machtelite zu **bleiben**, mußte der Thronfolger (2) mindestens genauso stark, brutal und hinterhältig sein wie der alte König, sein Vater. Damit er dies wurde, war es unumgänglich, ihn von Kindesbeinen an in den edlen Tugenden des Adels, also Stärke, Brutalität und Hinterhältigkeit zu schulen.

Dadurch sicherte der König seiner Familie das Königtum über den eigenen Tod hinaus.

Gefährliche Familie

Dadurch geriet der König aber auch in ein verfluchtes Dilemma. Ein berufsbedingt ultramieser Stinktiefel muß berufsbedingt im eigenen Hause eine Brut ultramieser Stinktiefel heranziehen, damit einer von ihnen dereinst sein würdiger Nachfolger werde. Die Söhne des Königs sind Leute, denen man von klein auf beigebracht hat, jeden umzulegen, der ihnen im Wege steht.

Diese Schulung des eigenen Nachwuchses in den Tugenden des Adels ist für den König eine Investition in die Zukunft seiner Gene über den individuellen Tod hinaus. Solange er lebt, ist aber noch **er** König und muß vor dieser Horde machtgieriger und vor nichts zurückschreckender Söhne eine Heidenangst haben.

Scheißspiel!

Dieses Scheißspiel erklärt die existentielle, weil hochbegründete Angst des Laios vor der Tötung durch seinen eben geborenen Sohn.

1 Oder Häuptling oder Fürst oder wie immer.

2 Und nicht nur er, sondern auch die anderen Söhne, die quasi als Reserve bereit stehen, wenn dem Thronfolger etwas zustößt.

Nun sind Morde innerhalb einer Familie auch heute nicht so selten, wie es sich der biedere Menschenfreund vorstellt. Bei der überwiegenden Mehrzahl aller Tötungsdelikte besteht (1) eine enge verwandtschaftliche Beziehung zwischen Täter und Opfer.

Der moderne Psychologe aber sagt dir, daß in deiner Familie bei der Entwicklung der persönlichen Beziehungen verdammt viel schief gelaufen sein muß, bis es soweit kommt, daß dich der eigene Sohn irgendwann erschlägt. In den guten, alten Zeiten jedoch war - zumindest bei Königs - der Vater-/Sohn-/Bruder-Mord die Folge einer **geglückten** Erziehung.

Viehzuchtlogik

Hatte der erste König einer Dynastie seine Herrschaft noch durch Gewalt und Tücke erlangt, so gründen seine Nachfolger den Anspruch auf den Thron auf ihre Abstammung vom Dynastiegründer.

Nur wenn ich nachweislich der älteste (noch lebende) Sohn des letzten Königs bin, komme ich für die legitime Thronfolge in Frage. Ich bin des Thrones würdig, weil ich die Erbanlagen des alten Königs in mir trage, weil ich vom selben „edlen Geblüte“ (1) bin wie er. Der Stammbaum ist für den Adligen so wichtig wie für den Viehzüchter.

Aus dieser Viehzuchtlogik - und **nur** aus ihr heraus! - wird nun auch verständlich, warum Ödipus so hartnäckig von Laios als seinem Vater, von Iokaste als seiner Mutter spricht.

Vater	<i>Laios</i>	(König)
Mutter	<i>Iokaste</i>	(Königin)
Sohn	<i>Ödipus</i>	(Thronfolger)

So lautet der Eintrag im Zuchtbuch, das für einen Adligen in einer feudalen Gesellschaft lebenswichtig ist. So wie sich für einen Viehzüchter der Wert eines Bullen für die Zucht aus dem Stammbaum herleitet, leitet sich für den Adligen sein sozialer Rang aus dessen biologischer Abstammung ab. Dabei ist der Adelige Züchter und Zuchtbulle in einer Person.

Ödipus ist, vom königlichen Vater verstoßen, dennoch nicht als beliebiges Menschenkind aufgewachsen. Als Prinz von Korinth hat er die Werte der Adelsgesellschaft von klein auf in sich aufgesogen. Wenn sich der Besitz eines großen Vermögens, die Macht über Tausende von Menschen, mein Selbstbewußtsein und die Wertschätzung der anderen entscheidend aus meiner biologischen Abstammung ableiten, wird mir, als dem Begünstigten solcher Spielregeln der Gedanke, es könnten sich die Begriffe „Vater“ und „Mutter“ anders definieren als durch den biologischen Sachverhalt, nicht mal als Denkmöglichkeit in den Sinn kommen.

1 Laut der Kriminalstatistik unserer Tage!

Grenzen des Mythos

Mit ausreichenden Kenntnissen über die Lebensbedingungen der Ur- und Frühzeit lassen sich sowohl die Konflikte der alten Mythen und Sagen verstehen als auch die Lösungen, welche die Helden für diese Konflikte finden. Kommt zu den Kenntnissen noch ein tüchtiger Schöpfer Phantasie und Einfühlungsvermögen hinzu, wird man sich auch in die Seelenlage der alten Helden - wenigstens ein Stück weit - hineinversetzen können.

Ehrfürchtig das Haupt vor der tiefen Weisheit des Mythos neigen aber kannst du nicht. Allgemein gültige Wahrheiten und Einsichten über den Menschen und sein Leben in dieser Welt kannst du nur bröckchenweise und nur mit dem feinen Sieb der Skepsis aus dem Mythos herausfiltern.

* Denn: Die Weisheit des Mythos ist zeitgebunden, **sehr** zeitgebunden.

Unterschiedliche Zeiten, unterschiedliche Lebensbedingungen schaffen sich ihre je unterschiedlichen Moralen und Ethiken (2). Wenn wir mythische Helden wie Achilles, Herkules oder Siegfried bewundern, sollten wir nicht vergessen, daß alle drei, lebten sie heute, mit ihrem *feeling*, ihrem *way of life* binnen kurzer Zeit mit der Kriminalpolizei in Konflikt wären.

Die Zeiten, in denen die Mythen entstanden sind, aus denen heraus sie zu verstehen sind, sind untergegangen und mit ihnen deren Ethik und ein Gutteil ihrer Weisheit. Dieselben Eigenschaften, die Achilles und Siegfried in die Heldenlieder gebracht haben, brächten sie heute ohne Umwege ins Gefängnis.

Das Überzeitliche am Mythos ist genau das: selber ein Mythos nämlich. Es ist Narretei, sich in Ehrfurcht vor einer Tradition zu verbeugen, die in höchstem Maße kritikwürdig ist.

Ödipus - eine wahre Tragödie

Genau das aber geschieht, und es geschieht stets aufs Neue, tragischerweise.

Daß die Geschichte von Ödipus von Generation zu Generation weitergegeben wird, **daß** der „König Ödipus“ von Sophokles immer noch gerne gespielt wird, mitsamt der im Stück propagierten Ethik der Viehzucht und des Kindermordes, ist dabei nicht zu kritisieren. Die Ethik der alten Geschichte paßt zu der alten Zeit, in der sie spielt; sie paßt zu den archaischen Menschen, die diese Geschichte gestalten und erdulden. Es gilt, diese uns fremde Ethik aus der Welt von damals heraus zu verstehen. Das waren schließlich keine Monster, sondern an ihre - uns fremde - Umwelt angepaßte Menschen.

1 Das "edle Geblüt" des herrschenden Königs leitet sich daraus ab, daß er der herrschende König ist und also die Macht hat, festzusetzen, was als "edel" gilt und was nicht.

2 So verwurzelt ist in der gängigen Philosophie der Glaube an **eine**, natürliche, die Zeiten überdauernde Moral und Ethik, daß unsere Sprache keinen Plural für diese Begriffe bereithält.

Kritikwürdig ist nicht die Ethik der alten Geschichte, sondern die Kritiklosigkeit, mit der diese ideologische Botschaft des Ödipus-Mythos noch immer als zeitlose Wahrheit verkauft wird. Immer noch wird auf dem Theater der „Fall Ödipus“ in demütiger Verbeugung vor der Tradition als die Tragödie der (schuldlosen) Schuld des Sohnes Ödipus dargestellt. Die Frage nach der Schuld des Vaters Laios, der Mutter Iokaste bleibt außen vor. Die Frage, wer denn Vater, wer Mutter von Ödipus ist und ob sich Ödipus wirklich gewalttätig oder sexuell an ihnen vergriffen hat, wird nicht gestellt.

- * Der Skandal besteht darin, daß die Geschichte von „König Ödipus“ immer noch als Tragödie gesehen wird.

Ödipus im Straßenanzug?

Gesetzt den Fall, es nähme einer die vorstehenden Ausführungen so ernst, wie sie gemeint sind, welche Konsequenzen ergäben sich hieraus für die Bühne? Welche Möglichkeiten stehen einem Theatermenschen offen, der wieder mal die Geschichte von König Ödipus auf die Bühne bringen möchte, diesmal aber die hier zur Diskussion gestellten Überlegungen berücksichtigen will, weil sie ihm einleuchtend erschienen sind? Kann man den „König Ödipus“ so inszenieren, daß die Botschaft der Bühne die Tendenz des Textes korrigiert?

Kein Problem, sagt der Bühnenpraktiker. Schließlich ist zu diesem Zweck vor fast einem Jahrhundert das Regie-Theater erfunden worden, das es erlaubt, Stücke „gegen den Strich“ zu inszenieren, um sie auf diese Weise szenisch neu zu interpretieren. Du steckst Brutus in einen Straßenanzug, verpackst Ophelia in ein Cocktaillkleid, läßt die ganze Story im Hamburg von heute spielen und machst dem Publikum auf diese Weise klar, wie aktuell die alte Klamotte noch ist, die es sich gerade anschaut.

Diese alterprobt Methode kann allerdings bei **diesem** Versuch einer Neuinterpretation nicht funktionieren. Es soll ja gerade die hochaktuelle Botschaft rübergebracht werden, wie zeitgebunden und nicht mehr aktuell die alte Ödipus-Geschichte ist.

Und der Text ist da, um ihn kommt kein Dramaturg herum. Ich kann als Regisseur am Text streichen, sicher, aber ich kann den Text, der Sophokles' Sicht der Dinge transportiert, nicht wirklich **verändern**. Denn ich will ja den „König Ödipus“ von Sophokles inszenieren, kein neues, eigenes Stück. Sophokles hat das Recht, daß sein Stück so aufgeführt wird, wie er es geschrieben **und** gemeint hat.

Macht nichts, denn ich kann einen Schritt weitergehen, das Stück bearbeiten und als „*König Ödipus*“ von Sophokles in der Bearbeitung von Hans Müller-Möhrenschneder herausbringen. Der Begriff „Bearbeitung“ läßt sich jedoch nicht beliebig ausdehnen, er erlaubt nur einige behutsame Änderungen. Macht Hans Müller-Möhrenschneder mehr als das, ändert er gar die Tendenz des Textes, dann hat er ein neues Stück geschrieben. Brächte er es nicht

als „König Ödipus“ von Hans Müller-Möhrensneider heraus, sondern bliebe hinter dem breiten Rücken des wehrlosen Sophokles versteckt, betröge er sein Publikum.

Wenn ich den Gedanken konsequent zu Ende denke, dann führt mich die Idee einer gegen den Strich gebürsteten Klassikerinszenierung dazu, gleich ein neues Stück zu schreiben.

Ein kühner Gedanke, Hans Müller-Möhrensneider gegen - immerhin! - Sophokles in den Ring steigen zu lassen.

Ein neues Stück in alter Zeit

Nehmen wir einmal spaßeshalber an, ein Dramaturg hätte die Traute, sich auf diesen spektakulären Wahnsinn einzulassen (1). Wie könnte, wie müßte ein Ödipus-Stück aussehen, mit dessen Abfassung er Hans Müller-Möhrensneider oder wen immer beauftragt?

Der neue „König Ödipus“ darf sich natürlich nicht um den tragischen Konflikt der alten Ödipus-Geschichte herumdrücken, will er nicht läppisch werden. Er muß mit vollem Ernst und in aller Schärfe von diesem großen Konflikt ausgehen, ihn dann aber aus der dynastischen Viehzuchtlogik von Antike und Mittelalter herauslösen, um ihn stattdessen vor dem Hintergrund eines modernen Begriffs von Elternschaft aufzulösen.

Daraus folgt zum einen, daß das neue Stück auf gar keinen Fall in der Gegenwart spielen kann. Denn in der Gegenwart liefe die Ödipus-Geschichte gar nicht erst an.

- * Voraussetzung für den Plot ist die selbstverständliche und enge Verbindung zwischen hochpolitischem Machtkampf und intimster Beziehungs- und Familienkiste, wie dies nur in einer (echten) Monarchie möglich ist.
- * Ohne die Orakelsprüche und den tiefen Glauben an sie würde gar nichts passieren. Dabei muß es möglich sein, dieses Vertrauen in das Orakel vor aller Welt zu zeigen.
- * Der Säugling Ödipus muß einem Dritten zur Aussetzung übergeben werden, da es ansonsten nicht zur Vereitelung des Mordes kommen kann. Das setzt eine Umwelt voraus, in welcher diese Kindstötung selbstverständlich akzeptiert wird.
- * Ödipus wird der Gemahl von Iokaste, weil ihm die verwitwete Königin als Siegespreis für seine Vernichtung der Sphinx ins Bett gelegt wird.

Schon Sophokles hat sich davor gehütet, seinen „König Ödipus“ in seiner Gegenwart, dem klassischen Griechenland, spielen zu lassen. Er hat ihn dort gelassen, wo er herkommt, nämlich im archaischen Griechenland des Mythos.

1 Und sei es bloß deshalb, weil das Theater immer vom Spektakulären und manchmal auch vom Wahnsinn lebt.

Ein alter Plot, ein neuer Mensch

Aus der gestellten Aufgabe folgt zum anderen, daß der Autor das Stück auf gar keinen Fall mit einem archaischen Ödipus durchspielen kann. Mit einem Ödipus, getrieben von einer archaischen Psychologie, liefere die Geschichte auch bei Hans Müller-Möhrenschnieder zwangsläufig wieder so, wie sie bei Sophokles gelaufen ist. Wer mit aller Konsequenz Laios als Vater und Iokaste als Mutter ansieht, wer die versuchte Tötung der eigenen Person durch Vater und Mutter akzeptiert, kann gar nicht anders, als am Ende des Stückes zu zweifeln, angesichts der eigenen schrecklichen Taten.

Nein, Ödipus muß ein moderner Mensch sein. Ein moderner Mensch, umgeben von archaischen Menschen, in einer durch und durch archaischen Konfliktsituation.

Ich stelle mir das zu schreibende Stück als eine Art psychologisches Experiment vor. Der bekannte tragische Konflikt des Ödipus bleibe in allen wesentlichen Punkten unverändert, inklusive der Details mit Pest und Orakel und dem allmählichen Aufdecken des Durcheinanders. Nur diesmal deckt ein moderner Mensch die Verwicklungen der eigenen Biographie auf. Er bewertet die Ausgangssituation des Mythos ganz anders als der authentische Ödipus.

Der neue Ödipus weigert sich, sein vom Orakel vorgezeichnetes Schicksal anzunehmen, da er dessen Tragik nicht sehen will, von seinem modernen Standpunkt aus auch gar nicht sehen kann. Er ist - verdammt noch mal! - kein Vatermörder, da sein Vater, Polybos, noch lebt. Er ist auch kein Mutterficker, da er seine Mutter, Merope, niemals ungeziemend berührt hat. Er ist nicht entsetzt über das, was er getan hat, vielmehr tief befriedigt von der Erkenntnis, daß es ihm vergönnt war, seinen Mörder eigenhändig zu töten. Der moderne Bühnen-Ödipus ist vom Ergebnis seiner Ermittlungen nicht bis ins Mark erschüttert, sondern vielmehr tief befriedigt von der Erkenntnis, daß es ihm vergönnt war, seinen Mörder eigenhändig zu töten.

- * Entstehen müßte notwendigerweise ein unhistorisches, anachronistisches Stück.
- * Unvermeidlich auch, daß unter diesen Umständen das Stück zur Komödie würde.

***Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp',
Zu tauchen in diesen Schlund?***

Ein Jud bleibt immer ein Jud

Die Juden - ein Produkt der Antisemiten?

Es war ein bemerkenswertes Schauspiel, das seinerzeit der ehem. 2. Vorsitzenden der F.D.P., Jürgen Möllemann, und der weiland 2. Vorsitzende des Zentralrats der Juden, Michael Friedmann, einem verwöhnten Publikum boten.

Möllemann hatte die Politik Israels gegenüber den Palästinensern kritisiert, die in der Tat kritisierenswert ist. Friedmann interpretierte diese Kritik als antisemitisch und wehrte sich temperamentvoll dagegen. Möllemann konterte: Mit der Unterstellung, seine, Möllemanns, Kritik sei antisemitisch, trage Friedmann erheblich zur Anheizung des Antisemitismus in Deutschland bei.

Möllemanns Kritik an Israel war *vielleicht* antisemitisch gewesen, seine Kritik an Friedmann war es *gewiß*. Möllemann griff dabei auf eine altbewährte Argumentationslinie zurück: Die Juden sind schuld am Antisemitismus.

Es ist ja auch logisch:

- * Wenn die Juden nicht so jüdisch wären, würde sich keiner über sie aufregen.
- * Wenn die Juden gar nicht wären, könnte niemand, schon gar nicht die Juden, anständige Menschen des Antisemitismus bezichtigen.

Ohne die Juden wäre manches leichter.

Judenhaß im Altertum

Vorbehalte gegen die Juden waren schon im Altertum eine verbreitete Erscheinung. Die Stammesreligion der Juden verehrte einen einzigen Gott, der strenge Ausschließlichkeit für sich beanspruchte. Damit zogen die Juden Verwunderung, Unmut, ja Haß auf sich.

Die Himmel des Altertums waren schließlich von einer Unzahl von Göttern bevölkert, die miteinander, oft gegeneinander, in Beziehung standen. Es war eine selbstverständliche Geste eines militärisch unterlegenen Volkes, sich vor den offensichtlich stärkeren Göttern der Sieger zu verneigen. Es war ein selbstverständlicher Brauch der Sieger, den Besiegten ihre Götter zu lassen, solange sie die Vormacht der eigenen Götter anerkannten.

In diese, im Großen und Ganzen tolerante Welt der Vielgötterei paßte der eifersüchtige Gott der Juden so gar nicht hinein. Den antiken Menschen war die Vorstellung eines einzigen Gottes unverständlich. Unerträglich war es ihnen, daß die Juden jegliche - auch nur oberflächlich respektvolle - Verneigung vor ihren eigenen Göttern verweigerten.

Judenhaß im Mittelalter

Das Christentum begann seine Karriere zur Weltreligion als jüdische Sekte, gegründet von den Schülern des Rabbi Jesus. So selbstverständlich begriff man sich als jüdische Religionsgemeinschaft, daß das Urchristentum geprägt war von der Frage, ob überhaupt Heiden - also Nichtjuden - in die christliche Gemeinschaft aufgenommen werden konnten und durften.

Als dann die im Prinzip jüdische Ein-Gott-Religion zum Normalfall wurde, hätten eigentlich die Juden ganz normal unter den Anhängern des Juden Jesus leben können. Jetzt aber warfen religiöse Eiferer den Juden vor, sie seien die Mörder Gottes.

Ein solcher Vorwurf ist widersinnig. Damit ist noch nicht mal die simple Tatsache gemeint, daß es nicht jüdische Behörden waren, die Christus gekreuzigt haben, sondern römische. Es waren auch nicht die Juden, welche Pilatus zur Kreuzigung gedrängt hatten, sondern einige wenige Rabbiner. Auch der naheliegende Gesichtspunkt, daß in einer Geschichte, die unter Juden spielt, notwendigerweise auch die Schurkenrolle von Juden gespielt werden muß, verdient - so richtig er ist - nur eine Erwähnung am Rande.

Nein, der wahre Wahnsinn kriecht uns entgegen, wenn wir die Sache vom theologischen Standpunkt aus betrachten. Jeder Christ lernt, es sei Jesus Christus auf die Welt gekommen, **um** uns Menschen durch seinen Kreuzestod von der Erbsünde zu befreien. Damit wird die Kreuzigung zu einer von vornherein abgekarteten Sache Gottes. Die Erlösung ist durch Christi Kreuzestod über uns gekommen und nur durch ihn und ohne den Kreuzestod wäre immer noch keine Erlösung. Das Christentum verdankt seine Existenz dem Umstand, daß der Hohe Rat zu Jerusalem samt Pontius Pilatus so freundlich waren, das zu tun, was um des Heiles willen auf jeden Fall getan werden mußte.

Wer seinen christlichen Glauben ernst nimmt, müßte dem Hohepriester Kaiphas dankbar die Füße küssen, daß er die Verurteilung und Hinrichtung Jesu betrieben hat.

Judenhaß in der Neuzeit

Die Philosophie der Aufklärung drängte seit dem 18. Jahrhundert die Rolle der Religion im öffentlichen Leben und im privaten Bewußtsein zurück, strenggläubige Christen gerieten in die Minderheit.

Nun also, da die religiösen Vorwürfe gegen die Juden mangels öffentlichem Interesse an der Religion uninteressant geworden waren, hätte wirklich eine Ruhe sein können.

Spätestens seit dem 19. Jahrhundert begriff man aber Juden nicht mehr als Mitglieder einer Religionsgemeinschaft, sondern als Angehörige eines Volkes, ja einer Rasse. Zum religiösen Antijudaismus - der weiterlebte - kam der rassische Antisemitismus hinzu. Nicht mehr

die falsche Religion macht seither die Juden minderwertig und hassenswert, sondern genetisch in ihrer Rasse verankerte Charakterdefekte.

Um den rassistischen Antisemitismus zu begründen, waren einige halsbrecherische Verbiegungen der Realität notwendig. Dummerweise fehlt nämlich den Juden so ziemlich alles, was sie als **ein** Volk, **eine** Rasse definieren könnte: ein gemeinsames Siedlungsgebiet, ein einigermaßen gleichartiges Aussehen, eine gemeinsame Sprache sowie eine gemeinsame kulturelle Tradition, jenseits der religiösen Überlieferung.

- * Seit Titus im Jahre 70 n. Chr. den Tempel zerstörte und Palästina von den Juden entvölkerte, blieben diese in alle Winde zerstreut. Auch nach der Gründung des Staates Israel leben immer noch weit mehr Juden über den Erdball verstreut, als in Israel selbst.
- * Allen Gerüchten zum Trotz gibt es den physiognomischen Typus **des** Juden nicht. Die sephardischen (d. h. portugiesischen) Juden aus dem Mittelmeerraum und die aschkenasischen (d. h. deutschen) Juden aus Mittel- und Osteuropa sind optisch nicht unter einen Hut zu bringen, von den äthiopischen Juden negroiden Typs gar nicht zu reden.
- * Die meisten Juden außerhalb Israels sprechen die Sprache ihres Heimatlandes. Wenn sie hebräisch sprechen, so sprechen sie es - nicht selten mit Mühe und Akzent - als Fremdsprache. Das Jiddische ist/war zwar eine lebendige Verkehrssprache, aber es war von Anfang an nur die gemeinsame Sprache der Aschkenasim, also der aus Deutschland kommenden Juden.
- * Nehmen wir aus der Kultur der Juden alles heraus, was direkt oder indirekt einen religiösen Hintergrund hat, bleibt nichts mehr übrig. Für den Staat Israel ist es ein großes innenpolitisches Problem, die fundamentalen Unterschiede im kulturellen Hintergrund ihrer Einwanderer unter einen Hut zu bringen.

Es gibt kein jüdisches **Volk** mehr, das ist es. Die zweitausend Jahre der Diaspora haben ihre Spuren hinterlassen.

Die Theorie von der Existenz eines jüdischen Volkes unabhängig von der Religion brachte das christliche Abendland darüber hinaus in peinliche Verlegenheit. **Sämtliche** Personen nämlich, die als Begründer des Christentums verehrt werden, sind Juden. Das zwingt christliche Antisemiten dazu, den Juden Paulus als den großen Theoretiker ihrer Religion anzuerkennen, auf den Knien vor der Jüdin Maria herumzurutschen, den Juden Jesus anzubeten um anschließend die von Grund auf verderbte Rasse der Juden zu verfluchen.

Kirchenaustritte I

Wenn christliche Judenfeinde im Mittelalter ein Pogrom veranstalteten, dann galt ihr Heiliger Zorn der Irrlehre des mosaischen Glaubens. Wer von den bedrängten Juden seinem Glauben abschwor und sich taufen ließ, wurde meist verschont und konnte sein Leben retten.

Ein bitterer Ausweg, den man im Mittelalter den religiös verfolgten Juden wies. Aber immerhin: ein Ausweg. Ein Ausweg, der den rassistisch verfolgten Juden von gestern und heute versperrt ist. "Aus der Rasse kannst du nicht austreten", hat es mal ein Nazi formuliert.

Ein als Katholik geborener Deutscher, der sich im Laufe seiner Entwicklung so weit von der Kirche entfernt, daß ihm diese nichts mehr sagt, schreibt einen Brief an die zuständige Diözesanverwaltung. Er erklärt seinen Kirchenaustritt und gilt fortan als konfessionsloser Deutscher.

Ein als Jude geborener Deutscher, der sich in gleicher Weise von den religiösen Wurzeln seiner Kindheit entfernt hat, hat die gleichen Möglichkeiten, einen sauberen Trennstrich zu ziehen.

Theoretisch.

Praktisch ist es ihm fast unmöglich.

Denn er ist Angehöriger einer Minderheit, die seit zweitausend Jahren von ihrer jeweiligen Umwelt gehaßt, verfolgt, erschlagen wurde. Als Jude wird er in Deutschland zwar (derzeit? noch?) nicht verfolgt und offen diskriminiert, der antisemitische Reflex funktioniert aber hierzulande immer noch - siehe Möllemann und das Wählerpotential, auf das er spekuliert hat. Mehr oder weniger offene Verfolgung müssen Juden in anderen Teilen der Welt aber immer noch erdulden.

Und aus dieser bedrängten Gemeinschaft soll er, einiger theologisch-philosophischer Glaubenszweifel wegen austreten? Diese Gemeinschaft soll er schwächen, indem er sie um ein Mitglied vermindert? Diesem Druck von außen soll er sich feige entziehen, indem er sich einfach aus der mosaischen Religionsgemeinschaft davonschleicht?

Ilja Ehrenburg (1891-1967), russischer Schriftsteller jüdischer Herkunft, Marxist und Atheist, hat es auf den Punkt gebracht: "Ich werde stets wiederholen, daß ich Jude bin, solange es auf der Welt auch nur einen Antisemiten gibt."

Wie sauer einem Juden der Abschied von seiner Religion gemacht wird, erhellt auf drastische Weise die Geschichte der Philosophin Edith Stein, Schülerin und Mitarbeiterin von Edmund Husserl. Sie wurde 1942 wegen ihrer jüdischen Abstammung von der Gestapo verhaftet und nach Auschwitz verbracht. Weil sie damals längst zum katholischen Glauben konvertiert und in den Karmeliterorden eingetreten war, wurde ihr unter Berufung darauf eine Rettung aus Auschwitz in Aussicht gestellt. Ihre Antwort auf dieses Angebot ist überliefert: "Warum soll ich eine Ausnahme erfahren? Ist dies nicht gerade Gerechtigkeit, daß ich keinen Vorteil aus meiner Taufe ziehen kann? Wenn ich nicht das Los meiner Schwestern und Brüder teilen darf, ist mein Leben zerstört."

Edith Stein hatte also den Schritt weg von der mosaischen Religion bereits vollzogen. Sie hatte seit 20 Jahren als katholische Nonne gelebt. Und als es dann buchstäblich um Leben

und Tod ging, war sie nicht in der Lage, ihre Herkunft zu verleugnen und sich wirklich und wahrhaftig aus dem Judentum zu entlassen. Sie hätte nach dieser Rettung offensichtlich nicht mehr weiterleben können.

Universaljuden

Das Beispiel Edith Stein zeigt aber auch, daß ein Jude, der sich allen inneren Schwierigkeiten zum Trotz vom Judentum löst, von seiner Außenwelt mitnichten aus dem Jude-Sein entlassen wird. Ein Jud bleibt immer ein Jud.

Noch während ihrer Heiligsprechung im Jahre 1998 bezeichnete Johannes Paul II. Edith Stein als "katholische Jüdin". Er sagte nicht: "jüdische Katholikin". Das, was ihr anhaftet, und was sie ihr Leben lang nicht los wurde (und ihre Kinder, hätte sie welche gehabt, auch nicht), ist die Eigenschaft "Jude".

Heinrich Heine ließ sich taufen und war trotzdem für die Nazis der "jüdische Dichter", der er bis zum heutigen Tag geblieben ist. Karl Marx, der Prediger des Atheismus, ist nichtsdestotrotz der Jude Marx. Der Erz-Atheist Sigmund Freud, der die wahrscheinlich gescheiteste und folglich gnadenloseste Analyse der Religionen geschrieben hat, ist immer der Jude Freud geblieben. Der Erzbischof von Paris, Kardinal Lustiger, ist in der katholischen Hierarchie ganz weit nach oben aufgestiegen und dennoch versäumt es kein kundiger Journalist, auf seine jüdische Abstammung hinzuweisen.

Kirchenaustritte II

Obwohl heute die Religion für die meisten Menschen nur noch eine dekorative Rolle spielt, gehörte noch vor 15 Jahren die überwiegende Mehrzahl aller Bürger der Bundesrepublik Deutschland einer der großen christlichen Konfessionen an. Konfessionslose waren in der Bundesrepublik eine unbedeutende Minderheit von ein paar Prozent. Seit der Wiedervereinigung ist ihr Anteil drastisch in die Höhe gestiegen, denn in den neuen Bundesländern ist Konfessionslosigkeit der Normalfall.

In der DDR brachte es keinen Vorteil, einer Kirche anzugehören, im Gegenteil. Wer aus der Kirche austrat, konnte dies ohne Nachteile für Beruf oder gesellschaftliches Ansehen tun. Der Verdacht, daß die Kirchenaustritte auf Druck geschahen, liegt nahe, wird aber durch die Erfahrung widerlegt, daß nach der Wiedervereinigung von der Möglichkeit des Wiedereintritts so gut wie kein Gebrauch gemacht wurde.

Die Tendenz zu einem säkularen, d. h. von der Religion kaum noch beeinflussten Denken und Leben ist überall in der westlichen Welt zu beobachten. Die in ihr lebenden Juden sind von dieser Entwicklung nicht ausgenommen.

Strenggläubige Juden sind heute selbst in Israel eine kleine Minderheit. Die große Mehrzahl der israelischen Juden hat eine liberale oder achselzuckend hinnehmende oder bewußt ablehnende Haltung gegenüber der Religion. Für die über den Rest der Welt verteilten Juden gilt dies ebenfalls.

Streng gläubig - was sonst?

Seit dem modernen Menschen der Glaube an einen Gott und an ein Jenseits abhanden gekommen ist, stufen wir die Glaubensstärke von Menschen gerne in einer Tabelle ab, vom strenggläubigen Fundamentalisten über den nach Glaubensreform rufenden Modernisten bis zum Kirchensteuerheiden.

Die drei großen monotheistischen Religionen - Judentum, Christentum und Islam - sind aber keine Baukastenreligionen, aus denen ich mir je nach Gusto eine Weisheit hier, einen Glaubenssatz da herauspicke, um mir eine private, kommode Individualreligion zusammenzubauen. Es sind Offenbarungsreligionen, ihr Glaubensinhalt ist in Heiligen Büchern festgelegt, an diesen Glaubenssätzen läßt sich nicht deuteln. Wem die Bibel Gottes Wort ist, dem muß sie es ganz sein. Wem die Bibel nicht Gottes Wort ist, mag ein ehrenwerter Mensch sein, ein Christ ist er nicht.

- * Da in der Bibel homosexueller Geschlechtsverkehr verdammt wird, ganz eindeutig verdammt wird, muß sich der homosexuelle Christ, der seiner sündigen Lust nachgibt, im Stande der Sünde sehen. Das Recht, dieses Verbot unvernünftig und unmenschlich zu finden, hat er; aber er hat es nicht **innerhalb** einer der christlichen Religionsgemeinschaften. Punkt.
- * Das Wort des Apostels Paulus, das Weib habe in der Gemeinde zu schweigen, steht und gilt noch immer. Zwanglos ist daraus abzuleiten, daß Frauen kein Priesteramt in der Kirche ausüben dürfen. Ich finde jede Menge Argumente gegen dieses Verbot in der Vernunft. In der Bibel finde ich sie nicht.

An einer Offenbarungsreligion ist nichts zu reformieren. Sie steht. Sie steht entweder ganz da oder gar nicht. Wer **einen** in den Heiligen Büchern formulierten Glaubenssatz aus ihr herausbricht, bringt das ganze Gebäude des Glaubens zum Einsturz.

Ich bin demnach entweder ein strenggläubiger Fundamentalist oder ich stehe bereits außerhalb des Glaubens.

Eine liberale, den Neuerungen aufgeschlossene Religiosität ist nichts weiter als eine spirituelle Lebensversicherung. Ein Zipfelchen vom Glauben behältst du in der Hand, nur für den Fall, daß es nach dem Tode doch ein Jenseits geben sollte. Dann zeigst du dein Zipfelchen vor, gibst es für ein ganzes Kleid aus und hoffst, dich damit in die Ewige Seligkeit zu mogeln.

Religiöse Menschen in des Wortes eigentlicher Bedeutung sind Menschen, die sich ein Leben ohne Religion nicht einmal vorstellen können. Zumindest in den westlich geprägten Ländern sind religiöse Menschen in des Wortes eigentlicher Bedeutung - egal von welcher Religion die Rede ist - zu einer verschwindenden Minderheit geworden.

Eine Welt ohne Antisemitismus - eine Welt ohne Juden

Juden haben in der europäischen Kultur- und Geistesgeschichte ungemein nachhaltige Spuren hinterlassen. Das fängt lange vor der Jungfrau Maria buchstäblich bei Adam und Eva an und setzt sich nach Jesus über Baruch Spinoza und Albert Einstein bis zu Hans Rosenthal und Woody Allen fort. Ein Abendland ohne Juden ist vorstellbar, wäre dann aber kein Abendland mehr.

Wie die Juden, so sind stets auch der Antijudaismus und später der Antisemitismus ständige, hochwirksame Faktoren in der europäischen Geschichte gewesen. Es ist ein interessantes Gedankenspiel, sich vorzustellen, was geschehen wäre, wenn es die Christenheit im Laufe der Jahrhunderte gelernt hätte, die unter ihnen lebenden Juden gelassen und selbstverständlich als Nachbarn anzusehen.

Ohne religiös begründete antijüdische Affekte hätte es in der Neuzeit keinen Anlaß gegeben, den hinfällig gewordenen Antijudaismus in einen rassistisch begründeten Antisemitismus überzuführen. Niemand hätte also daran gedacht, ein jüdisches Volk, eine jüdische Rasse unabhängig von der mosaischen Religion zu erfinden. Jüdische Identität hätte sich weiterhin ausschließlich durch die Zugehörigkeit zur mosaischen Religionsgemeinschaft definiert. Jeder Jude, der sich seiner Glaubensgemeinschaft entfremdet hätte und schließlich aus ihr ausgetreten wäre, hätte - vor sich selber und in den Augen der anderen - aufgehört, ein Jude zu sein.

Und ohne den ungeheuren Druck des Antisemitismus wären gleichgültig oder atheistisch gewordene Juden aus der mosaischen Glaubensgemeinschaft ausgetreten. Es hätten wahrscheinlich mehr Juden ihre Religionsgemeinschaft verlassen, als tatsächlich Christen die ihre, denn materielle Vorteile hätten sie nicht zum Verbleiben verlockt. Geblieben wäre die Minderheit der orthodoxen Juden.

Ohne den Antisemitismus gäbe es nur noch sehr wenig Juden auf der Welt.

Kaspar Hauser + 17. 12. 1833

Eine Fußnote zur Weltgeschichte

Vor über 170 Jahren, am 17. 12. 1833, erlag **Kaspar Hauser**, Findling von Beruf, in Ansbach den Verletzungen, die ihm drei Tage zuvor bei einem Messerattentat im ansbachischen Hofgarten zugefügt worden waren.

Mein Name ist Hauser, ich weiß von nichts

Fünfeinhalb Jahre zuvor, am 26. 5. 1828, ist besagter Kaspar Hauser vom Licht dieser Welt erblickt worden, dergestalt nämlich, daß er Gegenstand eines amtlichen Aktenvermerkes wurde; eine Aufmerksamkeit, welche dem damals ca. 16 Jahre alten Halbwüchsigen niemals zuvor zuteil geworden war.

Der sechsundzwanzigste Mai des Jahres Achtzehnhundertachtundzwanzig war ein wunderschöner Frühlingstag und Pfingstmontag dazu. Welche beiden Umstände dazu führten, daß die weiland Freie Reichsstadt Nürnberg - eine im Verhältnis zu ihrer damaligen Bevölkerung (ca. 30.000 Einwohner) ohnehin sehr weitläufige Stadt - am Nachmittag recht wundersam still und menschenleer war, allweil der große Teil der Einwohner auf das Land und in die umliegenden Ortschaften sich zerstreute.



An diesem faulen Feiertagsnachmittag - so gegen 16.00 Uhr - tritt eine merkwürdige Gestalt auf zwei Nürnberger Schuhmachermeister zu, die am Unschlittplatz - unweit der Pegnitz und der westlichen Stadtmauer gelegen - einen müßigen Plausch halten, und spricht sie an. Wobei "treten" und "sprechen", genau besehen, schon zuviel gesagt ist. In "höchst auffallender Haltung des Körpers" vielmehr stand der Ankömmling da und mühte sich, einem Betrunknen ähnlich, zu gehen, ohne dabei aber seine Füße in der üblichen Zweibeinerweise regieren zu können. Die beiden Handwerker gehen der merkwürdigen Gestalt entgegen, welche ihnen einen versiegelten Brief entgegenhält und etwas brabbelt von "Neu-Tor" und "A söchtener Reiter möcht i wähn, wia mei Votta wähn is". Auf Fragen antwortet er mit "woaß nit", "hamweisen" und den bereits genannten Worten. Auch greift er einzelne Worte aus der Rede der Schuster auf und plappert sie in mehrfachen Wiederholungen nach. Mehr ist aus dem seltsamen Vogel vorerst nicht rauszubringen, so daß man ihn zur Torwache an besagtem Neu-Tor geleitet. Auch dort wird man mit diesem Fall nicht recht glücklich. Der versiegelte Brief - soviel stellt man fest - ist adressiert "An Tit.

Hr. Wohlgebohner Rittmeister bey der 4ten Esgataron (Eskadron) bey 6ten Schwolische (Cheveaulègers = leichte Kavallerie) Regiment in Nierberg". Nachdem man den Unbekannten eine Zeitlang vergeblich zu verhören versucht hat, schickt man ihn zu besagtem Rittmeister, einem Freiherrn von Wessenig, welcher ganz in der Nähe des Neuen Tores wohnt. Der öffnet den Brief und findet darin folgenden, in gotischer Frakturschrift verfaßten Text:

*Von der Bäiernschen Gränz
Daß Orte ist unbenannt*

1828

Hochwohlgebohner Hr. Rittmeister!

Ich schücke ihner ein Knaben der möchte seinen König getreu dienen

Verlangte Er, dieser Knabe ist mir gelegt worden. 1812 den 7. Ocktober, und ich selber ein armer Tagelöhner, ich Habe auch selber 10 Kinder, ich habe selber genug zu thun, daß ich mich fortbringe, und seine Mutter hat mir um Die erziehung daß Kind gelegt, aber ich habe sein Mutter nicht erfragen Könen, jetz habe ich auch nichts gesagt, daß mir der Knabe gelegt ist worden, auf den Landgericht. Ich habe mir gedenckt ich müßte ihm für mein Sohn haben, ich habe ihm Christlichen Erzogen, und habe ihm Zeit 1812 Keinen Schritt weit aus dem Haus gelaßen daß kein Mensch nicht weiß da von wo Er auferzogen ist worden und Er selber weiß nichts wie mein Hauß Heißt und daß ort weiß er auch nicht, sie derfen ihm schon fragen er kan es aber nicht sagen, daß lessen und schreiben Habe ich ihm schon gelehrt er kan auch mein Schrift schreiben wie ich schreibe, und wan wir ihm fragen was er werde so sagte er will auch ein Schwolische werden waß sein Vater gewesen ist. Will er auch werden, wer er Eltern hätte wir er keine hate wer er ein gelehrte bursche worden. Sie derfen im nur was zeigen so kan er es schon. Ich habe im nur bis Neumark geweißt da hat erselber zu ihnen hingehen müßen ich habe zu ihm gesagt wen er einmal ein Soldat ist, kome ich gleich und suche ihm Heim sonst hätte ich mich Von mein Hals gebracht

Bester Hr. Rittmeister sie derfen ihm gar nicht tragtiren er weiß mein Orte nicht wo ich bin, ich habe im mitten bei der nacht fort gefürth er weiß nicht mehr zu Hauß.

*Ich empfehle mich gehorsamst
Ich mache meinen Namen nicht
Kuntbar den ich Konte gestraft
werden*

*Und er hat Kein Kreuzer geld nicht bey ihm weil ich selber nichts habe wen Sie im nicht Kal-
ten so müßten Sie im abschlagen oder in Raufang auf henggen*

Diesem Brief des Aussetzers beigelegt ist ein Zettel, auf welchem in lateinischer Schrift zu lesen steht:

*Das
Kind ist schon getauft
sie Heist Kaspar in Schreib
name misen sie im selber
geben das Kind möchten
Sie auf Zihen sein Vater
ist ein Schwolische gewesen
wen er 17 Jahr alt ist so
schicken sie im nach Nirnberg
zu 6ten Schwolische
Regiment da ist auch sein
Vater gewesen ich bitte um
die erzikung bis 17 Jahre
gebohren ist er am 30 Aperil
1812 im Jaher ich bin ein
armes Mägdlein ich kan
das Kind nicht ernehren
sein Vater ist gestorben*

Eine rührende Story mit Haken

Eine rührende Story, welche die beiden Briefe hier erzählen. Da ist ein armes Mägdlein von einem Soldaten geschwängert worden, welcher alsbald starb und die ledige Mutter hilflos mit dem Kind zurückließ. In ihrer Not legt das Mägdlein einem nicht minder armen Tagelöhner das Kind vor die Tür. Dieser - ein zehnfacher Vater, den die Not selber arg bedrängt - nimmt das Kind tatsächlich auf, zieht es groß, verheimlicht seine Existenz aber vor den Behörden und vor den Nachbarn, läßt es all die langen Jahre eingesperrt im Haus, bringt es nunmehr in die menschliche Gesellschaft zurück.

Noch ehe man von Kaspar Näheres über die Umstände seines Vorlebens erfahren kann, machen die Schriftstücke stutzig. Zum ist die Handschrift beider Botschaften - wenngleich in verschiedenen Schriftarten verfaßt - einander recht ähnlich. Später gemachte graphologische Gutachten erhärten diesen Verdacht. Das Papier ist von gleicher Beschaffenheit bei

beiden Schriftstücken, vom äußeren Eindruck her ist es auch die gleiche Tinte (chemische Analysen wurden damals natürlich nicht gemacht; heute sind uns nicht mehr die Originale, sondern lediglich - angeblich gut gemachte - Faksimile-Kopien erhalten). Der Mägdleinszettel, der von sich behauptet, 1812 verfaßt und dem Baby beigegeben worden zu sein, war mitnichten vergilbt, vielmehr kaum älter als der eigentliche Brief. Zudem war dieser Zettel in lateinischer Schrift abgefaßt, einer Schrift also, welche damals in den Volksschulen gar nicht gelehrt wurde. Die übliche Schrift war noch die gotische Fraktur der Luther-Zeit (nicht, wie oft angenommen wird, die eckige Sütterlin-Schrift, welche noch unsere Eltern und Großeltern lernten. Ludwig Sütterlin, 1865 - 1917, erfand seine Schrift erst sehr viel später). Überdies lag 1812 das 6. Cheveaulègers-Regiment noch nicht in Nürnberg.

Der Hochwohlgebohne Hr. Rittmeister jedenfalls dürfte froh gewesen sein, daß es auch damals schon zuständige Behörden gab, denen man das Rätselkind andrehen konnte, die sich um eine - wie immer geartete - Weiterverfolgung des Falles nicht herumdrücken konnten.

Gepflegter Körper mit Impfnarbe

Kaspar landete also auf dem Polizeirevier, allwo man das Verhör der Neu-Tor-Wache wiederholte und fortsetzte. Was man zu hören bekommt, sind die bereits bekannten Worte und Satzteile, ergänzt durch Echolalien (Wortwiederholungen) ab und zu. Bedrängt man ihn, weint er, weist auch auf seine schmerzenden Füße. Gibt man ihm eine Münze zum Spielen, wird Freude erkennbar, ruft er "Roß! Roß!" Aus der willkürlichen, zufälligen Art seines Wortgebrauches läßt sich erschließen - und spätere Äußerungen Hausers stützen diese Annahme -, daß er mit den Worten keinen Sinn verbindet, daß er Geräusche in Wortform produziert, nach Art eines Papageis. Furcht, Befremden oder Verlegenheit zeigt er nicht, macht vielmehr einen äußerst stumpfen, blödsinnigen Eindruck. Als man ihm ein Glas Bier und ein Stück Fleisch anbietet, weist er dies mit Zeichen größten Abscheus von sich, ißt dann aber mit großem Appetit trocken Brot, trinkt frisches Wasser. Als man ihm - weil der Brief ja behauptet hatte, der Knabe könne schreiben - Feder, Tinte und Papier vorlegt, nimmt er die Feder recht geschickt in die Hand und schreibt in festen, leserlichen Zügen einen Namen:

KASPAR HAUSER

Dieses Schreiben aber - wiewohl recht geschickt und ordentlich - geschieht in der Manier eines mechanischen Automaten. Verstanden hat Kaspar das, was er da schrieb, offensichtlich nicht.

Seine Kleidung war nicht besonders gut, nicht mal nach damaligen Begriffen (Kleidung war damals - als der mechanische Webstuhl seine Karriere in Deutschland gerade erst begann - eine Kostbarkeit, selbst für Wohlhabende). Sein Körper aber war bei seiner Ankunft in Nürnberg reinlich und gepflegt gewesen; keineswegs verwahrlost, wie oft zu lesen steht oder in Werner Herzogs Hauser-Film zu sehen ist. Er war damals ca. 1,45 m groß und wog etwas

140 Pfund, wird auch als "sehr wohl beleibt" beschrieben. An beiden Oberarmen sind deutlich die Narben einer Pockenschutzimpfung erkennbar. Ein sehr interessanter Umstand, wenn man in Rücksicht stellt, daß die Pockenschutzimpfung erst 1796 erfunden worden war, daß sie lange Zeit noch freiwillig und kostenpflichtig und also den höheren Ständen vorbehalten war.

Wie selbst aus der Niederschrift noch zu erkennen ist, sprach Kaspar die wenigen wirren Worte in altbayerischem Dialekt. Aus welchem Umstand man aber keine weitgehenden Schlüsse ziehen darf. Die Akten der ersten Hauser-Zeit sind äußerst schlampig und nachlässig geführt worden (wie schon Anselm von Feuerbach, Präsident des Appellationsgerichtes in Ansbach und also vom Fach, rügte). Was genau der neuangekommene Merkwürdling sagte, wird niemals mehr zu rekonstruieren sein. In den ersten Wochen nach seiner Ankunft aber wurde er in der Familie des Gefängniswärters Hiltel betreut, dessen Frau altbayerischen Dialekt sprach. Hier erst mag sich Kaspar dialektmäßig infiziert haben.

Außer dem Brief trug Kaspar noch ein Gebetbuch bei sich, einen Rosenkranz, einen Schlüssel, ein gefaltetes Papier mit einer geringen Menge Goldsand (das aber auch gestoßenes Opium gewesen sein könnte) und eine Menge religiöser Broschüren und Schriften, deren eines den schönen Titel trägt: "Kunst, die verlorene Zeit und übel zugebrachten Jahre zu ersetzen."

Das Biedermeier bekommt einen Medien-Star

Was nun tun mit Kaspar? Man tat, was auch heute noch in ähnlichen Fällen üblich ist: man sperrt ihn erstmal ein. Schafft ihn auf den "Luginsland", einen der Türme der alten Nürnberger Burg, der als Gefängnis für kriminellen Kleinkram dient. Dort bleibt Kaspar einige Wochen, bis zum Juli 1828. Wird betreut von Wärter Hiltel und seiner Familie, wird begafft von Nürnberg und der ganzen Welt. Binnen kurzer Zeit wird der mysteriöse Findling zu dem Medienereignis dieser Jahre. (Napoleon ist seit 13 Jahren aus der Weltgeschichte verschwunden, die Revolutionswirren von 1848 liegen noch in der Zukunft; der repressive Friede der metternichschen Restaurationsepoche ist unter'm Strich halt doch recht langweilig.)

Der Wirbel erreicht einen ersten Höhepunkt, als Nürnbergs Bürgermeister Binder am 14. Juli 1828 ("Allons enfants de la patri-hi-je!") in einer "Bekanntmachung" einem großen Publikum Einzelheiten aus Kaspars Vorleben unterbreitet.

Geschichten aus der Einzelhaft

Dieser Bekanntmachung zufolge hat der damals ca. 16jährige Kaspar sein ganzes bisheriges - ihm bewußtes - Leben in einem kleinen, engen und - versteht sich - niedrigen Kerker gemacht verbracht, ohne die mindeste menschliche Gesellschaft.

Das Gemach muß zu ebener Erde oder im Keller sich befunden haben, da der Boden aus festgestampfter Erde bestand, welche zum Teil mit Stroh bedeckt war. Die Decke bestand aus Holzbrettern. Zwei kleine Fenster knapp unterhalb der Decke ließen das immergleiche dämmerfahle Licht herein, was Kaspar später zu der Vermutung bringt, die Fenster seien mit Holz verschlittet gewesen. Ein Ofen in Form eines Bienenkorbes, offensichtlich von außen beheizbar, sorgte dafür, daß es im Verließ immer gleich und - wie Kaspar meinte - behaglich warm war. Nicht nur menschliche Gesellschaft mußte Kaspar in den Jahren im Kerker entbehren - selbst Ungeziefer jeglicher Art schien sich von diesem eigentümlichen Raume fernzuhalten. Noch nicht mal Geräusche der lebendigen Natur drangen in Hausers Kerker, kein Vogelzwitschern, Grillenzirpen; kein prasselnder Regen und nicht mal das Donnern eines Gewitters.

Zu Essen bekam er Wasser und Brot und nur dieses und nichts sonst, welches beides er nach dem Aufwachen regelmäßig und ohne Ausnahme vorfand. Hunger litt er nie, wohl aber Durst, da der Krug recht klein gewesen war. Gelegentlich auch hat das Wasser einen eigentümlich bitteren Beigeschmack gehabt und Kaspar wurde daraufhin stets unbezwingbar müde, statt wie sonst vom Wasser erfrischt zu werden. Kaspar erwähnte diesen Umstand, nachdem er jenen Geschmack wiedererkannt hatte in einem Wasser, das ein Arzt zu Versuchszwecken mit wenigen Tropfen Opiumtinktur versetzt hatte. (Opium, das nur nebenbei, war damals von jedermann wohlfeil zu erwerben.)

Gedanken, woher dies Brot und Wasser käme, hat er sich nie gemacht, gedachte, es käme von selber. (So wie auch der gesellige Mensch der Kultur Wissenschaft erst dann treibt, wenn irgend etwas nicht stimmt. Wirtschaftswissenschaften - um nur ein Beispiel zu nennen - hat man erst getrieben, als der simple Tausch von Produkten naturwüchsig und spontan so recht nicht mehr funktionieren wollte.) Wenn der Krug leer war, hat er ihn wieder und wieder an die Lippen gehoben, in der Hoffnung, es käme irgendwann wieder Wasser nach. Eine Verknüpfung zwischen dem Schlaf und neuerlicher Speise ist ihm nie aufgegangen.

Seine Ausscheidungen hat er in einen Kübel entleert, welcher in einer Bodenvertiefung stand und mit einem Deckel versehen war (den Kaspar auch stets und gewissenhaft nach getanem Geschäft wieder drauftat.) Das muß ihn jemand gelehrt haben; Kaspar aber kann sich daran nicht mehr erinnern. Seine Hose muß er sich auch beim Kacken niemals ausziehen (wie auch sonst nie), da im Schritt ein langer Schlitz sich befand. Von Körperpflege wußte Kaspar nichts, war aber dennoch immer sauber und adrett.

Kaspars Haupt- und einzige Beschäftigung (wenn man vom Stoffwechsel absieht) war das Spielen mit Holztieren, zwei Pferden und einem Hund. Wobei dies "Spielen" sich darin erschöpfte, den Holztieren bunte Bänder anzulegen, sodann wieder abzunehmen, anzulegen usw., usf. Er gab ihnen auch zu essen und zu trinken, unterhielt sich auch mit ihnen (über welche Themen auch immer), bewegte sie aber nimmermehr von der Stelle, die ganzen,

langen Jahre nicht. Obwohl die Pferde Räder hatten, ist Kaspar niemals auf die Idee gekommen, sie fortzubewegen. Sogar Unbequemlichkeiten in der eigenen Körperhaltung hat er auf sich genommen, um den Dingen auszuweichen. Diese Unbeweglichkeit der Pferde findet sich wieder bei Hauser selbst. Niemals ist er aufgestanden, hat sich stets nur in hockender Stellung auf dem Boden rutschend fortbewegt, hat weder je die Wände berührt, noch gar versucht, aus dem Fenster zu sehen. Nicht mal beim Schlafengehen hat er diese Haltung aufgegeben, hat immer mit angelehntem Rücken und sitzend geschlafen. Liegen kam für ihn nicht in Frage. Diese merkwürdige Gewohnheit war allerdings auch in der allerersten Zeit seines Nürnberger Aufenthaltes nicht beobachtet worden, zumindest ist keinem der Zeugen dergleichen berichtenswert. (Und es wäre ihnen berichtenswert erschienen, wenn sie dergleichen beobachtet hätten.)

Krank war Kaspar niemals in seiner Kerkerzeit, kann sich auch an keinerlei körperliche Schmerzen erinnern. Auch hat er nie geträumt, hat dies erst nach einiger Zeit in Nürnberg gelernt.

Glaub' ich nicht - Gibt's nicht - Kann nicht sein

So bewegend und mitleiderregend diese Kerkergeschichte auch ist, bei näherem Hinsehen wird man Haken daran finden.

Hauser hätte, seinen Schilderungen zufolge, in einer extrem künstlichen Umwelt leben müssen; einer Umwelt, die in ihrer Künstlichkeit damals einfach technisch nicht machbar war. Heute wären Gehirnwäsche-Zentren denkbar, in denen dieser Grad an Perfektion erreichbar wäre - im Biedermeier nicht.

Immer wenn Hauser aufwachte, fand er frisches Wasser und neues Brot. Daraus würde folgen, daß Kaspar Hauser entweder *dauernd* beobachtet wurde, was einen enormen Personalaufwand bedeutet hätte (zu welchem Zweck denn? Einen lästigen Menschen wegsperren kann man viel einfacher.) Oder aber Kaspar hätte einen *sehr* regelmäßigen Schlaf-Wach-Rhythmus haben müssen. Dazu aber fehlten ihm die Tageszeiten als Taktgeber. (Heute wissen wir, daß die Lebensrhythmen in einem Isolierbunker absolut nicht synchron zum 24-Stunden-Takt laufen.)

Womit wir beim zweiten Problem wären: volles Tageslicht bekam Kaspar zwar nie zu sehen (der Holzstoß vor dem Fenster), andererseits aber war es im Kerker auch nie *ganz* dunkel. Bei der damaligen recht beschränkten Möglichkeit künstlicher Beleuchtung kann dies nur bedeuten, daß Kaspar Hauser immer am Tage - und *nur* am Tage - wach war. Und dies - wohlgemerkt - ganz spontan, ohne Fremdeinwirkung. (Das Opiumwasser kann in dieser Hinsicht nicht als Regler gewirkt haben. Dies Wasser trank er nach dem *Aufwachen* und schlief dann immer sofort wieder ein; wahrscheinlich deswegen, damit der Zimmerservice ungestört Kaspar und den Kerker reinigen konnte.) Angesichts der großen Unterschiede in

den Hell-Dunkel-Perioden über die Jahreszeiten hinweg, kann sich hier aber kein entsprechender Rhythmus, der für Sommer und Winter gleichermaßen passen würde, einpendeln.

Auch die immergleiche behagliche Wärme dürfte in einem Raum mit scheibenlosen Fensterluken bei den enormen Frösten unserer Breiten kaum herzustellen sein.

Kein Außengeräusch ist zu Kaspar gedrungen. Nichts. An die Gewitter, die ängstigenden Donner wenigstens, müßte er sich erinnern können, spätestens, als er in Nürnberg erneut solche Naturerscheinungen erlebte.

Kein Kleingetier ist Kaspar aufgefallen, kein Ungeziefer hat ihn je belästigt, noch entzückendes Geziefer erfreut. Ein Uding dies, vor der Erfindung der Insektizide. Dr. Preu, einer der Ärzte, die Hauser untersucht haben, schlug hierfür die Erklärung vor, Kaspar sei durch die lange und extrem reizarme Isolierung auf die Stufe eines Kleinkindes zurückgefallen und könne sich deshalb nicht mehr dran erinnern, so wie wir die Geschichte unserer frühen Kindheit nicht mehr aus eigenem Erleben kennen. Wenn dem so wäre, dann müßten ihm aber auch die meisten anderen Details aus dieser Zeit entfallen sein.

Kaspar Hausers strenge und einseitige Diät - Brot und Wasser und dies in so radikaler Ausschließlichkeit, daß es lange Zeit brauchte, ihn Schritt um Schritt an Normalkost zu gewöhnen - würde kein Mensch, geschweige ein Kind und Heranwachsender, so lange Zeit durchhalten. Das völlige Fehlen von Vitamin C in seiner Kost hätte ihm den Skorbut an den Hals gehext, das ebenfalls fehlende Vitamin A hätte zu Nachtblindheit und schließlich Hornhauterweichung führen müssen. Kaspar aber konnte - wie noch zu zeigen sein wird - nachts geradezu gespenstisch gut sehen. Bei seiner Ankunft in Nürnberg war von Mangelkrankheiten indes nichts zu sehen. Kaspar war im Gegenteil von überreichlichem Ernährungszustand (wie man heute Übergewicht schonend formuliert): 70 kg auf 1,45 m Körpergröße, ein rechter Pummel also. Nach der medizinischen Wissenschaft dürfte Hauser eine langjährige Brot- und Wasser-Diät nicht überleben. Kaspar aber überlebte nicht nur, er blieb bei alledem auch bemerkens- und beneidenswerter gesund. Keine Art körperlichen Schmerzes ist ihm aus der langen Kerkerzeit erinnerlich.

Alles nur ein gigantischer Schabernack?

Diese Ungereimtheiten sind anderen Leuten natürlich auch schon aufgefallen. Kurze Zeit, nachdem in der Öffentlichkeit Einzelheiten über Kaspar Hauser allgemeine Verbreitung gefunden hatten, kursierten die ersten Pamphlete, in denen kluge Leute und Wichtigtuer den nachweise für die These versuchten, es sei Kaspar Hauser nichts weiter als ein Betrüger. Es hätte sich demnach ein Stritzi die ganze Geschichte lediglich aus den Fingern gesogen.

Warum aber? Um sich von den Nürnbergern durchfüttern zu lassen? Sicher ein angenehmeres Leben als die Arbeit auf dem Feld oder in der Fabrik; setzt aber nahezu totale und

allgegenwärtige Selbstkontrolle voraus. Also auf Dauer doch wieder ein Scheiß-Job. Überdies war keinesfalls mit hinreichender Sicherheit vorauszusetzen, daß Bürgerschaft und Behörden so reagieren würden, wie sie's dann tatsächlich taten. Hätte Kaspar nicht, bei aller Tumbheit und Unbeholfenheit einen solch gewinnenden Charme ausgestrahlt, wie er dies in hohem Grade tat, so wäre er vermutlich dort gelandet, wo unnütze Blödel für gewöhnlich landeten: im Arbeits- oder Irrenhaus. Im übrigen waren - wie noch zu zeigen sein wird - an Hauser Eigenschaften zu beobachten, die kaum simuliert werden können.

Ein gewisser Kurt Kramer hat (in einem faktenreichen, oft aber auch ärgerlichen, weil wichtiguerischen Buch) die These vertreten, es sei Kaspar Hauser mitnichten lange Jahre in diesem Kerker gehockt, sondern kurze Zeit nur. Durch Hypnose habe man bei Kaspar Hauser eine künstliche Amnesie (Gedächtnisschwund) erzeugt, habe ihm jegliche Erinnerung an sein Leben vor dem - wahrscheinlich nur kurzfristigen -Kerkeraufenthalt durch einen posthypnotischen Gedächtnisblock geraubt. Als Motiv für diese aufwendige Aktion nimmt Kramer politische Motive an. Jene alte - schon 1832 von Feuerbach in einem streng vertraulichen Brief an die Königinmutter (von Ludwig I.) Karoline von Bayern formulierte - These nämlich, es sei Kaspar Hauser der legitime Erbe des badischen Thrones gewesen und aus dynastischen Gründen aus dem Weg geräumt worden. Später davon mehr; mehr von der Hypnose, mehr vor allem vom badischen Herrscherhaus.

Die trüben Quellen der Kerkergeschichte

Eine dritte Möglichkeit, die Ungereimtheiten der Kerkerschilderung aufzulösen (welche sich aber mit der Hypnose-Theorie keinesfalls zu beißen braucht), bietet sich an, wenn man die Quelle dieser Schilderung etwas näher untersucht.

Die Kerkerstory des Kaspar Hauser wurde in seinen Grundzügen und wesentlichen Einzelheiten schon in der bereits erwähnten "Bekanntmachung" von Bürgermeister Binder festgeschrieben, welche - verfaßt am 7. 7. - am 14. 7. 1828 (anderthalb Monate nach Hausers Erscheinen in Nürnberg) veröffentlicht worden war. Alle darin enthaltenen Informationen über Kaspars Kerkerzeit kann Binder nur von Kaspar selbst erhalten haben.

Nun war Kaspars Artikulationsfähigkeit bei seinem Erscheinen - wie wir gehört haben - gleich null. Er vermochte zwar Geräusche in Wortform zu produzieren, konnte sogar seinen Namen schreiben, tat aber beides offensichtlich und unzweifelhaft ohne die mindeste Vorstellung davon, was Buchstaben und Worte jeweils bedeuteten. Kaspar machte nun zwar in der Folgezeit enorm rasche Fortschritte im Erlernen von Sprache und Schrift (im November 1828 verfaßte er schon eine recht passable erste Fassung seiner Lebensgeschichte; wir werden auf diese verdächtig schnelle Lernfähigkeit noch zurückkommen). Am 11. 7. 1828 (also nachdem Binder seine Geschichte bereits geschrieben hatte) wurde Kaspar erstmalig von Paul Anselm von Feuerbach im "Luginsland" besucht.

Paul Anselm Ritter von Feuerbach war - neben von Savigny in Preußen - der bedeutendste Jurist und (liberale) Rechtstheoretiker und -reformer seiner Zeit. 1814 hatte er das Bayerische Strafgesetzbuch verfaßt, hatte auch die Abschaffung der Folter durchgesetzt, ehe ihn die ultrakonservative Hofkamarilla in München aus dem Justizministerium als Präsident an das Appellationsgericht in Bamberg, wenig später nach Ansbach abschob. Einer der kompetentesten Menschen, die sich intensiv mit Kaspar Hauser beschäftigt haben.

Dieser Feuerbach also - von dem man annehmen darf, daß er im Verhören auch schwieriger Zeugen seine Erfahrungen gehabt hat - berichtet über Kaspars sprachlichen Ausdruck zum Zeitpunkt seines ersten Besuches, es habe der Findling die wenigen Worte, die er sagen konnte, bestimmt und deutlich, ohne Stocken oder Stammeln gesprochen. An eine zusammenhängende Rede sei bei ihm jedoch nicht zu denken gewesen. Kaspars Sprache sei so dürftig gewesen wie der Vorrat seiner Begriffe. Ein und dasselbe Wort habe er häufig in den verschiedensten Bedeutungen gebraucht. Es sei unerhört schwer gewesen, ihm etwas verständlich zu machen. "Alles, was ich aus ihm herausbringen konnte, war ein so kauderwelsches, verworrenes, unbestimmtes Zeug, daß ich, mit seiner Sprechweise noch nicht vertraut, das meiste nur erraten, vieles gar nicht verstehen konnte."

Und aus diesem Zeugen hat Binder die detaillierte Gefängnisstory herausgeholt. Es darf vermutet werden, daß Kaspar das meiste davon nicht positiv selbst formuliert hat, daß man ihm vielmehr eigene Vermutungen - getragen von herzlicher Anteilnahme an seinem Geschick - vorgelegt hat, Kaspar sie dann bestätigt hat, bzw. man glauben zu müssen meinte, aus irgendwelchen Worten eine Bestätigung herauslesen zu dürfen. (Wir erinnern uns, daß Kaspar dazu neigte, zu echolalieren, also Worte, die ihm ein Anderer vorsprach, die er aus dessen Rede heraushörte, ein- oder mehrmals nachzusprechen).

Der Argwohn, es sei in dieser frühen Phase dem extrem spracharmen Kaspar Hauser allzuviel (aber keineswegs in Fälscherabsicht, vielmehr aus unkritischer Distanzlosigkeit heraus) in den Mund gelegt worden, wird auch nicht dadurch entkräftet, daß Kaspar später - als er längst ordentlich zu sprechen gelernt hatte, ja sogar einen passablen schriftlichen Ausdruck sich erarbeitet hatte - die Binderschen Angaben durchaus bestätigte. Man weiß heute - durch raffinierte Experimente im psychologischen Labor und durch leidvolle Erfahrung aus Gerichtssälen - recht genau, in welchem großem Umfang selbst kritische Zeugen durch suggestive Fragen zu beeinflussen sind, wie die Erinnerung an ein Geschehnis durch nachträglich erhaltene Informationen verzerrt und verfälscht werden kann.

(Man fragte Versuchspersonen, die im Film einen Unfall mit einem blauen Auto gesehen hatten, ob es gelb gewesen sei und erhielt einige Wochen später bei einer Nachbefragung die Antwort, es sei grün gewesen - die Mischfarbe also von gelb und blau. Oder: Läßt man die Augenzeugen eines Auffahrunfalles - im Film - die Geschwindigkeit des auffahrenden Autos schätzen, so hängt die Antwort ganz entscheidend davon ab, ob in der Fragestellung von

"sich berührenden" oder von "aufeinander aufprallenden" Autos die Rede ist. Bei den Versuchspersonen dieser Experimente nun handelt es sich um erwachsene, kritikfähige Menschen, die mitten im Leben stehen; die in emotionsfreier Atmosphäre Dinge zu sehen bekommen, die ihnen wohlvertraut waren.)

Hauser, der bei seinem Erscheinen fast nichts von früher wußte und dieses Wenige noch dazu nicht ausdrücken konnte, war beim Erwachen (Wiedererwachen?) seines Verstandes, seiner Ausdrucksfähigkeit längst auf die Bindersche Geschichte vom Kerkerarrest fixiert. Zu fixiert, als daß er sie noch aus kritischer Distanz heraus hätte würdigen und sachgerecht modifizieren können.

Ein wenig Bildung wird vermittelt

Es war die Bekanntmachung des Nürnberger Bürgermeisters Binder auf scharfe Mißbilligung der bayerischen Behörden gestoßen. Gerügt wurde - nicht zuletzt von Gerichtspräsident von Feuerbach - die große Voreiligkeit dieser Maßnahme, welche eine ordnungsgemäße und kunstgerechte Verfolgung dieses mysteriösen Falles sehr erschwerte. Zwar versuchte man, die Zeitungen, in denen die Bekanntmachung erschienen war, zu beschlagnahmen, kam damit aber zu spät. Bald schon wurde die Geschichte von Kaspar Hauser in der Binderschen Version durch Zeitungen in ganz Europa (und selbst in Übersee) verbreitet. Es wurde darin auch die Geschichte von Kaspars Verbringung nach Nürnberg erzählt.

Eines Tages also kam ein Mann von mittelgroßer Statur in Kaspars Einsamkeit, war einfach da. So wenig wie Kaspar sein Verschwinden registriert hat, so wenig weiß er von einem Eintreten des Mannes zu berichten. Mit einem Male war er da. Punkt.

Nie zuvor war er eines menschlichen - ja eines lebendigen - Wesens ansichtig geworden, hatte als Welt nur sich selbst und die kümmerliche Umwelt seines Kerkers erfahren. Dennoch - und auch dieser Umstand verdient als zweifelweckende Merkwürdigkeit festgehalten zu werden - nimmt Kaspar diese dramatische Erweiterung seines Weltbildes gelassen hin, erschrickt nicht über den Eindringling, wundert sich nicht. Noch nicht einmal Anstalten macht er, den so plötzlich Erschienenen genau anzusehen; er blickt ihm bei insgesamt dreimaliger Gelegenheit kein einziges Mal ins Gesicht. Als wenn es nie anders gewesen wäre, läßt er es geschehen, daß der plötzlich hinter ihm stehende Mann einen niedrigen Schemel vor ihn stellt, einen Bogen Papier darauf ausbreitet, auf welchen er mit einem Bleistift einige Buchstaben malt. Indem er zunächst Kaspars Hand führt, später ihn selbständig kritzeln läßt, lehrt er Kaspar, diese wenigen Buchstaben schließlich alleine "schreiben" zu können. (Was er in Nürnberg dann ja auch mit Bravour erledigte, als er auf der Polizeiwache seinen Namen schrieb.) Es kommt dem Manne bei seinem pädagogischen Unterfangen Kaspars große Freude an dieser Tätigkeit, am schwarzen Produkt auf weißem Grund, sehr entgegen. Kaspar nämlich macht, als der Mann längst wieder weg ist, mit Ausdauer Hausaufgaben, übt

sich selbständig im Schreiben, ohne dabei aber - wie gesagt - eine Vorstellung von der Schrift, ja auch nur von Sprache zu haben.

Einige Tage mochten vergangen sein, als der Mann zurückkehrte. Diesmal legt er ein Buch (!) vor Kaspar hin, deutet mit dem Finger auf eine Stelle im Euch. Er spricht Kaspar einen Satz vor (vermutlich jenen mit dem Wunsche nach kavalleristischer Ausbildung) und animiert ihn, diesen Satz nachzusprechen. Auch hier erweist sich Kaspar als gelehriger Schüler beim Nachmachen von (für ihn) sinnlosen Sachen.

Aus dem Kerker in die Stadt

Abermals einige Tage später erscheint der Mann zum dritten Male und diesmal wird es ernst für Kaspar. Der Mann weckt ihn mitten in der Nacht, nimmt ihn huckepack auf den Rücken und trägt ihn aus dem Verlies und zunächst einen hohen und langen Berg hinan. Unter'm Tragen schläft Kaspar wieder ein.

Sie gehen einen Weg, der Träger und sein menschliches Paket, einen einsamen Weg. Kein Mensch begegnet ihnen unterwegs, Häusern und gar Dörfern weichen sie aus, wenngleich sie durchaus auf Sichtweite in ihre Nähe kommen. Unterwegs bekommt Kaspar neue Kleidung verpaßt, lernt auch das aufrechte Stehen und - obwohl ihm das ob der weichen Fußsohlen sehr beschwerlich wird - das Gehen über 40 - 50 Schritt. Nach Kaspars späterer Einschätzung kann der Weg in die Stadt nicht länger als 2 Tage gedauert haben (was aber nichts besagt, da sein Schlaf künstlich verlängert worden sein kann). Nach Binders Darstellung zieht der Mann - dem Kaspar auch jetzt noch kein einziges Mal in's Antlitz geblickt hat - in der Nähe von Nürnberg den versiegelten Brief aus der Tasche, händigt ihn Kaspar aus und erläutert ihm dann (dem sprachunkundigen Kaspar!) den weiteren Weg nach Nürnberg hinein. Nach Kaspars späterer Darstellung allerdings wurde er nach Nürnberg hineingeführt, unmittelbar an den Unschlittplatz, wo ihn sein gesichtsloser Führer dann, mit einigen Versprechungen auf Wiederkehr, stehen läßt.

Niemand allerdings - Niemand! - hat Kaspar und seinen Begleiter vor seinem offiziellen Auftauchen gesehen, noch nicht einmal die Wachen an den Stadttoren. Und dies, obwohl eine beträchtliche Summe für die Aufklärung des Hauser-Rätsels ausgesetzt war, jedem Zeugen in Sachen Kaspar Hauser darüber hinaus beträchtliche Publicity winkte.

Vom lauten Turm auf die stille Insel

Kaspars Leben auf dem Luginsland war für ihn keineswegs angenehm. Jeder, der wollte, hatte Zutritt zu ihm, konnte den merkwürdigen Bub besichtigen, begaffen, durfte wohl auch derbe Späße mit ihm treiben. Ein heilloser Kontrast zu Kaspars extrem reizarmem Vorleben; heillos selbst dann, wenn man die Geschichte vom Kerker mit Skepsis betrachtet. Das zu

Erwartende tritt dann erstaunlicherweise auch tatsächlich ein (ein logischer Widerspruch, dieser Satz, der aber *psychologisch* durchaus einen Sinn macht. Ähnliche Mechanismen menschlicher Verdrängung des Unangenehmen sind auch - z. B. - beim Thema "Waldsterben" zu beobachten): Kaspar wird krank, ein heftiges Nervenfieber packt ihn und Freiherr von Feuerbach wagt die Prognose, es würde Kaspar binnen kurzer Frist sterben oder wahnsinnig werden, wenn er nicht schleunigst in andere, private Umgebung käme.

Der Magistrat hat ein Einsehen und Kaspar wird dem - wegen Kränklichkeit in den Ruhestand versetzten - Gymnasialprofessor Georg Friedrich Daumer (damals 28 Jahre alt) zur Pflege anvertraut. (Der kränklische Daumer wird dann immerhin noch 75 Jahre alt.) Bis zum Januar 1830 bleibt Kaspar bei Daumer.

Dieser Daumer war keineswegs ein Plattkopf, ein gebildeter und vielseitig interessierter Mensch vielmehr. Von humanistischer Denkungsart war er ein Anhänger der damals gerade aufgekommenen Homöopathie, liebäugelte wohl auch ein bißchen mit dem Okkultismus, schrieb Gedichte (etliche davon hat später Brahms vertont). Daumer war ein Junggeselle, lebte mit seiner Mutter und seiner ebenfalls unverheirateten Schwester in einem verwutzelten Häuschen auf der Insel Schütt in der Pegnitz (mitten in Nürnberg allerdings, um von vornherein irgendwelche Vorstellungen von wildromantischer Einsamkeit zu zerstreuen). Kaspar wird - versteht sich - zum Objekt homöopathischer Experimente, erlebt aber auch menschliche Wärme und Anteilnahme und findet in Daumer einen kompetenten Lehrer für alle Künste menschlicher Zivilisation.

Zäher Speichel, tiefe Knie

Kaspars neues Leben hinterläßt deutliche Spuren in seinem Antlitz. Während sein Ausdruck anfangs als "sehr gemein" und, wenn es in Ruhe war, "fast als ohne Ausdruck" geschildert wurde, was ihm ein "fast tierisch stumpfes Aussehen" verlieh, so ist er nach wenigen Monaten "kaum wiederzuerkennen". Von Feuerbachs früher Wunsch, man möge doch von Kaspar eine Porträtzeichnung anfertigen lassen, wurde nicht erfüllt, so daß die Nachwelt die dramatische Veränderung seiner Physiognomie nicht mehr nachvollziehen kann. (Das bekannte Bild Kaspars mit dem Brief in der Hand - siehe Titelbild RM 12/83 - vermittelt angeblich keinen rechten Eindruck von seinem Gesicht.)

Zu "Luginslands" Zeiten war Kaspars Speichel von ungewöhnlich zäher Beschaffenheit gewesen; in solchem Maße klebrig, daß er Bilder - die ihm von den Besuchern geschenkt worden waren - dadurch an die Wand kleben konnte, daß er einfach mit der Zunge darüberfuhr. Beim späteren Abziehen blieben regelmäßig Teile des Papiers an der Wand haften.

Eine weitere körperliche Absonderlichkeit wurde bei Kaspar von mehreren untersuchenden Ärzten konstatiert: seine Kniescheibe lag bei ausgestrecktem Unterschenkel in einer beträchtlichen Vertiefung, statt, wie üblich, etwas hervorzutreten. Wenn er mit ausgestreckten Beinen auf dem Boden saß, so ging unter seiner Kniescheibe kaum noch ein

Beinen auf dem Boden saß, so ging unter seiner Kniescheibe kaum noch ein Blatt Papier durch, so fest und dicht lagen die Kniekehlen auf dem Boden an. Wenn dies keine angeborene Fehlbildung der Beine war - Orthopäden könnten hier Auskunft geben -, so würde dieser Umstand die Annahme stützen, daß Kaspar doch lange, sehr lange Zeit in der beschriebenen hockenden Haltung zugebracht hat. Und wenn diese Fehlbildung erworben war, dann muß er sie zu einer Zeit erworben haben, als seine Knochen noch weich und formbar - also kindlich jung - waren.

Scharfe Sinne mit Magnetismus

Seine sämtlichen Sinne sind in der ersten Zeit von ganz bemerkenswerter Schärfe.

"Was das SEHEN betrifft, so gab es für ihn keine Dämmerung, keine Nacht, keine Finsternis. Im Dämmerlicht sah er sogar weit besser als am hellen Tage." Was seine Ursache darin gehabt haben dürfte, daß er sehr lichtempfindlich war, am hellen Tage ihn also die Überfülle des Lichtes blendete. Feuerbach berichtet unter anderem, daß Kaspar, bei Gelegenheit sorgfältig mit ihm angestellter Versuche, in völliger Nacht Farben, selbst verschiedene dunkle Farben, wie grün und blau, voneinander unterscheiden konnte. Auch beim Sehen in die Ferne vermochte er Einzelheiten zu erkennen, die einem unbewaffneten Auge normalerweise verborgen bleiben.

Gleiches wird vom GEHÖR berichtet. Aus sehr großer Entfernung konnte er bei einem Spaziergang die Tritte mehrerer Wanderer hören, unterschied diese auch nach der Stärke ihrer Tritte. Verständlich, daß ihn der Lärm einer großen Stadt anfangs sehr peinigte.

Sein feiner GERUCHSSINN machte ihm am meisten zu schaffen. Nahezu alle Arten von Gerüchen waren ihm widerlich, verursachten ihm Unbehagen. Beim Spaziergang über die Felder wurde ihm oft schlecht vom starken Geruche der blühenden Felder. Von einer in etlicher Entfernung geöffneten Weinflasche wurde er beschwipst; Friedhöfe mied er, weil ihn der Totengeruch gar zu unangenehm berührte.

Wer weiß, daß der GESCHMACK meist aus Geruch besteht, wundert sich nicht, daß Kaspar auch mit allerlei Speisen seine liebe Not hatte. Ganz allmählich nur - in sehr langsam sich steigernden Verdünnungen - vermochte man ihm andere Kost als Wasser und Brot attraktiv zu machen. Besonderen Abscheu hatte er vor Fleisch und Gewürzen aller Art. Mit einer Ausnahme: eine Mischung aus Kümmel, Koriander, Anis und Fenchel, mit welchem sein Brot versetzt war. Es sei auch seine gewohnte Gefängniskost mit dieser Mischung versetzt - bzw. bestreut - gewesen. (Alternative Brotbäcker haben mich aufgeklärt, daß dies eine althergebrachte und früher gar nicht seltene Brotwürzmischung sei.)

Das Merkwürdigste aber war wohl Kaspars Empfänglichkeit für MAGNETISMUS, den er fühlen konnte, wie in ausgeklügelten (und mißtrauischen) Experimenten nachgewiesen wurde.

"Hielt Prof. Daumer den Nordpol gegen ihn, so griff Kaspar in die Gegend der Herzgrube und zog seine Weste auswärts, indem er sagte so ziehe es ihn, es gehe wie ein Luftzug von ihm aus. Der Südpol wirke weniger stark auf ihn, und er sagte von ihm: er wehe ihn an." Selbst bei Experimenten, bei denen man ihn bewußt zu täuschen suchte, konnte er stets den magnetischen Nordpol vom Südpol unterscheiden. Er konnte sogar, an der Verschiedenheit und Stärke des Zugs, den die Metalle auf seine Fingerspitzen ausübten, unterscheiden, aus welchem Stoff und von welcher Form die Gegenstände waren, die unter einem Bogen vor ihm verborgen lagen.

Im Laufe des Jahres 1828 verlor sich diese Überempfindlichkeit Kaspars bis hin zum nahezu völligen Verschwinden. Seine Sinne wurden stumpf, vor allem seit er an Fleischkost gewöhnt worden war, wie Dr. Preu in seinem ärztlichen Gutachten schrieb. Bevor die Vegetarier nun aber zu heftig und freudig aufschreien, sei zu bedenken gegeben, daß die Fleischkost keineswegs die *Ursache* seiner Abstumpfung zu sein braucht, vielmehr beide Entwicklungen schlicht parallel liefen, zu gleicher Zeit stattfanden und nicht das Eine aus dem Anderen folgte. An Fleischkost konnte man ihn schließlich erst gewöhnen, als sein Geschmacks- und Geruchssinn schon weitgehend zu einem Normalmaß zurückgefunden hatte.

Die Schule des Sehens

Vorhin war von Kaspars enormer Scharfsichtigkeit die Rede gewesen, welche auch winzige Einzelheiten noch in der Ferne wahrzunehmen vermochte. Als Feuerbach Kaspar erstmalig auf seinem Turm besuchte, bat er ihn, doch einmal aus dem Fenster zu sehen und die wundervolle Aussicht auf die sommerliche Landschaft zu genießen. Kaspar tat ihm den Gefallen, fuhr aber sogleich mit dem Ausdruck großer Abscheu wieder zurück. Drei Jahre später fragte ihn von Feuerbach nach diesem Ereignis und Kaspar erklärte ihm: "Wenn ich nach dem Fenster blickte, sah es mir immer so aus, als wenn ein Laden ganz nahe vor meinen Augen aufgerichtet sei, und auf diesem Laden habe ein Tüncher seine verschiedenen Pinsel mit weiß, blau, grün, gelb, rot, alles bunt durcheinander, ausgespritzt. Einzelne Dinge darauf, wie ich jetzt die Dinge sehe, konnte ich nicht erkennen und unterscheiden."

Lange Zeit vor Feuerbach hat ein Chirurg namens Cheselden eine ähnliche Beobachtung gemacht, als er nämlich einem jungen Mann, der von Geburt an blind gewesen war, den Star genommen hatte. Auch dieser Blinde mußte erst in langwieriger Übung lernen, ganz normal zu sehen. Er mußte Dinge berühren können, im Raum umhergehen, um allmählich - indem er seine übrigen Sinneserfahrungen mit dem Bild auf der Netzhaut in Zusammenhang brachte - aus den Farbflecken *im Hirn* ein geordnetes sinnvolles Bild zusammensetzen zu können.

Recht besehen, könnte dieser Umstand ein Indiz *für* die Richtigkeit der Kerkergeschichte sein. Er zeigt auch, daß Binder seinerzeit beim Verfassen seiner Bekanntmachung recht

voreilig gewesen war, als er davon gesprochen hatte, Kaspar sei auf seinem Weg nach Nürnberg mehrfach in Sichtweite von Häusern und Dörfern gekommen.

Von der Mühe, die Welt zu ordnen

Wie dies ähnlich auch bei Kindern zu beobachten ist, vermochte Kaspar anfangs nicht zwischen lebenden Wesen und toter Materie zu unterscheiden. Er spricht mit dem Ofen in seinem Zimmer, mit dem Brot, hält hölzerne Pferde für ebenso lebendig wie die richtigen Rösser. Als er in einer Kirche ein Kruzifix sieht, ist er zu Tode erschrocken, bittet inständig, man möge den armen Mann doch aus seiner mißlichen und - am Ausdruck erkennbar - schmerzhaften Lage befreien. Bewegte Objekte - z. B. rollende Kugeln - hält er für lebendig, glaubt, es müsse diese Bewegung aus den Objekten selber kommen. (Bei Naturvölkern ist Ähnliches zu beobachten.) Erst durch längere, persönliche Erfahrung kann er vom Gegenteil überzeugt werden.

Zwischen Tieren und Menschen macht er keinen anderen Unterschied als den der verschiedenen Gestalt, glaubt beide von gleicher Art; die Katze möchte er vom Gehen auf zwei Beinen überzeugen, Pferden vermerkt er es übel, daß sie einfach auf die Straße scheißen, anstatt, wie er selber, ordentlich den Abtritt aufzusuchen. Vom organischen Wachsen hat er lange Zeit überhaupt keine Vorstellung, hält alle Dinge für von Jemandem gemacht; die Blätter an den Bäumen z. B. müsse wohl irgend jemand daran befestigt haben.

Träume gar waren für ihn eine gänzlich neue Erfahrung, die er in seinem Verlies entbehren mußte. Folgerichtig hat er seine liebe Not, Traum und Realität ordentlich auseinander zu halten, hält lange Zeit Geträumtes für tatsächlich Erlebtes. Auch hiervon kuriert ihn nur dauernde persönliche Erfahrung.

Verdächtige Fortschritte

So primitiv - und eigentlich gar nicht vorhanden - sein anfänglicher Wortschatz ist, so rasche Fortschritte macht er gerade auf diesem Gebiet. Im November 1828 beginnt er seine Memoiren zu schreiben, ein Vierteljahr später schreibt er schon recht ordentlich. Er geht hierbei sehr handwerklich vor, überarbeitet den Text immer wieder, bis er ihn zu befriedigen vermag. (Es möchte so mancher Schmierant heutiger Zeit sich dies zur Mahnung nehmen.) Eine kleine Kostprobe: "Ich stand eine Zeitlang an der nämlichen Stelle, an welcher mich der Mann verlassen hat, bis derjenige Mann meinen Brief abnahm und mich in das Haus des Rittmeisters brachte. Als ich in dem Hause ankam, empfand ich von einer starken Stimme, die ich dort hörte, heftige Schmerzen in dem Kopf. Der Bediente setzte mich auf einen Stuhl und suchte mich auszufragen, doch ich konnte nicht mit andern Worten antworten, als mit denjenigen, die ich gelernt hatte und die ich ohne Unterschied gebrauchte, um Müdigkeit

und Schmerzen auszudrücken." Und wiederum ein Vierteljahr später weiß er sein einjähriges Hiersein ganz artig zu bereimen:

*Mein erstes Jahr begrüß ich heut
In Dank und Liebe hocheufreut,
Von vieler Noth und Last gedrückt,
Von heute an genieß ich was mein Herz entzückt,
Und fühl auch jetzt mich neu beglückt...*

Gar nicht schlecht für Jemanden, der vor Jahresfrist noch ein lallender Idiot gewesen war.

Bald auch vermag er hervorragende Bilder zu zeichnen, Aquarelle zu malen (siehe rm 12/83, S. 14); in so guter Technik jedenfalls, einen öden Krakler wie mich vor Neid erblassen zu lassen.

Es sind diese Fortschritte so groß und sind so rasch aufgetreten, daß längeres Nachdenken darüber wohl angebracht erscheint. Mit dem Umstande, daß Kaspar mit gereiftem Körper und entwickeltem Gehirn an den Start ging, vor dem sich entwickelnden Kleinkind also einen Vorteil hatte, läßt sich diese enorme Beschleunigung jedenfalls nicht zur Gänze erklären. Der Verdacht liegt nahe, daß Kaspar in Nürnberg nichts Neues gelernt hatte, vielmehr bereits Erlerntes, Verschüttetes wieder lernte. Welche Vermutung die weitere Frage nach dem Mechanismus dieses Wissensverlustes provoziert.

Seit etlichen Jahren schon gibt es Hauser-Forscher, welche sich in die Hypnose-Theorie festgebissen haben. Es sei, so meinen sie, bei Kaspar Hauser mittels Hypnose eine künstliche Amnesie (Gedächtnisverlust) erzeugt worden, man habe ihm suggeriert, er sei in die Zeit frühester Kindheit zurückgefallen (Regression). Einige Zeit habe man ihn dann tatsächlich im Kerker gehalten. Vor seiner Aussetzung habe man ihm einen posthypnotischen Block suggeriert, welcher seinem Gedächtnis die Zeit vor seinem Kerkeraufenthalt unzugänglich gemacht habe. Im Traum, wo auch die hypnotische Zensur nicht immer funktioniert, hat Kaspar mehrfach von einem Schloß geträumt, von einem Wappen (zu einer Zeit, als er noch nie ein Schloß in Nürnberg von innen gesehen haben konnte).

Was immer dran ist: diese Hypothese ist wahrscheinlicher als die für bare Münze genommene Kerkerstory des Bürgermeisters Binder.

Ein Attentat

Mehr und mehr findet Kaspar seinen Platz in der Daumerschen Idylle. Er lernt mit Eifer und großer Wißbegierde, macht enorme Fortschritte auf vielerlei Gebieten. Seine ungewöhnlichen Sinnesleistungen bilden sich, je länger er dem normalen Reizpegel ausgesetzt ist,

mehr und mehr zurück. Er wird zu einem fast normalen jungen Mann, nicht ganz so schlau wie die Meisten, nicht so kräftig und geschickt, immerhin aber ein artiger Zeichner und Reimer und guter Reiter dazu. Das Rätsel seiner Herkunft ist so wenig gelöst wie zu Beginn. Die Öffentlichkeit beginnt, ihr Interesse an diesem merkwürdigen Findling zu verlieren, der Alltag geht auch in Nürnberg wieder seinen Gang. Kaspar indes kommt in eine pädagogische Wachstumskrise. Seine Wißbegierde schwindet, das Lernen fällt ihm immer schwerer. Er klagt über ein Gefühl eines schweren Druckes auf seine Stirn, welches ihn stark belastet. Regelmäßiger Unterricht ist kaum noch möglich.

Wir erinnern uns kurz an die Hypothese vom Wiedererlernen der durch Hypnose verlernten Fähigkeiten. Es könnte - im Rahmen dieser Hypothese - spekuliert werden, daß Kaspar nunmehr den alten Stand des Wissens wieder erreicht hatte, daß er ab jetzt tatsächlich *Neues* lernt. Es könnte auch der hypnotische Block in Bedrängnis geraten sein, das alte Gedächtnis vor dem Durchbruch gestanden haben. Der Druck im Kopf machte dann einen Sinn; denken Sie bloß mal an den eigenen Stress, wenn etwas quasi auf der Zunge liegt, partout aber nicht raus will aus dem Hirn.

All dies ändert sich schlagartig, als am 17. 10. 1829 ein Mordanschlag auf Kaspar Hauser verübt wird, mitten im Hause Daumer. Kaspar hatte sich in geschäftlichen Angelegenheiten auf den Daumerschen Abtritt zurückgezogen, als ihm die besinnliche Ruhe des Stuhlgangs jäh gestört wurde. Ein Mann, ein großer schwarzgekleideter Mann, reißt die Klotür auf und versetzt Kaspar einen Hieb quer über die Stirn, mit einem Instrument, das nach Kaspars Schilderung (und Zeichnung) ein merkwürdiges Mittelding aus Rasiermesser und Fleischerbeil gewesen sein muß. Kaspar erleidet eine lange, heftig blutende Wunde an der Stirn, die sich aber bald als relativ harmlos herausstellt. Dieser Umstand und das nunmehr wieder zur alten Heftigkeit angewachsene Interesse der Öffentlichkeit ließen bald schon den Verdacht aufkommen, es sei das ganze Attentat nur ein plumper Bluff Kaspars gewesen um wieder in's Gerede und in die Schlagzeilen zu kommen.

Leute, die Kaspar persönlich kannten, halten wiederum dies für Unfug: es habe Kaspar viel zu viel Schieß gehabt, zuviel Angst vor körperlichen Schmerzen, als daß er solch ein Wagnis auf sich genommen hätte. Der Nürnberger Magistrat jedenfalls sah sich veranlaßt, Kaspar künftig einen Leibwächter mitzugeben.

Das Attentat zeitigte weitere Folgen: der Druck auf die Stirne war mit einem Male weg, die alte Wißbegierde, der Lerneifer stellte sich wieder ein. Und: Kaspar reagiert wieder auf Magnetismus, ein Teil der alten Hypersensibilität war erneut zu beobachten.

Möglicherweise - um nochmal auf die Hypnose zurückzukommen - hat die im Attentat liegende Drohung (das Attentat sollte offensichtlich *nicht* töten) den hypnotischen Block wieder stabilisiert; für einige Zeit.

Kaufmann, Freiherr, Lord

Kaspars Aufenthalt in der verwinkelten Idylle der Daumers erschien nicht mehr hinreichend sicher. So also kam Kaspar im Januar 1830 ins Haus des Nürnberger Kaufmanns Biberbach, nachdem zuvor Freiherr von Tucher zu Kaspars amtlichem Vormund bestellt worden war. Der Aufenthalt dort ist für beide Seiten nicht sehr erquicklich. Der erfolgreiche Kaufmann ist oft auf Reisen, kann sich Kaspar also kaum widmen. Seine Frau versucht dies umso mehr, sie stellt ihm sexuell nach, was wiederum den in diesen Dingen noch recht kindlichen Kaspar sehr verdrießt. Als ihn schließlich Frau Biberbach beim Magistrat als "entsetzlich lügenhaft" denunziert, nimmt ihn im Mai 1830 sein Vormund in sein eigenes Haus auf. Kaspar richtet sich bald und gut in diesem allervornehmsten Hause zu Nürnberg ein, bewegt sich gewandt und wohlgezogen in der guten und besten Gesellschaft. Der Handkuß geht ihm so locker von der Zunge wie irgendeine alberne Salon-Schmeichelei.

Im Mai 1831 nimmt Lord Philipp Henry Stanhope zum zweiten Male Aufenthalt in Nürnberg. Beim ersten Besuch hatte dieser Bilderbuch-Brite - groß, hager, reiselustig ("Sir David Lindsay"! rufen jetzt die Karl-May-Kenner; "genau", murmle ich) - von Kaspar Hauser keinerlei Notiz genommen, obwohl dieser gerade damals - es war im Oktober 1829 - wegen des Attentats in aller Munde gewesen war. Nun aber bemüht sich der Lord mit auffallender Emphase und Hartnäckigkeit um den Salon-Findling. Er macht ihm Geschenke, teure Geschenke und beginnt einen - aus heutiger Sicht - reichlich schmalzig-empfindsamen Briefwechsel mit ihm. In Nürnberg beginnt man bald schon über das seltsame Paar zu tuscheln, das man oft auf gemeinsamen Ausflügen und Unternehmungen sehen kann. Trotzdem kann Stanhope im November 1831 seine gerichtliche Bestellung zum Vormund Kaspar Hausers durchsetzen.

Im Dezember 1831 übersiedelt Kaspar auf Stanhopes Wunsch nach Ansbach, wo er bei der Familie des Lehrers und Organisten Johann Georg Meyer wohnt. Lord Stanhope verläßt am 19. Januar 1832 Ansbach und kehrt nie wieder zurück. Seine Lordschaft verpißten sich. Zwar schrieb er weiter eine Menge empfindsamer (ein irgendwie unheimlich geiles Wort damals) Briefe an Kaspar, versprach auch mehrmals, Kasparn heimzuholen auf das Schloß seiner (Stanhopes) Ahnen, beließ es aber dabei. In einem der Briefe etwa schrieb er: "Die Empfindungen, die du mir schilderst, haben mich unendlich erfreut, und ich schätze mich sehr glücklich, daß ich deine Zufriedenheit und dein Wohlsein, mein geliebter Pflegesohn, befördert habe. Ganz gewiß weiß ich, daß ich deine Liebe und Freundschaft, die mir so sehr das Leben versüßen, immer genießen werde, wie auch, daß ich niemals aufhören werde, sie zu verdienen, und dein Glück wird immer das meinige vermehren. Später übrigens - Kaspar Hauser war noch keine 14 Tage tot - wurde Lord Stanhope einer der eifrigsten "Entlarver" Kaspars, darin unterstützt von J. G. Meyer. Er gab eine Dokumentation heraus, in welcher er

nachzuweisen suchte, es sei dieser von ihm innig als Sohn geliebte Kaspar nichts weiter als ein gemeiner Betrüger gewesen.

Kaspar jedenfalls blieb in der Obhut des pedantischen und engstirnigen Pädagogen zurück. Er verkehrt auch in Ansbach locker in der feinen Gesellschaft, Anselm von Feuerbach verschafft ihm eine Stelle als Schreiber am Appellationsgericht.

Der Mordanschlag

Am 14. 12. 1833 um 9.00 Uhr morgens wird Kaspar auf den Stufen zum Gericht angesprochen. Der Mann richtet ihm schöne Grüße vom Hofgärtner aus, dieser lade ihn ein, heut nachmittag so gegen 3.00 Uhr in den Hofgarten zu kommen. Dort werde er ihm die verschiedenen Arten von Ton zeigen, die bei der Ausschachtung für einen Artesischen Brunnen angefallen seien.

Zur angegebenen Zeit findet sich Kaspar tatsächlich im Hofgarten ein, der um diese Stunde, der naßkalten Witterung wegen, von Spaziergängern verlassen ist. Nur ein Mann ist da, groß, mit schwarzem Backen- und Schnurrbart, welcher Kaspar am Denkmal des Dichters Uz erwartet. (Ohne diesen Umstand würde diesen bedenkmalten Lokaldichter Uz heute kein Mensch außerhalb Ansbachs mehr kennen. Es ist schon von einiger Ironie, auf welche Weise man schließlich doch noch unsterblich werden kann.) Der Mann tritt auf Kaspar zu, reicht ihm einen Beutel aus violetterm Samt; Kaspar greift danach und in diesem Augenblick stößt ihm der Mann ein Messer durch alle dicke Winterkleidung hindurch tief in die Brust. Der Mörder flieht, Kaspar jagt in panischem Schrecken aus dem Hofgarten hinaus, läuft zu Lehrer Meyer. Meyer, der die Verwundung für die - harmlose - Folge eines von Kaspar selbst inszenierten Schau-Attentats hält, will mit ihm zum Tatort zurückgehen. Auf dem Weg dorthin aber bricht Kaspar doch noch zusammen. Dem herbeigerufenen Arzt Dr. Heidenreich genügt eine oberflächliche Untersuchung um die Wunde als lebensgefährlich zu diagnostizieren.

Die Polizei- und Justizbeamten, die Kaspar auf dem Totenbett verhören, teilen Meyers Skepsis. Auch sie haben erhebliche Zweifel an Kaspars Geschichte.

Am Tatort findet man am selben Tage noch jenen Beutel, von dem Kaspar gesprochen hatte. In dem Beutel liegt ein Zettel, auf dem in Spiegelschrift (und *nicht* in Kaspars Handschrift) geschrieben steht:

Abzugeben
Hauser wird es euch ganz
genau erzählen können, wie
ich aussehe, und woher ich bin.
Dem Hauser die Mühe zu ersparen
Ich komme - - - - -
Ich komme von von - - -
der Baierischen Gränze - - -
Am Fluß - - - -
Ich will auch sogar noch den
Namen sagen: M. L. O.

(Spiegelschrift ist übrigens recht einfach zu erzeugen: man schreibt mit der linken Hand von rechts nach links, denkt dabei an Normalschrift und läßt die linke Hand einfach laufen. Es wird von selber Spiegelschrift daraus. Allerdings: bei Rechtshändern sieht dies recht kraklig und unbeholfen aus; Linkshänder tun sich sehr viel leichter - siehe Leonardo da Vincis "Geheimschrift". Das Lesen des selbst Geschriebenen ist dabei sehr viel schwieriger - wenn nicht zur Gänze unmöglich - als das Schreiben selbst. Erst wenn man das Blatt umgedreht gegen das Licht hält, sieht man, daß man doch was Vernünftiges geschrieben hat.)

Zwei Jahre später findet man unweit des Tatorts einen fest in die Erde gerammten Dolch, der dort schon längere Zeit gesteckt haben muß. Der Dolch paßt in seinen Maßen recht genau in die tödliche Wunde Kaspars.

Am 17. 12. 1833 erliegt Kaspar Hauser seinen Verletzungen.

K. H. - Ein Cousin des Walhalla-Wiggerls?

Das war's. Das war in etwa die Geschichte von Kaspar Hauser, die wir wissen. Der Rest ist - weiß Gott' - nicht Schweigen, vielmehr eine Flut von Publikationen zu diesem Thema, wovon die meisten es nicht bei einer Schilderung seines Lebens bewenden lassen, vielmehr mit Scharfsinn, großem Fleiß und auch etlicher Wichtigtuerei versuchen, das Rätsel Kaspar Hauser zu lösen. Ein gefundenes Fressen für Schreibtisch-Detektive. (Ich will mich gar nicht lustig machen; es ist wirklich ein faszinierendes Spiel.)

Nahezu alle Theorien gehen davon aus, daß die in Hausers Begleitschreiben dargelegte Geschichte vom armen Mägdlein und vom kinderreichen Tagelöhner nicht stimmen kann (aus den bereits skizzierten Gründen).

Die älteste und bis heute beliebteste Theorie geht davon aus, daß Kaspar Hauser in Wahrheit ein angeblich toter Erbprinz aus dem Hause Baden sei, den man aus Thronfolgegrün-

den aus dem Weg geräumt habe. Schon kurze Zeit nach Binders Bekanntmachung war ein anonymes Brief aus Karlsruhe in Nürnberg eingetroffen, in welchem ebendies behauptet wurde. Dem Hinweis wurde, eben weil er anonym war, nicht nachgegangen. Anselm von Feuerbach schließlich hat im Frühjahr 1832 in einer geheimen Schrift an die Königinmutter Karoline von Bayern (die aus dem Hause Baden stammte und - im Falle Feuerbachs These stimmte - die leibliche Tante von Kaspar Hauser gewesen wäre; ihr Sohn Ludwig I. wäre dann der Cousin des Nürnberger Findlings gewesen.) diese These ausführlich begründet. Feuerbach ist übrigens im Mai 1833 sehr plötzlich verstorben; sein Sohn Ludwig (der Philosoph) war überzeugt, sein Vater sei einem Giftanschlag zum Opfer gefallen, nachdem er die Prinzenschaft Kaspar Hausers entdeckt habe.

LITERATUR ZUM THEMA KASPAR HAUSER:

- | | |
|--------------------|---|
| O. Flake | Kaspar Hauser - Vorgeschichte, Geschichte, Nachgeschichte, Mannheim, 1949 |
| J. Hörisch (Hrsg.) | Ich möchte ein solcher werden wie.... - Materialien zur Sprachlosigkeit des Kaspar Hauser (<i>nicht vom albernen Titel schrecken lassen; es sind nur Materialien zum Leben von K. H., Gottlob! Das Nachwort von Hörisch ist verschmökter Schmonzes, man muß es aber nicht lesen</i>). Suhrkamp-Taschenbuch, stw 283 |
| F. Klee | Neue Beiträge zur Kaspar-Hauser-Forschung, Nürnberg 1929 |
| K. Kramer | Kaspar Hauser - Kein Rätsel unserer Zeit, Ansbach, 1978 |
| H. Pies | Kaspar Hauser - Eine Dokumentation, Ansbach. 1966 |
| H. Scholz | Kaspar Hauser, Protokoll einer modernen Sage |

Afri-Cola gibt es seit den fünfziger Jahren. Vom Marken-Image her war es ursprünglich eine biedere Hausmacher-Cola, billiger als Coca- oder Pepsi-Cola, aber ohne Pep. In den Sechziger machte sich dann der deutsche Kult-Werbephograph Charles Wilp an den Trunk und verpaßte ihm ein Trendy-Hippie-Image: "Power-Flower-Pop-Op-Cola - alles ist in Afri-Cola". In den frühen Achtzigern brach dann die Neue Deutsche Welle herein. Afri-Cola hat auf merkwürdige Art und Weise drauf reagiert.

Ein Volk, ein Durst, ein Cola

Früher - Sie kennen das vieltausendjährige Sprich- und Scherzwort vermutlich - früher also, sagt man, war die Welt noch in Ordnung. Früher gab's noch das Wahre, Echte und Gute. Früher gab's noch keine Bogenschützen - sagten die Altgriechen - da wurden die Speere noch von Hand geschleudert; da gab's noch eine echte Beziehung von Werfer und Beworfener. Früher - meinten die Uraltägypter - zog der Bauer seinen Pflug noch selber über's Feld, ließ sich nicht von seinem Ochsen von der eigenen Scholle entfremden. Etc. pp.

Ja, früher...

Früher war alles einfach

Früher waren Deutschnationale noch mit wenigen Klischees leidlich treffend zu umschreiben:

1. Stiernackige Reitstiefelknechte (SS)
2. Schnarrende Monokelgutsherren (Reichswehr)
3. In den Staatsdienst übernommene Zuhälter (SA)
4. Von Siegfried träumende Registraturschreiber (NSDAP)

Früher waren die Argumente der Konsumwerbung noch in wenige Kategorien zu fassen:

1. Das Zeug ist einfach gut, es schmeckt, es funktioniert.
2. Man wird dich damit bewundern.
3. Dein Nachbar wird grün/blau/schwarz vor Neid werden
4. Die Weiber/Kerle werden nur so auf dich fliegen

Diese ebenso liebgewonnene wie treffende Erkenntnis wird man hinkünftig um ein Wesentliches erweitern müssen; seit nämlich die Nju Wejf zur NEUEN DEUTSCHEN WELLE sich gemauert hat, den echt deutschen Kraut-Punk gekreiert hat.

Seit der Afri-Cola-Anzeige im SPIEGEL vom 16.05.1983 nämlich muß sowohl der Deutschnationalen-Katalog um

5. Susanne Sommer, 17

als auch die Liste der Werbebotschaften um

5. Das Zeug ist deutsch

erweitert werden.

Heute haben wir Afri-Cola

Besagte Susanne Sommer mit vorschriftsmäßig verwuseltem Haar blickt Dich aus großen, runden Augen an und meint:

"Ich, Susanne Sommer, 17, Steh' nun mal auf Made in Germany!"

Schief und mit labberrandiger Balkenschrift - wie es der Gute Neue-Deutsche-Welle-Ton dem artig Aufsässigen vorschreibt - springt der Spruch in Dein echt deutsches (hast' den Arier-Nachweis von Vater noch?) Konsumentenhirn.

Susanne Sommer fährt - mit gleichem Schiefe-Winkel - fort:

*Gut, New York ist toll,
aber ich finde München besser.
Ich treffe mich lieber mit Fritz
in einer Schwabinger Kneipe als mit
irgendeinem Bob in einer Snack-Bar.
Bummle lieber über den Flohmarkt
als durch ein Shopping-Center.
Esse lieber Leberkäs
als Hamburgers und Hot-Dogs.
Und überhaupt: was sind schon Chips
gegen die Bratkartoffeln meiner Mutter!
Und was ist schon irgendeine Cola
gegen unser Afri.
Made in Germany*

Im rechten unteren Anzeigenviertel dann -
neben dem Bild einer fröhlich ejakulierenden

Afri-Cola-Flasche - der markige Kern- und Schlußsatz dieser Werbebotschaft:



"Afri-Cola - die deutsche Alternative"

Was an dieser Anzeige auffällt ist das, was fehlt: die Produktpreisung. Mit keinem Wort, keiner Anspielung auch nur, behaupten die Anzeigengestalter, daß Afri-Cola irgendwie gut sei, geschweige: besonders toll den Rachen runterlaufe. Du wirst nicht sexy davon, ob Du's nun säufst oder Dir in's Haar schmierst, kein Schwein wird dich beneiden, wenn es Dich mit Afri am Hals ertappt. Nichts wird dir verheißen, außer:



Diese Botschaft aber wird vermittelt auf raffinierte Weise, in wohldosierter Steigerung. Der Textblock beginnt mit einer Preisung ausländischer - hier immer: US-amerikanischer - Lebensart: "New York ist toll"; die folgende Höherschätzung heimischen Way of Life's ist absolut fair. Daß sie lieber Leberkäs frißt als Hamburgers ist ihre freie Konsumententscheidung. Schon der Fritz aber ist nicht dem Bob positiv gegenübergestellt, sondern irgendeinem Bob. Der liebevoll handgefickte Fritz gegen die Massenvögelware Bob. Die Abgrenzung steigert sich noch durch die Formulierung "was ist schon...". Da ist nix mehr von wegen Höherschätzen des Besseren im Vergleich zum Guten. Da wird der Vergleichsgegenstand schon zur Grauselware. Und steigert sich nochmal zum letzten, entscheidenden Show-Down: "Was ist schon... irgendeine... gegen unsere..."

Als hätten es irgendwelche wilden Völker gewagt, das urdeutsche Nationalgetränk "Cola" zu entarisieren. Viele Nachkriegsjahrzehnte lang haben wir ahnungslosen, umerzogenen Yankee-Germanen dann irgendein Coca/Pepsi-Cola geschlürft, haben den nationalen Erlösungssaft Afri-Cola auch bloß gesoffen, wenn der Wirt wirklich nichts anderes da hatte. In nationalmasochistischer Manier haben wir Hot-Dogs gefuttert, statt uns einen deftig-teutonischen Wotan-Burger reinzuschieben.

Es ist dies eine Geschichte, wie sie sich der wirrste, verwegenste Fantasy-Schreiber nicht auszudenken wagt. Da entwerfen Werbeleute, die nicht nur ihre gesamte Fachsprache, sondern auch die Sache "Werbung" selbst vollständig aus den USA übernommen haben, eine Anzeige, in welcher **das** Symbol des *american way of life* überhaupt, zum urgermanischen Über-Saft ausgerufen werden soll.

Ich jedenfalls werde bei passender Gegebenheit im nächstgelegenen Shopping-Center die Snack-Bar aufsuchen und mir dort einen Solidaritäts-Hamburger einziehen, kräftig mit COKE nachspülen.

Der Artikel entstand 1983, als ein großes Gewese war um die Bezeichnung "Bulle" für einen Polizisten und ob dies nun ehrkränkend sei oder nicht.

Aus Landwirtschaft und Amtsgericht:

Steter Tropfen höhlt das Wort

Der Bulle im Wandel der Zeiten

Es ist ein eigen Ding um die verletzte Ehre mancher Menschen und Menschenklumpen. Da gibt es - zum Beispiel - die Rock-Band "Checkpoint Charlie", welche, wenn sie nicht gerade musiziert, in ihrem Hauptquartier Schweine züchtet. In sich schlüssig also, daß die Buben sich aus Pappe und Pinselstrich eine Sau bauten, diese Papp-Sau dann zu ihrem Wappentier ernannten und - ach ja! - auf den Namen "Franz Josef" taufen. Bei ihren Bühnenauftritten stellten sie ihr Maskottchen jeweils vor der Bühne auf.



Bis sie eines Tages angezeigt wurden und ein Kemptener Staatsanwalt eine Anklageschrift verfaßte, in welcher er schrieb: "Zur Erklärung sagten sie, das sei ihr Maskottchen Franz Josef. Irgendeine Ähnlichkeit mit einem lebenden Schwein sei rein zufällig. Die Angeschuldigten brauchen dann einen Textvorschlag,

in dessen Refrain es heißt: 'Franz Josef, die Sau, Franz Josef, die alte Sau, Franz Josef, das geile Schwein'. Dies bezog sich, wie für jeden Zuschauer offenkundig (!!!; W. H.) war, auf den bayerischen Ministerpräsidenten Dr. Franz Josef Strauß." Der Staatsanwalt will mit diesem letzten Satz sagen: "Bleibt mir mit dem allerunvergeßlichsten Bart-Kaiser Franz Josef vom Hals. Das einzige geile Schwein, die einzige alte Sau, die ich kenne und die auf den Namen Franz Josef hört, ist der bayerische Ministerpräsident." Es bliebe ohne diese staatsanwaltliche Logik der letzte Satz ja ohne Sinn.

In einer aufsteigenden Vision sehe ich den alten Atheisten Sigmund Freud neben dem Lieben Gott sitzend, sehe, wie sie kichern und sich in die Seiten puffen. Amüsiert warten sie

darauf, daß der eifrige Staatsanwalt ob seiner respektlosen Assoziationen einen gehörigen Anschuß kriegt. Mag sein, sie warten immer noch.

VON BULLEN UND SUPERBULLEN

Im Sommerloch des Jahres neunzehnhunderteinundachtzig sprach das Oberlandesgericht Hamm in Sachen "Bulle" Recht und hob durch seinen Spruch ein vorangegangenes Urteil des Gelsenkirchener Jugendgerichtes auf, wodurch ein junger Mann vom Vorwurf der Beleidigung freigesprochen worden war, der 1979 einen Polizisten als "Bullen" bezeichnet hatte. Die Bezeichnung Bulle für einen Polizeibeamten habe "immer noch abwertenden und ehrkränkenden Charakter". Das Wort "Bulle" habe "seine alte Bedeutung im wesentlichen beibehalten und dient in der Regel nach wie vor als Beschimpfung der Polizeibeamten". Mit der Bezeichnung solle "in grob herabsetzender Weise zum Ausdruck gebracht werden", daß diese (Polizisten) reizbar und angriffslustig seien und zur blinden und unüberlegten Gewaltanwendung neigten".



In eben jenen Tagen, da die Hammer Landrichter so energisch die verlorene Ehre der Polizei zu wahren wußten, geschah es, daß für einen Film geworben wurde; in Anzeigen, in welchen ein langhaariger, wirrbärtiger und äußerst nachlässig gekleideter Mann zu sehen ist. Der Schmuddel-Herr ist Tomas Milian, der die Titelrolle spielt in

dem sicher lustigen Streifen "Der Superbulle schlägt wieder zu". Das Wort "Bulle" soll bekanntlich - lehrt das OLG Hamm - ausdrücken, daß Polizisten reizbar und angriffslustig seien und zur blinden und unüberlegten Gewaltanwendung neigten; die Wortwahl "Superbulle" wird demnach einen Ausbund an Haudrauf und Knüppel-aus-dem-Sack meinen. Und richtig: Mit "4 Fäuste gegen einen Dampfhammer u. Sie brüllen vor Vergnügen" wird für den Film weiter geworben. Anzeige hat niemand erstattet.

SCHWELLKÖRPER IM STAATSDIENST

Gucken wir uns doch mal an, was "Bulle" eigentlich bedeutet. Die weibliche Form - **die** Bulle: Kapsel, für Urkundensiegel; das Siegel selbst; Urkunde mit Metallsiegel; (bes.) päpstlicher Erlaß - lassen wir dabei getrost beiseite. Verzeihung, Schwestern!

Nun denn: **der** Bulle.

1. "geschlechtsreifes, männliches Rind, Zuchtstier"

Ein landwirtschaftliches Qualitätsprodukt also; kein Wald- und Wiesenrind, dem man die Wonnekugeln nimmt und zum Arbeiten auf's Feld schickt, sondern eine Art Deck-Offizier im Rinderstall.

2. "(fig. umg.) großer, starker Mann"

Kann es sein, daß irgendwer sich dadurch beleidigt fühlt?

3. "(derb) Polizist"

Wissen wir, klar.

Ableiten tut sich das Wort aus dem englischen Wort "bull", was dasselbe bedeutet und seinerseits zurückgeht auf das indogermanische "bhel", was heißt: "aufblasen, schwellen (!!!), strotzen."

Mein Gott, muß Beleidigtwerden schön sein!

1 BULLE GIBT ACHT, 8 BULLEN GEBEN EIN BALLETT

Das haben sich mittlerweile auch so etliche Polizisten gesagt. Hauptkommissar Werner Schwab von der Kripo Bonn z. B., sein Polizeipräsident H. W. Fritsch und der Bund deutscher Kriminalbeamter sowieso.

Alljährlich nämlich, so lesen wir in der "Süddeutschen Zeitung", "verleiht der Bund deutscher Kriminalbeamter auf einer Karnevalssitzung in Bonn an Persönlichkeiten, die sich um die Innere Sicherheit verdient gemacht haben, den 'Bullenorden'. Träger sind unter anderem Generalbundesanwalt Kurt Rebmann, der frühere GSG-9-Chef und jetzige Bundesgrenzschutzkommandeur Ulrich Wegener und Bundesaußenminister Hans-Dietrich Genscher".

Und weil professionelle Spaßmacher für diese Karnevalssitzung zu teuer waren, hat man vor 5 Jahren in Bonn ein "Bullenballett" gegründet. 8 "große, starke Männer" - wie man "Bulle" wohl übersetzen muß - schweben dort über's Parkett, treten häufig auf in der Öffentlichkeit, letztes Jahr auch im WDR-Fernsehen, und ziehen auf solch "abwertende und ehrkränkende Weise" (OLG Hamm) das Ansehen der Polizei in den Dreck.



DER KRIMINALTANGO gehört zum Repertoire des einzigen deutschen „Bullenballettes“.

VON BULLEN UND LUMPEN

Im Sommerloch des Jahres neunzehnhundertdreiundachtzig wurde abermals Recht gesprochen in Sachen "Bulle". Der 4. Strafsenat des Kammergerichtes Berlin sprach einen Redakteur der Berliner "tageszeitung" (taz), welcher Leserbriefe, in denen das schlimme Wort auf-

tauchte, hatte abdrucken lassen, vom Vorwurf der Beleidigung frei. Es sei, meinten die Berliner Richter, die Bezeichnung "Bulle" im heutigen Sprachgebrauch nicht mehr unbedingt als Beleidigung zu verstehen; es sei vielmehr im Laufe der Zeit eine Entwicklung eingetreten, die das Wort "Bulle" nicht mehr automatisch als Beleidigung erscheinen ließe. In diesem Zusammenhang verwies das Gericht dann auch auf den polizeiinternen Sprachgebrauch, auf das "Bullenballett" und den "Bullenorden".

Es wäre damit für den "Bullen" eine Entwicklung gerichtsnotorisch, die in ähnlicher Weise schon andere Begriffe durchgemacht haben.

Die spanischen Herren der Niederlande im 16. Jahrhundert pflegten die Widerstandskämpfer des flachen Landes geringschätzig als "Les Gueuses" zu bezeichnen, was im Französischen nichts anderes bedeutet als "Bettler", "Lumpen", "Strolche". Die Strolche, ihrerseits nicht faul, griffen den Vorschlag auf und nannten sich fortan selber "Geusen". Das Schimpfwort war unbrauchbar geworden, die Bettler hatten ihr Lumpensein in den semantischen (1) Adelsstand erhoben (und haben - notabene - dann auch die hochgeborenen Spanier aus ihrem flachen Lande vertrieben).

VON SCHWULEN UND WORTBESETZERN

Vor 10 - 15 Jahren noch - um auch ein aktuelleres Beispiel zu nennen - war die Bezeichnung "Schwuler" für einen Homosexuellen noch allgemein im schimpflichen Gebrauch. Seit es überall Schwulengruppen, Schwuleninitiativen gibt, ist das griffige Schimpfwort sichtlich in Schwulitäten geraten. Es vermag nicht mehr recht zu verletzen.

Es ist jeweils derselbe Mechanismus: eine beschimpfte Gruppe greift sich - nachdem sie den allgemeinen Gebrauch des umgangssprachlich gewordenen Wortes doch nicht mehr verhindern kann - das anrühige Wort und besetzt es für sich mit neuem Inhalt, legt neue Obertöne auf die alte Wortbedeutung; gibt das Wort dann an die Sprachgemeinschaft zurück und zwingt auch sie - nach und nach - das alte Wort in der neuen Bedeutung zu gebrauchen (2).

MENSCHEN, TIERE, SENSATIONEN

Es könnte sich nun - nach der wiesigen Entscheidung des Berliner Kammergerichtes - das Bullenproblem in Wohlgefallen auflösen, wäre da nicht...

1 SEMANTIK = Lehre von den Wortbedeutungen.

2 In diesem Zusammenhang sage ich den "Zigeunern" eine semantische Bruchlandung voraus; es wird sich ihre - uralte, ich geb's zu - Selbstbenennung "Sinti" nicht im deutschen Sprachgebrauch durchsetzen. Man wird auch in künftigen Zeiten einen rastlos umherstreifenden Menschen figurativ einen "Zigeuner" nennen, wird von rumzigeunern" sprechen und nicht von "sintisieren". Linguistisches Jiu-Jitsu nach Geusen-Art ist allemal erfolgreicher als verbissenes Anrennen gegen die beinharten Mauern sprachlicher Konvention; wegspülen mag eher gelingen als niederreißen. In diesem Land der Freizeit-Nomaden dürfte es nicht schwierig sein, dem Wort "Zigeuner" auch den Rest von Anrühigkeit zu nehmen.

Wäre da nicht der Berliner Alpha-Bulle - im Volksmund: Polizeipräsident -, welcher das Urteil scharf verurteilte: Es sei um das Zusammenleben in einer Gesellschaft schlecht bestellt, wenn mit der Sprache moralische Schranken niedergelegt würden. In das Horn des Polizeipräsidenten blies auch der Sprecher der Berliner Gewerkschaft der Polizei (GdP) (1). Es sei ein "außerordentlich schlimmer Vorgang, wenn die Gerichte der allgemeinen Verrohung der Sprache Vorschub" leisteten. Die GdP werde auch künftig deutlich machen, daß das Wort "Bulle" eine "zutiefst ehrkränkende Bezeichnung" sei (2). Polizeibeamte nämlich seien kein Freiwild, sie seien Menschen und keine Tiere.

Spricht's und geht nach Hause; gibt seiner angetrauten Maus einen dicken Schmatz und läßt sich - "Mahlzeit, mein Kater!" - das Abendessen servieren, welches er mit tierischem Appetit verschlingt.

Es ist - mit Verlaub - ein Affentheater um diese Bullen.

1 Was ich als musikalische Metapher verstanden wissen möchte, nicht als pornographische.

2 Ich freu' mich schon auf die deftigen Prügeleien auf den Polizeirevierern, wenn die Leute vom Bund deutscher Kriminalbullen mit den Kollegen von der Gewerkschaft der Polypen über Semantik diskutieren.

Der Artikel ist aus dem Jahre 1979, der Anlaß dafür ist längst vergessen und vergangen. Interessant ist er vielleicht noch deshalb, weil "Welt" und "WamS" heute noch als seriöse Zeitungen gelten und Helmut Schoeck als seriöser, gar gescheiter Kolumnist abgespeichert wird.

Aus Chemie und Wahnsinn:

De Senectute - Vom Greisenalter

.....und vom Krieg und vom Gift und leider auch von Helmut Schoeck

"Wer hat es bemerkt? Die gute Nachricht dieser Woche - Verleihung des Chemie-Nobelpreises an den Heidelberger Professor Georg Wittig -enthielt eine zweite Nachricht. Auch Sie war gut: Wittig ist 82 Jahre alt und allem Anschein nach bei bester Gesundheit."

Schreibt Helmut Schoeck in der "Welt am Sonntag" (WamS) vom 21.10.1979 und hebt an zu philosophieren: *"Hängen Laborluft und langes Leben irgendwie zusammen? Ist die Chemie - Angriffsziel Nummer 2 der grün-linken Front bei der Behinderung aller Entwicklungen in den Zukunftstechnologien in der Bundesrepublik - aufs Ganze gesehen vielleicht gar nicht so ungesund, wie es die "Seveso ist überall"-Agitation unterstellt?"*

Helmut Schoeck weiß seine These von der vitalisierenden Kraft der Chemie durchaus zu belegen. Dr. Stoltzenberg, so mutmaßt er, hat in seinem Labor wohl kaum *"die Sorgfalt geübt, die in seiner Fabrik seit 1923 gefehlt hat."* Vielmehr muß er doch *"mit aggressiven Chemikalien aller Art getränkt gewesen sein, als er mit 90 starb."*

Manche mögen Gifte nicht

Vergessen wir mal jene, die ebenfalls von den aggressiven Chemikalien des Dr. Stoltzenberg naschten und - erstaunlicherweise - trotzdem ein vorzeitiges Ende fanden: den Jungen aus Hamburg-Eidelstedt etwa oder die 10 Toten des Phosgen-Unglücks von 1928. Jene Äthiopier, die in den 30er Jahren durch Stoltzenberg'sche Qualitätschemie umkamen - verspritzt von den italienischen Besatzungstruppen des Herrn Mussolini - diese Opfer also braucht man eh nicht erst zu vergessen; niemand hierzulande hatte je Notiz genommen von ihrem Sterben.

Die paar Toten beiseite geschoben und weiter gelesen, was der WamS-Kolumnist folgert aus dem langen Leben der Doctores: *"All das"* - der 82jährige Wittig und der 90jährige Stolt-

zenberg - *"paßt nicht zum Bild von der Chemie, mit der uns seit zehn Jahren die Wissenschaft vereckelt werden soll, die wie keine zweite den Ruf Deutschlands als Wissenschaftsnation in der Welt begründete."*

Ein guter hält's aus... und um die andern ist's nicht schad

Der schlaue Herr Helmut hat noch mehr Beweise auf Lager: *"Priestley, der im 18. Jahrhundert die Chemie der Gase entwickelte, wurde 71. Avogadro, der sie fortführte, starb 1856 mit 80. Was müssen die beiden an Gasen (!!! W. H.) alles eingeatmet haben... Im 19. Jahrhundert, als es mit der Chemie richtig losging, erreichten ihre Großen meist ein hohes Alter."*

Und holt zum letzten entscheidenden Schlag aus, der Herr Schoeck: *"Kann das Zufall sein? Oder spricht es nicht eher dafür, daß die heutige Angst vor dem Molekül (!!! W. H.) die Tauglichkeit der menschlichen Natur maßlos unterschätzt?"*

Mensch, Moltke! Alter Krieger!

Jetzt werd ich Ihnen mal was erzählen:

- * von jenem Götz von Berlichingen nämlich, der ein Raubritter und Kriegermann war, zeit seines Lebens, und - anders als bei Goethe - im 82sten Lebensjahre verschied
- * von Josef Wenzel Graf von Radetzky, österreichischer Feldmarschall und Namensgeber eines Tschingderassabum-Evergreens, gestorben im Alter von 92 Jahren
- * von Helmut Graf von Moltke, der in den Geschichtsbüchern als preußischer Generalfeldmarschall geführt wird und 91 Jahre über die Erde lief, ehe man ihn vergraben mußte
- * von Paul von Beneckendorff und von Hindenburg, der trotz dieses Namens eine einzige Person war, als solche preußischer Generalfeldmarschall war und schließlich im 87sten Jahre den Löffel abgab
- * von Mao Tse Tung, dem Erfinder des Guerillakrieges, der es immerhin auf 83 Jahre brachte
- * und schließlich noch von Louis Earl Mountbatten of Burma, unter anderem auch britischer Admiral, welcher - die Erinnerung ist noch frisch wie eine irische Frühlingsbrise - im 79sten Lebensjahre verschieden wurde

Ein bißchen Krieg hält jung

Hängen Pulverdampf und langes Leben irgendwie zusammen? Ist der Krieg auf's Ganze gesehen vielleicht gar nicht so ungesund, wie es die "Nie-wieder-Krieg"-Agitation unterstellt? All das, diese lange Liste von martialischen Greisen paßt nicht zum Bild des Krieges, mit dem uns seit 34 Jahren das Handwerk vereckelt werden soll, das wie kein zweites den Ruf

Deutschlands als Menschheitsbeglucker in der Welt begründete. Diese vielen, vielen Namen; kann das Zufall sein? Oder spricht es nicht eher dafür, daß die heutige Angst vor dem Schwert, der Kugel, der Bombe die Tauglichkeit der menschlichen Natur maßlos unterschätzt?

Ohne Blödeln: das Verfahren des Herrn Schoeck, vom Greisenalter einer Handvoll Labor-Chemiker auf die Harmlosigkeit der industriell genutzten Chemie zu schließen. ist offensichtlicher Unfug. Zum einen, weil 4 denn doch eine zu geringe Stichprobe ist. Zum anderen und vor allem, weil die Bedingungen, unter denen ein Laborchemiker mit gefährlichen Stoffen hantiert, wohl kaum vergleichbar sind mit jenen der industriellen Massenproduktion. Der Feldherrnhügel des Monseigneur Napoleon ist sicherlich gesünder als der Arbeitsplatz eines seiner Infanteristen.

Gas ist Gas - basta!

Des Schoeckens logischer Schluß, daß nämlich die chemische Industrie - einem Super-Ilija-Rogoff gleich - Vitalkraft verspritzt über uns alle, Chemiearbeiter und sonstige Emissions-schlucker, wäre selbst dann nicht stichhaltig, wenn seine Voraussetzung stimmen würde. Was sie nicht tut: mit Gasen hatten Priestley und Avogadro schon viel zu tun, das unbenommen, haben sie sich doch um ihre Entdeckung, Beschreibung und daraus folgende Theoriebildung verdient gemacht. "*Was müssen die beiden an Gasen alles geschluckt haben...*" (Schoeck)

Sauerstoff zum Beispiel, den Priestley (neben den meisten anderen wichtigen Gasarten unserer alltäglichen Umwelt) entdeckt hatte. Oder Stickstoff und Wasserstoff (und wiederum Sauerstoff), an deren Beispiel Avogadro seine Theorien über Atomgewichte, Molvolumen etc. experimentell nachwies. Aber natürlich: Gase. So wie auch Gelbkreuz, TCDD (Seveso-Gas), Tabun oder Lost Gase sind. Wenn der eine Mensch sein Leben lang Gase schluckt - Sauerstoff z. B. - und keinen Schaden dabei nimmt, so werden - verdammt noch mal! - auch andere Menschen in der Lage sein, Gase zu schlucken - TCDD z. B.; evtl. auftretende Veränderungen - verätzte Haut, verätzte Lungen, nach einigen Tagen schließlich Verwesung - kann der erfahrene Gas-Arzt ohne Zögern als subversive Simulation grün-linker Wühler und Hetzer diagnostizieren.

Gefährliche Frischluft

Aber der Wittig, gell, wenigstens der, hat mit gefährlichen Substanzen gearbeitet und ist trotzdem steinalt geworden? Oder?

Wollen mal so sagen: Georg Wittig hat in erster Linie mit phosphororganischen Verbindungen zu tun gehabt. Diese Gruppe von Verbindungen hat die Stubenhocker-Eigenschaft, daß

sie so recht keine frische Luft verträgt. Die Wittig'sche Reaktion etwa (Teil der Vitamin A-Synthese) muß in einer Stickstoff-Atmosphäre stattfinden, weil unter Lufteinwirkung das ganze Zeug sich ziemlich plötzlich zersetzen würde. Strengste Beachtung der Sicherheitsvorschriften ist also beim Umgang mit diesen Stoffen sehr wohl vonnöten - nicht um den Chemiker, sondern um die Substanzen zu schützen.

Bleibt von den Zeugen des Herrn Schoeck einzig Herr Stoltzenberg übrig. Jemand, der ohne Zweifel ein Leben lang intimen Umgang mit allerlei aggressiven Stoffen pflegte und trotzdem in biblischem Alter starb. Soll ich jetzt von David erzählen, ja? Dem greisen David, der in Auschwitz war und immer noch lebt? Wenn Sie der Schoeck'schen Schule der Logik anhängen, müßte Ihnen der eine Greis wertvolle Aufschlüsse vermitteln über den Freizeit- und Erholungswert dieses weiland Lagers.

Ein Artikel von 1983. Ein kleines bißchen abgestanden, aber nur ein kleines bißchen

Die rasenden Dichter

Vom olympischen Geist in der Poesie

Als vor etlichen Jahren ein Komet zur Erde zu stürzen drohte, wurde diese tödliche Gefahr namens "Kohoutek" mit durchaus angenehmem Gruseln zur Kenntnis genommen. Wenige Wochen nach Entdeckung der Bedrohung und lange vor der verschämt gegebenen Entwarnung (es war alles nur ein Meß- und/oder Rechenfehler gewesen) war das zu erwartende Ereignis bereits zu Literatur verwurstet. H. G. **Konsalik**, Meister aller Klassen, hatte in wenigen Wochen zwei Buchdeckel namens "Ein Komet fällt vom Himmel" mit vollmundiger Roman-Masse gefüllt.

So weit, so **Konsalik**. Insoweit unvermeidlich.

Wenige Tage nach des Genschers Wende veröffentlichte die "taz" ein "Gedicht für Genscher" von Erich **Fried**, enthaltend unter anderem folgende Zeilen:

Gescheit

Gescheiter

Gescheitert

Nun gut. Wem auch fällt schon in kurzer, drängender Frist was wirklich Gutes ein? Und "einmal" ist schließlich "keinmal", wie uns tröstend verheißen ist vom Volksmund.

Denkste!

Who wants yesterday poems...?

Kurze Zeit später schon belehrt der "stern" Hoffende grausam:

Zwei Tage nach dem Massenmord in den palästinensischen Flüchtlingslagern Sabra und Schatila hat der in England lebende deutsche Schriftsteller Erich FRIED ein Gedicht verfaßt, das der 1938 aus Wien emigrierte jüdische Lyriker in einer Neuauflage seines Gedichtbandes 'Höre Israel' veröffentlichen wird. Auszug:

*Israelische Truppen nahmen - so sagten sie -
Nicht Teil an diesen Massakern, sondern sahen nur teilnahmslos zu
Vom Rande der Lager
Die sie zuvor den befreundeten Truppen Haddads
Überlassen hatten zur Wiederherstellung der Ordnung
Der Ordnung, die sie dann zum Teil wieder herstellen halfen
Mit ihren Bulldozern, die einen Teil der Toten versteckten."*

Um solcherart hingeschlunzte Leitartikel-Lyrik scheint es ähnlich bestellt zu sein wie um das Fixen. Einmal fängst Du an, hast Alles im Griff und bist versackt, eh' der Hahn dreimal des Morgens kräht. Und mußst es wieder tun, kannst nimmermehr lassen vom süßen Gift.

Noch'n Gedicht - und noch'n Dichter



Und das greift um sich, diese Dalli-Dalli-Poesie des Düsenzeitalters. Das wuchert durch alle Ebenen literarischer Prominenz; es muß dem Harald **Grill** nur billig erscheinen, was dem Erich **Fried** so offensichtlich recht ist.

Da erschien in der Regensburger "WOCHE" ein Artikel über die Markierung Regensburger Kulturdenkmäler durch blau-weiße Wapperl, damit sie im Kriegsfall nicht voreilig zerstört würden. Und die "WOCHE" drauf der lyrische Kommentar des hiesigen Mobilien-Einsatz-Poeten, u. a. mit diesen unsterblichen Worten:

*Auch wenn's ein Witz ist ein trauriger,
dem Fremdenverkehr tut sowas gut;
ein Scherz am Rande, denn
was zählt schon der Mensch,
wenn nicht sein Geld?*

Verse wie diese... Verse? Nein! Keinen Streit um Worte jetzt

Nennen wir dies gelassen
"Verse", dem
Brauche folgend, daß
Jeder Text
- jeglicher -
Welcher die Gänze der
Zeile nicht nützen mag, vielmehr
Die Einheit des Satzes
Zerschnippelt und
Alsdann neu und
Gefällig
Zufällig fügt,
In dringendem
Verdacht steht, ein Vers
Zu sein.

Verse also, wie die zitierten, haben die handwerkliche Geschliffenheit einer ersten, flüchtigen Notiz, die poetische Kraft und den Metaphernreichtum eines zwischen Scheißen und Händewaschen diktierten Kommentars.

Warten auf den satten Strahl

Warum machen die das, der **Fried** und der **Grill**, Harald und Erich? Warum belassen sie es nicht bei einem ordinären Leserbrief, wie's unsereiner macht, wenn schnell was weg muß von der Seele? Warum setzen sie ihren Ruf - der bei beiden ein wirklich **guter** Ruf ist - so locker und leicht auf's Spiel? Braucht man Geld? Publicity? Oder gehorcht der poetische Schließmuskel nicht mehr? Muß man tröpfchenweise ausscheiden, was immer auch kommt, statt gelassen Material zu sammeln für den wirklich großen, satten Strahl?

höre fried und du
horch auch zu
grill
strebt nicht
nach dem lorbeer ein
konsalik der lyrik
zu heißen
lüstet nicht
nach vollständigkeit den
großteil
täglicher nachrichten laßt
unbedichtet
laßt ab
vom olympischen ehrgeiz
der schnellste zu
sein
Macht halt kein'n Scheiß!
denn sehet wenn
ihr nicht einhalt gebietet dem blinden
kurz-und-klein-dichten
so werdet ihr
dereinst mit pelle igel verglichen
werden wann immer
von wegwerf-lyrik die rede
ist an den lagerfeuern
germanistiens

Was hör' ich? Ihr kennt Pelle **Igel**n nicht? Den berühmten Arbeiterdichter aus der DKP-Presse? Den kennt ihr nicht?

JETZT WIRD DER STAUHAKEN MAL IN RUHE GESETZT

*Da habt ihr streiken wollen,
weil die Bosse nicht mehr zahlen sollen.
Wie könnt ihr denn so übermütig sein!
Da langt ihr ja direkt in deren Gelder rein,
die die Bosse nicht gern rausgeben
und behalten wollen für ihr armes Leben,
das bescheidene Leben der Aktionäre.
Überleg dir's bei deiner 'Nie-gestreikt-haben-Ehre!'
Wo doch die Ausgaben....*

Aufhör'n soll ich? Ihn weiter zu kennen begehrt Ihr nicht?

Auch gut.

Geschrieben noch zu Lebzeiten von R. W. Fassbinder. Nachdem er dann tot war, habe ich ihn eine zeitlang versteckt. Nun scheint er mir lange genug tot, ihn wieder normal zu behandeln. Er gilt ja immer noch als großer Filmmacher...

Rainer Werner Fassbinder

Der Macher von Verzweiflungs-Klamotten

Es gibt Leute, die in ihrem Sozialleben behindert sind, weil sie unter stetig rieselnden Schuppen leiden. Andere wiederum werden durch unstillbare Achselnässe zum gemiedenen Außenseiter. Mir macht in dieser Hinsicht der Fassbinder zu schaffen, d e r Fassbinder. Na nun, nicht er selber natürlich; noch nicht mal seine Filme sind es - eigentlich -, die mich belasten (Simples Nicht-Ansehen wäre hier die Therapie der Wahl).

Meine Haltung zu diesen Filmen ist es, die einen tiefenbreiten Graben aufwirft zwischen mir und gar zu vielen anderen. Da kann ich fragen, wen ich will, da kann ich lesen, was ich mag: die Leute lieben des Fassbinders Filme. Punkt. Da wird dies kritisiert und jenes bemängelt, das zwar; unterm Strich aber mögen sie seine Filme, sind "begeistert", "betroffen", "aufgewühlt" und "angeregt"; und wenn all dies nicht, so wenigstens "provoziert" - produktiv, versteht sich. Provokation ist das mindestes, was man von einem Genie jedwelcher Art billigerweise erwarten darf. Verlegen mit den Füßen im Sand scharrend steh' ich da und werfe ein, daß dieser geniale Rainer Werner Fassbinder mich langweilt, sehr langweilt und nichts als langweilt, so wahr mir Gott helfe. Noch nicht mal ärgern tut er mich, so wie ein Zombie-Blutwurst-Film mich zu ärgern vermag. Rainer Werner Fassbinder ist für mich der meist-überschätzte Blender der 70er.

Ein Kaffeehaus in Sirup

Es mag irgendwann 1969, vielleicht auch erst 1970 gewesen sein, als in der "Süddeutschen Zeitung" ein gewisses "antiteater" in der "Witwe Bolte" (hinter der Universität) ein Stück ankündigte: "DAS KAFFEEHAUS nach einer Komödie von Carlo Goldoni, bearbeitet und inszeniert von R. W. Fassbinder". "antiteater" klang schwer experimentell und avantgardistisch, "Komödie" ließ hoffen, es werde nicht gar zu unerträglich genialisch werden. Ging also hin, bestellte ein Bier und harpte der versprochenen Kunst, die da - ohne Bühne - auf einer Fläche mitten im Lokal abrollen sollte.

"Rollen", das wurde bald klar, war nicht das richtige Wort. "Rollen" nämlich ist dynamisch, wo etwas "rollt", da schiebt sich was; in der "Witwe Bolte" aber schiebte (schob?) sich nichts

an diesem Theater-/resp. antiteater-Abend. Die Damen und Herren Schauspieler quälten sich durch eine Art Sirup-Atmosphäre mit langsamen, mühevollen Bewegungen; immer in Gefahr, irgendwann in der Bewegung vollends zur Skulptur zu veröden. Oder auch leblos zusammensinken. Wenn aber einer der Akteure an diesem Abend verschieden wäre, er wäre - ich schwör' es - er wäre mit einem Drittel, wenn nicht einem Viertel jener Schleune zu Boden gesunken, die ansonsten die Schwerkraft für uns gewöhnliche Menschen zwingend vorschreibt. Und seine letzten Worte hätte er gedehnt/getragen, langsam und ohne jegliche Betonung abgesondert. Der kühlfeste und nördlichste Hirnling noch legt in den Aussagesatz: "Und wenn Sie dann links abbiegen, sehen Sie den Hauptbahnhof schon vor sich" mehr Leidenschaft als Fassbinders Akteure in ihren dramatischen Bühnentext.

Während der ersten halben Stunde dieser denkwürdigen Aufführung rieb ich mir in vergnügter Vorfreude die Hände. Zwar hatte ich schon mal gehört von der dumpfen Bräsigkeit der Avantgarde - **d a s** aber, so schien es mir in kindlichem Glauben, konnte nur Satire sein. Eine kurze Zeit lang würde man das grausame, öde Spiel noch treiben. Dann aber... hihhi...

Die Publikumsbeschimpfung findet nicht statt

D a n n a b e r würde der Obermottz dieser - vorgeblichen - Lasch-Truppe mit herrisch-dramatischer Geste - vielleicht auch ganz nonchalant und nebenbei - jener absurden Situation ein Ende bereiten, daß ein Häufchen - vorgeblicher - Dilettanten den absoluten Schotter aufführt und eine Menge Leute sich eben diesen Schotter anguckt, ohne Jammern und Murren. Die Truppe würde dann mitten im Saal sich aufbauen und das höflich-geduldige Publikum gnadenlos schelten ob dieser spießigen Geduld, dieser Stadttheater-Höflichkeit.

"Laßt ihr kleinbürgerlichen Ärsche..." - (kleinbürgerlich war in diesen Zeiten ein beliebtes Schimpfwort) - "Laßt ihr kleinbürgerlichen Ärsche euch eigentlich j e d e n Mist widerstandslos in's Bier kippen?"

Genauso würde man es in den Saal brüllen und es würde eine Diskussion sich entzünden und nach der Diskussion würde dann **richtiges**, spannendes, lebendiges Theater gespielt werden. Ein interessanter und kurzweiliger Abend würde das noch werden.

Ein Scheißdreck wurde das.

Es dachte niemand daran, das Stück abubrechen. Das ging so weiter, das zog sich hin, ich weiß-nicht-mehr-wie-lange. (Gerade die Langweilerei zeichnet sich oft durch Überlänge aus - Je Ödsack, desto dauert das.) "Stets mußte er ausprobieren, wie weit er gehen konnte, wieviel sich die Leute von ihm gefallen ließen", schrieb Peter Buchka in der SZ vom 9. 2. 82. Das würde eine Menge erklären; Peter Buchka bezog diesen Satz aber gar nicht auf Fassbinders Werk, sondern auf seine Art, mit Menschen umzugehen; besser: umzuspringen.

Der Meister selbst mußte damals - so las man's später - in diesem Grave-Gravissimo-Gewimmel durchaus und höchstselbst mitgetrant haben. Aufgefallen ist er mir nicht; kein Schwein - und ich am allerwenigsten - kannte ihn damals. Und nach d i e s e r obermiesigen Inszenierung - so dachte ich in der jugendlichen Einfalt meiner 20 Jahre - wird auch kein Schwanz mehr je nach diesem R. W. F. krähen.

Das zweite Stück, dieselbe Masche

Die Erfahrung, daß dies "Kaffeehaus" von Fassbinder ernstgemeint war vom Gebein her, hat mich seinerzeit tief verstört; so tief und nachhaltig, daß ich's nicht glauben mochte. Es wollte mir nicht in den Kopf, daß Leute meiner Generation - paar Jahre älter nur - all diesen gravitatisch verschmockten Verzweiflungstinnef produzieren konnten, ohne irgendwann selber lachen zu müssen drüber. Ich hatte die subtile Ironie nur noch nicht auf Anhab verstanden. Genau - so mußte es sein.

Es traf sich daher günstig, daß in einem der Münchner Filmkunstkinos ein Streifen eben jenes R. W. F. und seines antiteater-kollektivs lief: "Götter der Pest". Ein - wie es in Nachrufen später heißen wird - "Gangsterfilm in der Tradition Hollywoods".

Hi. Bogart! St. Cagney, hilf!!

Ein Film in endlos langen Einstellungen, in denen nichts passiert. Irgendwelche abgefuckten Typen hängen in einer Wohngemeinschaftsküche rum, brutzeln sich was. Um nichts zu verfälschen - das echte Leben, das wahre Leben - wird dem Zuschauer das Bereiten des Mahles ungekürzt dokumentiert. Bloß gut, daß irgendwann einer dieser Leute auf die Idee kommt, eine Platte von Karl Valentin aufzulegen. Sie wird in - Sie ahnen's mittlerweile schon - voller Länge gespielt. Der kurzweiligste Abschnitt des ganzen Films: Augen zu und der Platte gelauscht. Die Störung durch Dialogfetzen ist gottlob minimal.

Irgendwann ist Gelatsche auf einem Feldweg angesagt. Langes Gelatsche. In einer Einstellung. Öde Dialoge. Offensichtlich so, wie's den Schauspielern im Moment der Aufnahme gerade eingefallen ist. Orthodox spontan.

Eine - vom ökonomischen Standpunkt - geniale Art, Filme zu drehen. Kamera aufstellen, laufen lassen und die Schauspieler irgendwie machen und reden zu lassen. Eine erfolgreiche Masche auch: die Filmkritik **kann** jemand, der 11 Filme in zwei Jahren dreht und in die Kinos bringt, nicht ignorieren. Das dezente Prinzip der Penetranz.

Der Held ist tot - gottlob! - der Film ist aus

Ach so, ja: die "Götter der Pest". Irgendwann zum Schluß zu passiert dann noch ein Überfall auf einen Supermarkt. Sie vermuten richtig: auch bei der Gelegenheit artet des Meisters Genie nicht in Action aus. Einer oder mehrere der Helden gehen bei der Gelegenheit des Über-

falls drauf. Der Zuschauer registriert dies mit Behagen, so wie er den Untergang von Fassbinders Helden stets mit Genugtuung verfolgt, da ihr Scheitern das Ende des Filmes erwarten und erhoffen läßt. Herr R. hängt nach seinem Amoklauf endlich am Fensterkreuz - sieht richtig putzig aus, der dicke Kurt Raab -, das Gequarke hat ein Ende. Der Händler der vier Jahreszeiten hat sich - es wurde Zeit - totgesoffen. Obwohl gerade er mir ein bißchen leid getan hat, hatte er doch das Verdienst, die unsägliche Triefnase Irm Hermann bei Gelegenheit eines Ehestreites ganz ordentlich vermöbelt zu haben. Dank ihm.

Das hört sich alles ein bißchen zynisch und reichlich menschenverachtend an und ist es doch nicht. Das kommt daher, daß von Fassbinder-Helden die Rede ist, nicht von Menschen, was einen Unterschied macht.

Die Personen bei Fassbinder gewinnen im Laufe eines Filmes nicht an Kontur, sie und ihr Schicksal bleiben mir wurscht bis zum Ende. Das liegt daran, daß Fassbinders Schauspieler nicht "spielen". Sie plappern gelassen den Text, bewegen sich nur angedeutet. Erste Probe, grobe Skizze. Das Geschehen labbert vor sich hin, ohne rechtes Leben. Irgendwelche Anteilnahme am Geschehen will sich nicht einstellen.

"Verfremdungseffekt!" schreit da Einer, und: "Glotzt nicht so romantisch!"

"Seine Stücke kommen aus dem Kopf", murmelt ein Anderer.

Ich denke darüber nach und meine: "nein."

Nein, für den Mangel an Gefühl werden wir nicht entschädigt durch "Stücke aus dem Kopf". Die Drehbücher, die - meist vermutlich improvisierten - Dialoge sind schludrig und skizzenhaft wie die Spielweise. Eine verheerende Kombination.

Sein - seien wir höflich - unterkühlter Inszenierungsstil bräuchte einen brillanten, ausgefeilten Text und seine grob skizzierten, schlampigen Drehbücher - die er angeblich häufig "bei lauter Musik in Cafés und Bars" schreibt (stern, 16. 9. 1982) - ließen sich allenfalls ertragen, wenn exzellente Schauspieler die Schwächen "zuspielten", notfalls auch "überschmierten".

Von den Wonnen der Verzweiflung

In ihrem - im übrigen hymnischen - Nachruf auf R. W. F. schreibt Ponkie in der AZ vom 11. 6. 1982: "Er dachte oft, wie er redete: Schlampig und provozierend banal - und so filmte er dann auch."

Daß er sich das leisten konnte, über viele Filme hindurch, verdankt er, so argwöhne ich, seiner strengen Askese, was Komödien anlangt. Hätte er Komödien gemacht, er wäre mit seiner "provozierend banalen" Masche längst auf den Bauch geknallt. Zu unbarmherzig entlarvt sich in der Komödie jede unpräzise gesetzte Pointe, jeder Schnitzer in der Konstruktion.

"Wir neigen dazu, Verzweiflung ernster zu nehmen als das, was man 'entfesselte Humorigkeit' nennt: billiger Humor ist rasch entlarvt, auf billige Verzweiflung fallen wir leichter herein." (Heinrich Böll, dtv-sonderreihe 11, S. 120). Klaus Lemke, der Ulk-Fassbinder, hat diesen feinen Unterschied nicht hinreichend beachtet: zwei, drei nette Lustspiele wurden ihm gelobt, dann war seine Masche verbraucht und vom "kritischen Publikum" durchschaut. Niemand, der auf sich hält, vermag die immergleiche Cleo Kretschmer in immergleichen Szenen sehen, während die unvermeidliche Hanna Schygulla immer noch auf die altbewährte Weise scheitern & zerbrechen darf. Schaluchz!

Der Ordnung und der Fairneß halber: Was immer Fassbinder nach 1971 (!) gemacht hat, kann ich nicht beurteilen. Ich habe es nicht mehr zur Kenntnis genommen. Mag sein, daß er in späteren Jahren, als er längst berühmt war, das Handwerk gelernt und ordentliche Filme gemacht hat. Was in den vielen, lobenden bis überschwenglichen Kritiken über sein Werk zu lesen stand, läßt aber nicht viel Gutes ahnen.

- Das Kaffeehaus 1969
- Katzelmacher 1969
- Götter der Pest 1969
- Rio das Mortes 1969
- Der Händler der vier Jahreszeiten 1971 (angeblich "ein frühes Meisterwerk" (Ponkie, AZ)

Fünfmal Fassbinder gesucht und fünfmal Mist gefunden. Wer wäre so grausam, mir auch noch den sechsten Fassbinder-Film zuzumuten?

Der Artikel ist nun wirklich historisch, 1983 entstanden. Das Klo habe ich zuletzt im Jahre 1999 besucht und da war es verschissen und verkommen, wie die meisten anderen Klos auch. Sic transit gloria mundi.

Zur Regensburger Ortskunde

Vor der Grieb - Wo Altstadtkacken wieder Spaß macht

Versuch einer Lobpreisung

Wenn ich in der Altstadt zu tun habe, dann suche ich es seit Jahren so einzurichten, daß ein kurzer Besuch in meinem Lieblingslokale drin ist. Meist wird mein Wunsch erfüllt, häufig wird dieser Besuch ohnehin zur schieren Notwendigkeit.

Oft bin ich ganz alleine dort, nur ausnahmsweise treffe ich einen anderen Gast - dann aber auch nie mehr als einen gleichzeitig. So finde ich Beschaulichkeit und Ruhe an einem Ort, der eigentlich pulsieren sollte vom saftigen Leben.



So sehr diese Lokalität mich also anzieht und jedesmal aufs Neue für mein Kommen entlohnt, so wenig lassen sich offensichtlich andere Menschen - Touristen oder Einheimische - vom eigentümlichen Zauber dieses Ortes gefangen nehmen.

Einen Katzensprung vom Haidplatz entfernt, in allerbesten Altstadt-Lage, erleidet eine der erfreulichsten öffentlichen Bedürfnisanstalten dieser Stadt das herbe Schicksal einer Verkanteten.

Eine wahrhaft geheime Offenbarung

Das aber ist weniger ein Wunder als vielmehr eine Schande. Ein nicht Ortskundiger findet dieses Klosett einfach nicht, allenfalls zufällig stolpert er hinein.

Man müßte schon mit der Beobachtungsgabe eines Sherlock Holmes begabt sein, um die in der Umgebung versteckten Hinweisschilder zu erblicken. An den beiden Enden der Unteren Bachgasse sind zum Beispiel in Augenhöhe eines Riesen winzige Täfelchen angebracht. Auf weißem Grund geben die kleingeschriebenen Großbuchstaben "W" und "C" in Zusammenarbeit mit einem winzigen Pfeil die Nähe einer öffentlichen Pisseria bekannt.

Das Äußere dieses entspannenden Lokals selbst ist so zurückhaltend gestaltet, daß es dem normal aufmerksamen Wanderer schwerfällt, das Klohafte der Örtlichkeit im Vorbeigehen zu erkennen. Selbst mit drangvoll gespannter Blase und krampfhaft verkniffenem Darmausgang werden viele an diesem Ort vorbeihasten. Es sei denn, ein gnädiges Geschick ließe sie just vor der gelobten Tür schräg seitlich rechts (oder links) nach oben blicken; vorausgesetzt auch, es sind ihre Augen im Moment des Aufblickens nicht blind von bitteren Tränen entschlossenster Zurückhaltung.

Nur wer aus der halböffentlichen Passage zwischen "Orphèe" und "Sudhaus" kam und wem also das vordergriech'sche Klo frontal ins Blickfeld sprang, hatte eine faire Chance, auch spontan den *locus genii* zu finden. Seit diese Passage dem Publikum versperrt ist, ist das Schwierige noch ein wenig unmöglicher geworden.

Diese Art, den Weg zum Orte schlußendlicher Erlösung zu weisen, trägt - mit allen Salben geriebene Kleriker unter den Lesern werden dies schon bemerkt haben - alle Merkmale einer religiösen Offenbarung an sich:

- * Die Zeichen sind zwar gesetzt, die Wege gewesen;
- * Sie sind aber verschlüsselt gewiesen, esoterisch gesetzt.
- * Die Zeichen sind also derart vergeheimnist, daß sie sich nur dem bereits Eingeweihten erschließen.
- * Man könnte sich demzufolge die ganze Offenbarung schenken.

Eintreten und sich wohl fühlen

Nun aber laß uns die allzu düsteren Gedanken verscheuchen und annehmen, Du habest in der Stunde großer Drangsal und bitterer Not den Weg zur Vorderen Griech letztlich doch - und noch rechtzeitig! - gefunden.

In der Gewißheit, daß alle mühselige Beladenheit ein baldiges Ende haben wird, betrittst Du die Befreiungshalle - und glaubst, Deiner bislang so zuverlässigen Nase nicht länger trauen zu dürfen.

Es stinkt hier nicht; nicht nach abgestandenem Urin und nicht nach frischgelegten Gebrauch-Lebensmitteln. Noch nicht mal die ekelhaft hygienischen Lutschwürfel, die Du sonst allenthalben in Becken und Rinnen findest, verströmen hier ihre süßlichen Wolken.

Es duftet hier nicht, es riecht ganz einfach sauber; im Prinzip nach nichts, wie in einer Bank etwa. Schnell durchheilst Du den Waschraum, ohne Blick noch für Einzelheiten, wichtige Geschäfte sind erst zu erledigen.

Die eigentliche Geschäftsstelle kann den ersten, guten Eindruck des Vorzimmers nur bestätigen. Die Kacheln sind in heimeligem Ocker, Beige, Pastellbraun - was weiß ich - gehalten, versprechen Geborgenheit. In dazu passendem Lindgrün sind Trennwände und Türen der beiden gemütlichen, geräumigen Appartements gestrichen.

Tritt ein, teurer Defäkant, und fühl' dich wohl! Vergiß vorerst die 30 Pfennige, die Dich dieser exquisite Spaß noch kosten wird. Nicht jetzt - wo Dir der Sinn nach anderem steht - mußt Du nach passenden Münzen suchen, verzweifelt vielleicht noch Passanten, Konfäkanten um Kleingeld bitten. Konzentriere Dich ganz auf das, was Du vorhast, zahle, was zu zahlen ist, draußen dann - später - an die Dame hinter dem Fenster. Leg' womöglich noch ein Trink(?)geld dazu - dreißich Fennje sind doch geschenkt, wenn Du bedenkst, daß das Würstelegen in dem miesen Schmutzelbunker unter dem Neupfarrplatz genau so viel kostet.

Häng' den Mantel an den Haken und während Du weitere Textilien abtust, sieh Dich um. Gefällige Armaturen, immer Klopapier zur Hand und immer auf der Rolle, nicht irgendwo - in einer Pfütze auf dem Boden liegend etwa; man kennt das. Ein diebstahlsicheres Schloß an der Rollenhalterung läßt Klopapier-Frevlern - welche ich an dieser Stelle nachdrücklich verfluchen möchte, bis in's dritte Glied - keine Chance mehr.

Ein Kapitel Spültheorie

Beim Anblick der Sanitär-Keramik weiten sich die Augen des Kenners in freudigem Erstaunen. Ein **Tiefspüler**, ein leibhaftiger **Tiefspüler** auf einem deutschen Publikums-WC.

An dieser Stelle müssen wir einen kurzen Exkurs in die Spültheorie riskieren.

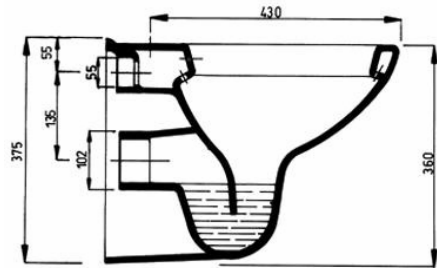


Flachspüler nennt man jenes Entladegeschirr, welches die allermeisten von Ihnen vom heimischen Abtritt her kennen dürften. Die frisch und fromm abgezwickte Braunwurst plumpst bei diesem Modell fröhlich und frei auf eine Plattform, wo sie bis zur Abwicklung weiterer Formalitäten liegen bleibt. Defäkanten, welche sich im Stehen zu säubern pflegen, haben also Zeit und Muße, die Produkte ihres Tuns und (Fallen-)Lassens ausgiebig in Augenschein und Nasenatmung zu nehmen.

Bei den erwähnten - hierzulande eher seltenen - **Tiefspülern** hingegen, platscht die Biomasse unvermittelt ins Wasser. Nur der Unerfahrene benetzt sich dabei den Po. Gewitztere Konsumenten dagegen wissen sich auf einfache Weise zu helfen: ein Blatt Papier auf die Wasserfläche gelegt und man bleibt von ungebeter Nässe verschont. Die Geruchsent-

wicklung - und darauf beruht der exzellente Ruf des **Tiefspülers** in Kennerzirkeln - ist wesentlich geringer als beim **Flachspüler**: die Stinkmaterie verschwindet zum überwiegenden Teil sofort im Wasser, Geruchsstoffe werden also gebunden und können sich nicht weiter entfalten.

Soviel zur braunen Theorie, zurück zur lebendigen Praxis.



Nächste Woche Vor der Grieb

Ein **Tiefspüler** also steht Dir zu Verfügung, läßt am Ende Deiner Mühe mit sattem Glucksen all das verschwinden, was den Tag und die Oberfläche mit Recht zu scheuen hat.

Bei kleinem Geschäfte wirst du hier nicht weniger gut bedient. Eine vollautomatische Spülung mit Super-Licht-Sensor läßt das Wasser sofort nach dem Pinkeln frei. Geruch verschwindet, noch ehe er recht eigentlich entstehen kann.

Zum Händewaschen brauchst Du nicht mit beschmutzten Fingern nach dem Wasserhahn zu greifen, den -zig beschmutzte Finger an diesem Tag schon vor Dir berührt haben. Brauchst nicht nach getaner Säuberung erneut den beschmutzfingerten Hahn betatschen. Tappst vielmehr lässig mit dem Fuß auf einen Gummiball, läßt alle Brünnelein fließen und nimmst dann gelassen den Fuß wieder vom Balle.

Ich hoffe zuversichtlich, Ihnen mit diesem kleinen Artikel ein wenig... nun, nicht gerade den Mund wässrig gemacht zu haben, aber doch ein bißchen Ihr Interesse geweckt zu haben.

Also dann: nächste Woche vor der Grieb!

Ebenfalls aus dem Jahre 1983 stammt dieser Artikel. Der Spruch, von dem die Rede ist, wird immer noch gerne - wenn auch nicht mehr so oft - zitiert. Und meistens wird er falsch zitiert...

Stellt euch vor, sie gäben einen Krieg...

Ein Satz und seine Geschichte



Seit etlichen Jahren schon ist der Spruch "Stellt Euch vor, es ist Krieg und keiner geht hin" von bemerkenswerter Allgegenwart; ist auf Plakaten, Plaketten zu finden, füllt in Zeitschriften graphische Lücken und springt Dich vielfach versprüht von Häuserwänden an.

Der Spruch ist mittlerweile derart Gemeingut des Volkes in seiner ganzen Tümeligkeit geworden, daß er für volkstümlich gilt, spontan entstanden. Kaum einer weiß, wie er entstanden ist, noch auch macht er sich ein Problem daraus, des Nachforschens wert.

Müller klärt auf

Einem CDU-Landtagsabgeordneten aus Hessen ist es zu danken, daß der Ursprung dieses pazifistischen Sinnspruches aus dem anonymen Tümel-Dunkel in's Licht klar bestimmbarer Autorschaft gerissen wurde. Bert BRECHT, so verkündet MdL Rolf MÜLLER in einer Presseerklärung, sei der Urheber dieses Spruches. Bert BRECHT aber, so fährt er fort, habe den Satz g a n z anders gemeint, was die grünen und sonstfarbenen Pazifistenheinis gezwungen habe, den zweiten und entscheidenden Teil der griffigen Sentenz dem leichtgläubigen Publikum einfach und klammheimlich zu unterschlagen. Und weil er nun wirklich nichts aus dem Zusammenhang reißen will, zitiert Herr MÜLLER das ganze BRECHTsche Gedicht:

*Stell Dir vor, es kommt Krieg und keiner geht hin -
dann kommt der Krieg zu euch
Wer zu Hause bleibt, wenn der Kampf beginnt
und läßt andere kämpfen für seine Sache,*

*der muß sich vorsehen;
denn wer den Kampf nicht geteilt hat,
der wird teilen die Niederlage.
Nicht einmal Kampf vermeidet,
wer den Kampf vermeiden will;
denn es wird kämpfen für die Sache des Feindes,
wer für seine eigene Sache nicht gekämpft hat.*

Eine Spur verläuft sich

Pardautz! sagt der überraschte Leser dieser Meldung, so also ist das in Wirklichkeit. Pardautz! , wie gesagt.

Dem aufmerksamen Leser des Gedichtes indes wird nicht entgangen sein, daß in den ersten beiden Zeilen von "Krieg" die Rede ist, während alle folgenden Zeilen von "Kampf" handeln. Während interpretationsgeübte und allzeit deutbereite Germanisten schon an Instant-Theorien basteln, was der mit allen Wassern literarischer Technik gewaschene Bertolt BRECHT mit diesem stilistischen Kunst- und Verwirrgriff wohl gemeint haben könnte, beginnen mißtrauische Burschen und Mädchen, die darüberhinaus im Besitz einer BRECHT-Gesamtausgabe sind, schon mal mit dem Blättern. Im Band IV, Gedichte, Seite 503 der Suhrkamp-Dünndruckausgabe werden sie fündig; finden dort aber nur ein enthauptetes Gedicht, in dem vom "Kampf" und nur vom "Kampf" die Rede ist. Die beiden ersten Zeilen der MÜLLER-Edition kommen dort *n i c h t* vor; nicht in der zitierten Form und nicht in etwelcher Variation.

Vom Kampf, vom Klassenkampf, ist bei BRECHT die Rede; und von der Unmöglichkeit, sich vor ihm zu verstecken oder darin neutral bleiben zu wollen. Vom Krieg, vom heißen Schießkrieg zwischen Staaten, vom Atomkrieg gar wird in diesem Gedicht geschwiegen.

Germanisten, schraubt die Füller wieder zu. Philologisches gibt es hier nicht zu interpretieren, Politisches vielmehr zu kommentieren. (Was aber andere machen sollen; es liegt eh auf der Hand.)

Herr MÜLLER ist einer Story aus den "Demokratischen Blättern", dem Verbandsorgan des "Rings Christlich-Demokratischer Studenten" (RCDS), dem Studentenverband der CSU/CDU, aufgesessen. Diese wiederum wurden behumst von einem gewissen Hubert GROSSER, der den Spruch letztes Jahr schon auf einer Fotomontage mit BRECHTens Bild verwendet hatte. Des Collage-Künstlers GROSSER Manager, mit Namen Heinz RIEDEL, verweist seinerseits auf einen Sekretär BRECHTs, dessen Namen er "aus verständlichen Gründen" nicht nennen könne

Die Spur verläuft also nicht im quarzsauberen Sande, sondern in öder, stinkender Kacke.

Eine Spur findet sich

D i e s e Spur!

Eine andere Spur führt zu dem amerikanischen Schriftsteller Carl SANDBURG, der 1967 im geseigneten Alter von 89 Jahren starb. SANDBURG läßt in seinem Buch "The People, Yes" ein kleines Mädchen beim Anblick einer Truppenparade sagen: "Sometimes they'll give a war and nobody will come."

Und abermals Amerika: die Publizistin Charlotte KEYES prägte 1966 den Satz: "Suppose they gave a war and no one came."

Alles klar?

Klar!

Fast alles klar, soweit.

Ein Satz verdünnt sich

Was mich allerdings ärgert - und mit verstreichender Zeit zusehends mehr ärgert - ist die heute gebräuchliche Form des Satzes:

"Stellt Euch vor, es ist Krieg und keiner geht hin."

Ich stelle mir bei dieser Formulierung stets ein Schlachtfeld der klassischen Art vor, auf dem nach vormals gebräuchlicher Art zwei Heere einander gegenüberstehen und Krieg führen. Kanonen donnern, Bajonette bohren sich in - nur kurze Zeit noch - lebendes Fleisch und Feldherren begucken sich vom gleichnamigen Hügel aus das lustige Verstümmel-Getümmel. Es i s t also Krieg; was n i c h t ist - und was auch niemand vermissen wird - ist die Anwesenheit von Schlachtenbummlern.

Krieg ist's und niemand geht hin, ihn sich zu begucken. Eine Vorstellung, die keinem Feldherrn auch nur eine Minute seines kostbaren Schlafes raubt.

Ein Krieg wird abgesagt

Nimm dagegen den Satz der Charlotte KEYES und übersetze ihn w ö r t l i c h in wohlvertrautes Deutsch:

"Stellt Euch vor, sie gäben einen Krieg und keiner käme."

Und nun, laß Deine Phantasie los, fülle den Satz mit Bildern, Assoziationen, konkret vorgestellter Situation.

Sie "geben einen Krieg", so wie Du eine Party, eine Fete oder Feier gibst. Wohlformulierte Einladungen sind auf kostbares Papier gedruckt und verschickt: "Die Hohen kriegführenden

Parteien beehren sich, Sie zum nächsten Donnerstag frühmorgens auf das Schlachtfeld zum Kriege einzuladen. Uniformzwang. Keine Damen."

Und nun also der Alptraum jedes Party-Gastgebers: keine Sau kommt. Das Schlachtfeld ist frisch gemäht, Kanonen stehen blank geputzt und mit Munition wohlversehen einander gegenüber, Gewehre und Bajonette sind zu ordentlichen Pyramiden getürmt, Säbel liegen zu schneidigem Gebrauch bereit. Ungeduldig sieht der General im Kreise seiner Offiziere wieder und wieder auf die Uhr. Der angesetzte Zeitpunkt kommt näher, verstreicht und immer noch ist kein einziges Gramm Kanonenfutter in Sicht. Auch drüben, mit den besten Teleskopen nicht, ist nichts von irgendwelcher wohlfeiler Metzelerware zu sehen.

Es kommt keiner.

Mißmutig verbringt man den Rest des Tages damit, den Krempel wieder aufzuräumen und eine besonders scharf formulierte Note an den Feind zu verfassen.

Der Heldentod muß mangels Helden abgesagt werden.

Vergleiche nun die gallig-ätzende Ironie, die im zweiten Spruch beschlossen liegt mit dem labbrig feuchtpapierenen Pazifisten-Pathos der heute leider verbreiteten Version. Vor wenigen Jahren noch konnte man hauptsächlich die wörtliche Übersetzung von Charlotte KEY-ES' Satz lesen - ich habe sie unter anderem auf Briefpapier gefunden. Weiß der Geier, wer auf die Idee gekommen ist, bitterböse intelligente Poesie gegen saftlos laue Parolen-Prosa einzutauschen.

Wie mir einmal der Landesvater erschieden ist

Wer am Freitag vor dem Pfingstfest des Jahres 1984 in der Altstadt von Regensburg zu tun hatte, konnte sich nach getanen Geschäften heimwärts begeben wie stets, sofern er den Haidplatz großräumig mied. Er konnte sich aber auch - so ihn nichts Dringenderes trieb - direkt zum Haidplatz begeben, sich einen besonderen Kunstgenuß zu gönnen.

Franz würde kommen, der leibhaftige Josef; Strauß sollte sprechen, der Landesvater.

Am Scheißhaus Vor der Grieb war die Veränderung der Stadt nicht mehr zu übersehen: ein Gitter sperrte den Zugang zum Haidplatz ab, bewacht von grünen jungen Männern.

Die betonte Langeweile des Flaneurs zur Schau tragend, schlenderte ich unbehelligt durch die Schleuse.

Ein reichliches halbes Stündchen war's noch bis zum Beginn der Show, der Haidplatz (inklusive Grünzeug) nicht belebter als sonst auch zu dieser Stunde.

Die Weingasse rein, scharf nach links, zum Imbiß in der Goldenen-Kreuz-Passage, immer noch im Sperrbezirk. Ein halbes Hähnchen war noch drin, verzehrt auf Freiluft-Bänken im Innenhof.

Es wurde kein beschauliches Mahl. Beständig wischten, tapsten, hoppelten Grünröcke vorbei; einzeln, meist aber zu mehren, spähend, wichtig seiend. Mit kleinen Transistorradios lauschten sie dem Programm der fröhlichen Welle von "Bayern grün", schalteten sich ab und zu auch selbst in das laufende Programm ein.

Dem aufmerksamen Auge meiner Begleiterin war nicht entgangen, daß das peinlich genau im Partnerlook gekleidete grüne Volk sich in einem winzigen modischen Detail unterschied: etliche trugen auf dunkel(!)grünem Ärmel einen hell(!)grünen Punkt, manche deren zwei, wenige sogar drei davon, während sich die meisten mit ungepunktetem Ärmel in aller Öffentlichkeit zeigen mußten. Unsere Vermutung, die Zahl der Pünktchen weise auf den Rang der Gepunkteten hin, bestätigte sich, als wir beobachteten, wie ein Dreipunktler einen Zweipunktpolizisten anraunzte, was dieser sich kommentarlos gefallen ließ.

Nach dem Mahle wurde es allmählich Zeit.

Wir platzten mitten in's Vorprogramm. Ein minderrangiger Politiker störte, obwohl durch Lautsprecher verstärkt, nur unwesentlich das fröhliche Lärmen der Leute, welche sich mittlerweile auf dem Haidplatz eingefunden hatten. Viel Volk war allerdings nicht gekommen, bei weitem weniger, als der ohnehin kleine Haidplatz zu fassen vermocht hätte.

Auf dem Podium waren wohlbeleibte Herren, ein Mikrofon, breitschultrige Männer und etliche Topfpflanzen zu erkennen. Bunte Fahnen waren aufgezo-gen und rechts vom Podium hatte eine rustikal gekleidete Band Aufstellung genommen, welche sich aber vorerst in dem allgemeinen Lärm ruhig verhielt.

Podium und Orchester waren vom übrigen Platz durch ein halbkreisförmiges Gatter abgetrennt, das Publikum also vor Gewaltakten der Akteure geschützt. Unmittelbar am Gatter stand ein kleiner Teil des Publikums, der sich in Kleidung und Verhalten vom Rest deutlich unterschied. Aus ihren begeisterten Reaktionen durfte man schließen, daß es sich bei ihnen um Angehörige und Freunde der Redner und Bläser hinter dem Zaun handelte. Zwischen diesen Leuten und dem Rest des Publikums hatte eine Trachtengruppe Aufstellung genommen, ganz in Grün, mit weißen Plastik-hüten auf dem Kopf. Es folgte eine größere Gruppe Publikum, die all ihren Ehrgeiz daran setzte, die elektrisch verstärkten Geräusche des Podiums zu übertönen, was ihr bemerkenswert gut gelang. An kleine Holzplatten hatten sie achteckige Schilder genagelt, welche sie aufgeregt schwenkten. Eine weitere Schicht minnengrüner Trachtler mit Plastikhut hatte sich zwischen sie und den Rest des Publikums geschoben.

Im eigenen Saft geschmortes Demonstranten-Hacksteak zwischen zwei Lagen Bereitschaftspolizei - nach der "Leberwurst-Taktik" vergangener Tage (reinstechen und nach beiden Seiten rausdrücken) nun also der "Demo-Burger" der Achtziger. Die Methoden der Polizei passen sich den gewandelten Eßgewohnheiten der Kundschaft an. Bürgernähe.

Die Mitspieler des Happenings sind vorgestellt, die Ausgangslage dargelegt. Blicke das Publikum, das Volk, welches bemerkenswert gelassen und friedlich blieb.

Es war der halbwegs den Haidplatz deckende Haufen kein Querschnitt durch das Bayernvolk. Was nahezu völlig fehlte, waren die CSU-Wähler, von denen es außerhalb des Haidplatzes doch einige gibt. Die Erklärung für ihr Fehlen ist denkbar einfach: der Platz war abgesperrt. Wer durch wollte, mußte sich durchsuchen lassen. Laut Presseberichten vermochte nicht mal Altersgrau und Lodengrün zuverlässigen Schutz zu bieten vor amtlicher Neugier. Geh' Muatterl, mach dei' Dascherl auf!

In Anstand und biederer Unauffälligkeit altgewordene Bürger sind sowas nicht gewöhnt, die gehen da nicht durch, meiden die Sperre. Jüngere Personen mit mindestens einer Demo auf dem Kerbholz, sind da abgebrühter. Demütigungen von seiten der Staatsgewalt sind ihnen vertraut, schrecken sie nur mehr mäßig. So mancher CSU-Wähler mag sich noch an vergangene Live-Auftritte seines Stars erinnern haben, wo er, bei der Räumung des Platzes von Chaoten, sein Quantum Staatsdresche abbekommen hatte, noch ehe er, zum Zeichen seines Biedersinnes, den Trachtenhut zücken konnte. Praktische Staatsbürgerkunde.

Solcherart schützt sich Franz die eigenen Wähler von seinen Kundgebungen weg. Auch recht.

Tränen, sagt man, lügen nicht; so gesehen hielt es das "Strauß spricht"-Plakat mit den Tränen.

Strauß sprach.

So aber wie die Götter vor den Erfolg den Schweiß, so haben Kundgebungs-Arrangeure vor den Strauß den bayerischen Destilliermarsch gesetzt. Kaum hatte das Vorprogramm das letzte aller Vorworte fallengelassen, da erhob sich ein patriotisches Gebläse als wie von einer Trachtenkapelle.

Das heißt, ich vermute, daß die eifrig geblasen haben, schließe das aus vereinzelt Tönen, die zu mir drangen, nachdem sie ihren Weg durch eine dichte Klangwolke aus Pfeifen und Johlen und "Strauß raus!" gefunden hatten. Es war ein Lärm, ein Lärm war das, wie's damals beim ersten und einzigen Original-Apostel-Pfingsten ein Lärm gewesen sein muß. Es war das eigene "Ru - häää!"-Gebrüll nicht mehr zu verstehen.

Unter all dem Gejohle, Gepfeife, Geblase erschien der Landesvater auf der Szene und begrüßte das tobende Volk.

Wer den Künstler von früheren Auftritten kannte, mußte enttäuscht sein vom Gebotenen. Franz blieb weit hinter seiner gewohnten Form zurück, so als hätte ihm jemand Valium in's Bier geschüttet.

Nur im direkten Dialog mit dem Bürger zeigte er die Qualitäten, die ihn berühmt gemacht haben. Erregt rügte er zum Beispiel die Haartracht eines Zuhörers, machte ihm, mit der Autorität eigener männlicher Schönheit, heftige Vorwürfe wegen mangelnder Pflege. Die zwischen den grünen Männern eingeklemmten Rufer und Taferlschwenker verglich er mit den Schlägerkolonnen von SA und SS.

Durch ständiges "Jude raus"-Rufen haben es damals SA-Männer geschafft, die Angesprochenen nach Auschwitz zu graulen, anhaltendes Schwenken mit "Stoppt Zion"-Plakaten in kernigen SS-Händen hat sie dort schließlich zu Tode verärgert. So war das damals.

So lahm die Darbietungen auf der Bühne blieben, so faszinierend waren die Vorgänge auf dem Platz. Vor allem das Staatsballett der Bayerischen Bereitschaftspolizei vermochte mit seinem disziplinierten Bewegungstanz zu gefallen. Immer wieder lösten sich einzelne Vortänzer vom Ensemble, drangen in den Raum zwischen der grünen Kette ein und luden darin befindliche Demonstranten zu einem burschikosen Kontretänzchen ein. Ein Grapsch, ein Griff, der Punk saß fest. Links und rechts gestützt wurde der Ergriffene geführt, wohin er nicht wollte, wie das Johannes-Evangelium (21,18) es einst dem Petrus verheißen hatte. Ein bißchen Strampeln mit den Füßen noch - das war man den umstehenden Freunden und Genossen an Widerstand schuldig - und Franz hatte wieder einen Zuhörer weniger.

Bewegung kam auf, wenn das Ensemble in vollendeter Harmonie zusammenwirkte. Untergehakt schritten sie auf die verbliebenen Häufchen jener zu, die so aussahen, als könnten sie jeden Moment "Strauß raus" rufen, schoben sie langsam, doch energisch nach hinten.

Erwähnt werden sollten auch die hübschen Kostüme aus dem Fundus des Staats-Theaters. Das grüne Tuch der Uniformen war makellos, frisch gewaschen, ordentlich gebügelt, allerdings ein bißchen zu gesteift. Fließenderer Stoff hätte die Anmut des Balletts besser zur Geltung gebracht. Die weißen, steifen Häubchen waren blankpoliert, ein hübscher Einfall auch das schwarze Nackenleder und der bruchfeste Hartschleier vor den jugendfrischen Gesichtern. An den Füßen trugen sie schwarze Stiefelchen, wie die Kosaken aus dem "Zarewitsch". Um die Lende hatten sie ein freches Stöckchen geschnallt, dazu einen dezent verpackten Totbläser.

Durch die Räumaktion war es mit einiger Geduld möglich, sich allmählich nach vorne zu schieben.

Irgendwann war auch Franz dort droben - fast hätte ich ihn über all dem Schauen und Hören vergessen - zu einem Ende gekommen. Nun, nachdem alle Störer entfernt waren, hätte wirklich eine Ruhe sein können.

War aber nicht.

Der Begrüßungskrach erlebte eine Neuauflage, eher noch gewaltiger und klangvoller als zuvor. Es schien, als sei die Polizei auf einen hinterhältigen Trick hereingefallen. Indem sie sich auf grüne Haare, blaue Jeans und rote Taferln stürzte und diese verräumte, glaubte sie sich von weiterer Störung befreit. Übersah aber, daß ein Scheitel im Haar, eine Schnürlsamthose und eine leere Hand beim Rufen und Pfeifen nicht behindern.

Wenn ein argentinischer Gaucho eine Herde Vieh durch einen mit Pirañas verseuchten Fluß treiben muß, so schlachtet er ein Tier und wirft es in den Fluß. Gierig stürzen sich die Raubfische auf das Opfer, und während sie nagen und schmatzen, kommt die Herde unbehelligt durch den Fluß. Ein Teil der Demonstranten hatte sich mit den bekannten "Hasch mich, Bulle"-Accessoires verkleidet, hatte alle Aufmerksamkeit auf sich gezogen und so den Rest der Menge geschützt. Ein plumper Trick, der über alle Maßen gut funktionierte. Das Furioso des Finales konnte sich ungestört von Polizei zu voller Lautstärke entfalten.

Die Band, was nur ganz vorn zu hören war, griff abermals zum Blech und spielte den zweiten Satz aus dem Kaiserquartett von Joseph Haydn. Ein fragwürdiges Unterfangen, Musik für Streichorchester, sensible Musik, für Blasorchester zu arrangieren. So gottsjämmerlich, wie der Musikfreund nur immer fürchten mag, klang das mißhandelte Thema Haydns denn auch. Ein Paar trotzte der Barbarei; nahm das Geblasene für gestrichen und tanzte zu Haydns Tönen einen Walzer.

Freunde der Blasmusik: blast, wo ihr zu blasen findet; das Unblasbare aber laßt ungeblasen!

Um die Verwirrung noch zu steigern, sangen auf dem Podium die Inhaber der Staatsgewalt zu Haydns Musik Zeilen aus einem Gedicht von Heinrich Hoffmann von Fallersleben. Ein Gedicht übrigens, das seinerzeit die Staatsgewalt so erzürnte, daß der steckbrieflich gesuchte Hoffmann ins Ausland flüchten mußte.

Nach und nach trollte sich die Menge.

Zeit und Ruhe, ein paar Nachgedanken durch's Hirn flanieren zu lassen.

Was hätte man an diesem Nachmittag - da Franzens Gegner bei weitem in der Mehrzahl waren - nicht alles an Unfug treiben können, gesetzt, man hätte Phantasie gehabt.

Stellt euch vor, es wäre ruhig geblieben am Haidplatz. Der Platz gefüllt mit Menschen, die rumstehen und sonst nichts. Einfach schweigen. Keine Hand rührt sich, kein Mund öffnet sich. Der Mann redet und der Platz schweigt ihn an. Gelegentlicher Beifall versprengter Sympathisanten, gewiß. Ein tadelndes "Pschschs!", ein trockenes "Ruhe!". Stille.

Schweigen.

Franz, der all das Geschrei mit zufriedennem Grinsen Geschrei sein ließ, wäre an der Stille erstickt, halb ohnmächtig vor Wut.

Oder gar, man wagt es kaum zu träumen, es hätte sich der Platz geleert, kaum daß Franz mit Sprechen begonnen hätte.

Es wären alle gekommen und wäre keiner geblieben. 30 CSU-Funktionäre, bewacht von 200 Polizisten auf dem leeren Platz. Die Peinlichkeit der Situation wäre sachte und durchdringend zum Himmel gestiegen.

Und: es gibt kein Mittel dagegen; nichts hilft gegen ein bisserl Phantasie und eine Menge Disziplin.

1981 geschrieben, der Anlaß ist vergessen, verdient aber, bewahrt zu werden.

"...fragt nicht nach Sitte, nicht nach Recht und Macht"

Die Lieb, die Lieb ist eine Himmelsmacht

"Liebe ist nur ein Wort" dichtete einst der große Simmel - oder ließ dichten, denn die knackigen, fetzigen Titel schmocken sich eh meist die Werbeheinis aus dem Kreativhirn

Und Janis Joplin argwöhnte seinerzeit, "love" sei doch bloß "a four-letter-word".

Auch ansonsten ist "Liebe" eines der abgelutschtesten Worte und abgefucktesten Begriffe, die's gibt; von Lore-Romanen beschmalzt, von Porno-Schinken bewichst und vom "Liebet-Euren-Nächsten"-Knödeln Geistlicher Würdenträger endgültig verweihwasserwedelt und zersegnet.

Vor Jahresfrist war der Tagespresse zu entnehmen gewesen, daß es sie doch noch gibt, die Liebe; die wahre, schöne und gute Liebe. Nicht die Wald- und Wiesen-Menschenliebe ist gemeint, welche - caritas, caritatis - doch nur Mildtätigkeit zeugt; von der richtigen Liebe ist die Rede, kinderzeugend (oder nicht), die irgendwann, gradlinig oder in Rühr-mich-nicht-an-Arabesken, auf den Geschl-ächz!-verkehr zutorkelt.

Erfaßt von dieser Liebe im Fleisch - die dennoch entschieden mehr ist als Fleisch - wurde eine Frau, welche ihren Lebenskreis verließ, dem Manne nachzufolgen. Und wenn sie nicht gestorben sind - wofür zu diesem Zeitpunkt wenig spricht - dann leben sie noch heute. Soweit, so stinknormal. Nun zu den Einzelheiten:

"Der Johannesburger 'Sunday Express' berichtete am Sonntag, die in Deutschland geborene 63jährige Mutter Oberin Johanna Laudenklos habe ihren Orden und die Kirche verlassen um ihren 72jährigen Geliebten Dr. Christian Hamilton zu heiraten.

Die beiden lernten sich im vergangenen Jahr kennen, als Hamilton nach dem Tod seiner Frau im katholischen Konvent in der südafrikanischen Küstenstadt George um Unterstützung und Beistand bat.

Mutter Johanna, die dort 40 Jahre im Orden des Heiligen Kreuzes nur Gott diente, verliebte sich in Hamilton und verließ den Orden einen Tag nach Weihnachten, schrieb die Zeitung.

Die zwei gingen in den 'Untergrund', nachdem die Lokalpresse ihren Fall aufgegriffen hatte, heirateten sie in der vergangenen Woche und flohen nach Deutschland oder Kanada,

schrieb der 'Sunday Express'. Kirchliche Würdenträger in Südafrika bezeichneten die Romanze als 'Skandal' und verweigerten der Presse gegenüber weitere Auskünfte. (dpa/upi vom 12. 1. 1982)

Sag, wird dir bei dieser Botschaft nicht warm um's Herz und eigen im Gemüt, Bruder in Christo und Schwester in Maria? Sag?

40 (vierzig!) Jahre lang hat diese Frau gekämpft gegen sich und gewütet in sich. Ist vermutlich irgendwann im Kindesalter getappt in die Falle christkatholischer Frömmigkeit; hat später im einmaligen Entschluß ein Gelübde abgelegt, welches sie 40 Jahre band und zwang, die kalte Last der Sittsamkeit zu tragen, mochte sie fortan denken und wünschen, was immer sie wollte, bei Strafe, den ewigen Seelenfrieden zu verlieren. Die Tatter-Monster-Sekte "Katholische Kirche e. V." braucht sich, was psychologischen Druck auf Mitglieder und Kader betrifft, vor keiner Jugend-Winz-Sekte zu verstecken.

Und hat sie getragen, vierzig Jahr', und mocht' sie nicht tragen mehr, die keusche Last. Nach 40jährigem Kampf gegen das Fleisch, in einem Alter, wo mein Geburtsjahrgang voreilig das Leben für so ziemlich gelaufen glaubt, zu einem Zeitpunkt, da der gröbste Ärger mit der leidigen Lendenlust ausgestanden scheint, hat diese Frau den Mut gehabt, radikal neu anzufangen.

Daß es eine Art Gott gibt, war immer schon zu vermuten gewesen, wenngleich nie so recht zu beweisen. Nun aber wissen wir, daß dieser Gott - so es ihn gibt - den Schalk im Nacken sitzen hat, und das tut entschieden gut. Zu sehen, wie er die rehledernen Handschuhe von den Fingern streift um lässig den kostbaren Lappen dem Klerus um die gesalbte Birne zu schlenzen, ist kostbare Labsal in trüben Zeiten.

Doch.

1983 geschrieben, noch immer aber wird gerne gemeckert über Politessen, die Parksünder mit Zetteln bedenken.

Ran an den Haken

In jenen altbackenen Zeiten des finstern Mittelalters, als die Menschen noch - man denke! - an den Lieben Gott glaubten und also das Christliche Abendland in allermerkwürdigster Blüte stand - in diesen Jugendjahren unserer Greisenzeit also, galt es für schick, bestimmte Berufsgruppen mit allgemeiner Verachtung zu bedenken:

- * den TOTENGRÄBER etwa, obwohl es ihm zu verdanken war, daß ausgebrannte Untertanen ordnungsgemäß endgelagert wurden
- * oder den HENKER, der in biederer Übung seines Handwerks nichts anderes tat, als was ihm Papst und Kaiser zu tun geheißen hatten: "Wer aber - ohne Unsere Päpstliche/Kaiserliche Lizenz - Wänste schlitzt, dem soll seine Rübe abgehackt werden, so lange, bis er tot ist oder so. Kruzifix, Halleluja, noch mal!"

LOVELY RITA, METERMAID

Zu den verachtetsten Berufen heutzutage gehört ohne Zweifel die BULLETTE, die man im launigen Amtsdeutsch mitunter auch "POLITESSE" nennt. In den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts - als Politessen in Deutschland noch weitgehend unbekannt waren - konnte man allenthalben Lobeshymnen auf die Damen mit dem wirkmächtigen Schreibblock hören, als nämlich die Beatles seligen Angedenkens jene "Lovely Rita, Metermaid" besangen:

*"Standing by a parking-meter,
When I caught a glimpse of Rita,
Filling in the ticket in a little white book.
In her cap she looked much older
And the bag across her shoulder
Made her look a little like a military-man
Got the bill and Rita paid it..."*

Das aber ist lange her, geschehen in den goldenen Zeiten, da man von Parkplatzm a n g e l sprach und nicht von Parkplatzn o t ; da man noch Witze machte über den täglichen Parkplatzä r g e r , kaum etwas ahnte von der diesbezüglichen V e r z w e i f l u n g unserer Tage.

AUFSCHREIBEN, ABSCHLEPPEN, BEZAHLEN

Nach all dem globalen Geschwätz über Päpste, Beatles, Politessen ist es an der hohen Zeit, dem Anlaß dieser parfümierten Wortwolke sich zuzuwenden; dem Kleiner und der "WOCHE".

Zum weißichwievielten Male sang dort nämlich Ralph Kleiner das Lied von Trauer und Wut über den gefundenen Strafzettel, den verlorenen Parkplatz und was das alles kostet, hachott! Er macht sich stark für "die Bewohner der Straßenzüge. Wozu brauchen die Autos, wozu suchen die in der Innenstadt Parkplätze.. Strafzettel für alle, die das Pech haben, im historischen Stadtkern zu wohnen und dort den Wagen benutzen zu müssen, erfüllen ihren Zweck ja auch...Nun darf halt jeder, der aus eigenem Verschulden zugleich Innenstadtbewohner und stolzer Wagenbesitzer ist, eine bescheidene Pauschale von circa 150 Mark pro Monat neben der Miete für die Parkzettel einkalkulieren."

Man darf jetzt aber um Himmels willen nicht in den Fehler verfallen, Herrn Kleiner für einen Liebhaber der autogerechten Stadt zu halten. Ein "hartnäckiger Befürworter der Verkehrsberuhigung" ist er vielmehr, will das wohl auch bleiben. Wenn man ihn läßt, wenn er nicht "auf kaltem Weg, durch die großzügige Bescherung mit Strafmandaten und Abschlepprechnungen von (seinem) Irrweg abgebracht" wird.

WASCHEN OHNE NASS ZU WERDEN

Herr Kleiner ist - man wird es nach seinem Artikel "Die Abschlepper" getrost vermuten dürfen - ein wohlmeinender Sozialdemokrat; oder ist zumindest tief verwurzelt in den Denkstrukturen und Argumentationsmustern jener schweinchenrosa Freunde des gemäßigten Fortschritts in den Grenzen der Gesetze. Reformen sollen schon sein, versteht sich, nicht soooo radikal natürlich, daß sie gleich was bewirken - eine Änderung womöglich.

Verkehrsberuhigung in der Altstadt ist äußerst lobenswert, das wurde allmählich Zeit, daß man die Autos aus der Altstadt rausekelt, klar. Muß man aber so weit gehen, daß man diese Autos auch **wirklich** verscheucht?

HEULEN SOLL SEIN UND ZÄHNEKNIRSCHFN

Man muß, Herr Kleiner, man muß!

Ent- oder weder.

Hinz oder Kunz.

Wenn ich die Altstadt vom Individualverkehr entlasten will, dann muß ich den Bezirk entweder total dicht machen - ein Ziel, auf's innigste zu wünschen - oder doch zumindest jeden Autobesuch in der Stadt extrem unattraktiv machen. Jeder Idiot, der allen Warnungen zum

Trotz in den Dschungel fährt, muß dafür büßen, ganz klar. Heulen muß er, wenn er im Stau feststeckt. Toben, wenn er das dritte Mal die Schleife fährt und immer noch keinen Parkplatz findet. Im Schmerz sein Gewand zerreißen, weil sein Auto von Amts wegen entführt wurde.

Anders als durch brachiale Gewalt wird die Altstadt nimmermehr vom täglichen Irrsinn befreit werden:

JE PARKPLATZ DESTO HINFAHREN

Parkplätze ziehen die Autos an, wie die Scheiße die Fliegen. Die Wege dorthin mögen noch so eng und verstopft sein, wenn am Ende ein Parkplatz winkt, dann fahren die Autos durch diese Wege. Es ist diese zwanghafte Handlung tief in der Psychopathologie des Automobilisten verwurzelt (Bin selber Automobilist, weiß, wovon ich rede; W. H.). Und umgekehrt: wo keine Parkplätze mehr sind, dort fährt auch keiner mehr hin. Was sollte er dort auch?

Durch den glücklichen Umstand einer verwutzelten Altstadt sind Parkplätze in Regensburgs City von Haus aus nur begrenzt vorhanden. Das Ziel des klugen Verkehrsberuhigers muß es nun sein, diese vorhandenen Parkplätze weiter zu reduzieren, die Null-Lösung anzustreben. Auf gar keinen Fall aber darf er zulassen, daß - wenn die spärlichen regulären Plätze belegt sind - *A n a r c h i e* sich breitmacht und jeder Blech-Terrorist seine Karre abstellt, wo immer ihm der Zündschlüssel grade aus der Hand fällt.

Und wenn unser Verkehrsberuhiger dies will, dann muß er auch bereit sein, seinen revolutionären Willen gegen reaktionäre Widerstände durchzusetzen.

FALSCHPARKER UND ALLE ANDEREN REAKTIONÄRE SIND PAPIERTIGER!

WER SEINE RUHE HABEN WILL, DER MUSS 1 RUHE GEBEN

Die Bewohner der Altstadt sind von solchem rigorosen Handeln natürlich nicht ausgenommen. Ein Grundrecht auf einen freien Parkplatz vor dem Haus gibt es nicht, verdammt noch mal! Gerade die Altstadtbewohner sind es schließlich, welche am meisten von einer verkehrsberuhigten Altstadt profitieren.

Eine autofreie Innenstadt aber setzt voraus, daß man keine Autos mehr in die Innenstadt läßt.

Dieser simple Satz muß doch einleuchten, auch dann, wenn er (für mich, z. B.) bedeutet, daß ich jeden Morgen von der Hundsumkehr in die Bachgasse laufen muß und abends wieder zurück. In einer Stadt, die nicht mehr von meinem (übrigens auch Deinem) Auto verstunken und zugeschissen wird, könnte das sogar Spaß machen. Stell' ich mir vor.

Küß' die Hand, Frau Politesse!

Politik

Soldaten sind keine Mörder?

Was dem Beobachter an der leidenschaftlichen Debatte über den Satz "Soldaten sind Mörder" am meisten auffällt, ist der Umstand, daß sie nicht stattfindet.

Das war nicht immer so. 1984 hatte ein Frankfurter Arzt das von Kurt Tucholsky geprägte Wort aufgegriffen, und damit eine viele Jahre dauernde, in den Medien und Gerichtssälen ausgetragene Diskussion entfacht. Die Leidenschaft der Diskussion war seinerzeit eine rein akademische, die Bundesrepublik Deutschland ein Staat im Frieden.

Die verlorene Unschuld der Bundeswehr

1994 entschied das Bundesverfassungsgericht für einen Verbreiter des Wortes. Dem Kern der Aussage feige ausweichend begründeten die Verfassungsrichter ihren Freispruch vom Vorwurf der Beleidigung und Volksverhetzung so: Mit dem Begriff "Mörder" könnten **Bundeswehrsoldaten** gar nicht gemeint sein, da "die Bundeswehr seit ihrer Gründung noch nicht an einer bewaffneten Auseinandersetzung teilgenommen (habe) und so noch niemand im Rahmen eines Krieges getötet worden (sei)".

Mit dieser Begründung wäre heute kein Prozeß mehr zu gewinnen. Peu à peu (und planmäßig) ist die Öffentlichkeit an die "gewachsene Verantwortung" der "neuen Weltmacht Deutschland" gewöhnt worden, vom "begrüßenswerten Sanitätseinsatz" in Südostasien über die "humanitäre Hilfsaktion" in Somalia, bis zu den "kampfbegleitenden Aufklärungsflügen" in Bosnien. Die erste pazifistische Partei, die in Deutschland jemals in einer Regierung war, beendete 1999 die Vorkriegszeit und ließ in Jugoslawien Bundeswehrflugzeuge erstmals mitbomben. Die Teilnahme der Bundeswehr am Afghanistan-Krieg war danach bereits politische Routine.

Die Rechtslage von 1994 stützt sich also auf einen Sachverhalt, der seit 1999 nicht mehr gegeben ist. Inzwischen **sind** Menschen von Bundeswehrsoldaten getötet worden.

Es stellt sich demnach erneut die Frage, ob (Bundeswehr-)Soldaten Mörder sind - und wenn nicht, was dann.

"Mörder" - mehr als ein Schimpfwort

Es soll hier versucht werden, die seinerzeit sehr aufgeregt geführte Diskussion über die angeblich mordenden Soldaten so gut es geht auf einer sachlichen Ebene abzuhandeln.

An den Diskussionsbeiträgen von damals fällt auf, daß sich die Debatte fast ausschließlich um die Frage drehte, ob der Satz "Soldaten sind Mörder" als allgemeine Aussage unter die Meinungsfreiheit fällt oder ob er als Beleidigung eines konkreten Personenkreises aufzufassen ist und also bestraft gehört.

So, als wäre "Mörder" ein Schimpfwort, wie etwa "Arschloch" ein Schimpfwort ist.

Über den Satz "Erwin ist ein Arschloch" kann ich weder mit Erwin noch mit irgend jemandem sonst sinnvoll diskutieren: Die Behauptung ist inhaltsleer. Jeder **hat** ein Arschloch, niemand **ist** eines, nicht einmal Erwin. Wer immer Erwin ein Arschloch nennt, will damit Erwin beleidigen. Er bewertet Erwins Verhalten oder seine Existenz, er stellt keine nachprüfbare Behauptung über Erwin auf. Der Beweis der sachlichen Richtigkeit des Satzes ist deshalb prinzipiell unmöglich.

Das Wort "Mörder" dagegen ist ein präzise definierter juristischer Begriff. Das gibt uns die Möglichkeit, zu prüfen, ob jemand im Sinne des Gesetzes ein Mörder ist - oder eben nicht.

Was ist ein Mörder?

Was bedeutet der Satz "Soldaten sind Mörder" eigentlich genau?

Klar ist, was er **nicht** bedeutet: Daß es nämlich Soldaten gibt, die **auch** Mörder sind. Das wäre zwar richtig, gleichzeitig aber entsetzlich banal. Auch Bäcker, Toyota-Händler, Änderungsschneider, Krankenschwestern und Diplom-Psychologen sind Mörder. Und Barträger, Rothaarige, Einbeinige und Ruderer sowieso.

Der Satz "Soldaten sind Mörder" stellt die sehr viel schärfere Behauptung auf, daß **jeder** Soldat ein Mörder ist, **von Berufs wegen** dazu werden kann.

Was ist ein Mörder?

§ 211 (Mord), Abs. 2 des Strafgesetzbuches gibt eine lakonische Antwort:

Mörder ist, wer

aus Mordlust, zur Befriedigung des Geschlechtstriebes, aus Habgier oder sonst aus niedrigen Beweggründen,

heimtückisch oder grausam oder mit gemeingefährlichen Mitteln oder um eine andere Straftat zu ermöglichen oder zu verdecken,

einen Menschen tötet.

§ 212 (Totschlag) ergänzt hierzu, das Thema "vorsätzliche Tötung" lakonisch abschließend:

Wer einen Menschen tötet, ohne Mörder zu sein, wird als Totschläger mit Freiheitsstrafe nicht unter fünf Jahren bestraft.

Die Paragraphen 211 und 212 decken den Begriff der (vorsätzlichen) Tötung vollständig ab. Wer immer (vorsätzlich) einen anderen Menschen tötet, ist demnach entweder "Mörder" oder "Totschläger". Etwas Drittes gibt es laut Gesetz nicht.

Soldaten töten Menschen

Töten Soldaten Menschen?

"Was denn sonst?" werden die ganz Naiven zurückfragen und sie haben, wie so oft, recht.

Natürlich töten Soldaten. Und: Sie töten nicht zufällig oder aus Notwehr oder aus einer unmittelbaren Zwangslage heraus, wie das Polizisten manchmal tun, sondern geplant, systematisch. Soldaten nehmen den Tod von Menschen nicht in Kauf, sie streben ihn an. Das Töten ist ein wesentlicher Teil ihrer Stellenbeschreibung, es ist der Kern des Soldatenberufes. So wie der Bäcker Brot bäckt, der Tischler Möbel herstellt, so tötet der Soldat Menschen.

Und wenn er gerade nicht tötet, weil sich sein Land im Frieden befindet, so besteht seine Aufgabe darin, dem möglichen Feind glaubhaft zu vermitteln, daß er entschlossen ist, gegebenenfalls Menschen in großer Zahl zu töten.

Es ist so.

Darüber zu diskutieren ist so, als wollte man dem Bäcker sein Brotmachen wegschwatzen.

Sind Soldaten deswegen aber Mörder?

Nun wird aber einer durch die Tötung eines Menschen noch nicht zwangsläufig zum Mörder. Um Soldaten, **jeden** Soldaten, "Mörder" nennen zu können, müßte das Tötungsgeschäft der Soldaten noch mindestens eine der im Mordparagraphen genannten Bedingungen erfüllen.

Schauen wir uns also diese Bedingungen an.

- * *Mordlust* mag bei manchen Soldaten der Grund für die Berufswahl gewesen sein, die Regel ist es nicht.
- * Gleiches können wir für eine mögliche *Befriedigung des Geschlechtstriebes* feststellen. So sicher Sexualmorde im Rahmen eines Krieges vorkommen, so sicher bleiben sie Ausnahmen.
- * Das Mordmotiv *Habgier* ist schon schwerwiegender, denn kollektive Habgier ist ein - stets gelegnetes, fast immer vorhandenes - Motiv für einen Krieg. Aber: Für den einzelnen Soldaten spielt das keine Rolle.
- * Was die sonstigen *niedrigen Beweggründe* betrifft, so ist es der Staat, welcher die moralische Höhe von Beweggründen zum Gebrauch der Justiz definiert. Nach der geltenden Rechtsprechung jedes Staates ist der gerade laufende Krieg immer ein gerechter Krieg.

- * Mancher Staat schickt seine Soldaten in den Krieg, um mit ihm *eine andere Straftat zu ermöglichen* (z. B. Führung eines Angriffskrieges) *oder zu verdecken* (z. B. betrügerischer Staatsbankrott). Gegebenenfalls trifft das aber nur für die Politiker zu, nicht für die Soldaten.
- * Das Begriffspaar *heimtückisch oder grausam* ist ausgesprochen rätselhaft. Die einzig vorstellbaren Methoden, einen Menschen auf nicht grausame Weise zu töten, sind solche, die das Mordopfer nicht oder nur ganz kurz mit der entsetzlichen Tatsache konfrontieren, daß er jetzt eben getötet wird: Schlafmittel ins Essen etwa oder Erstechen im Schlaf oder ein wohlgezielter Schuß aus dem Hinterhalt. Unvermeidlicherweise sind diese "schonenden" Tötungsarten dann aber ausgesprochen heimtückisch. Wem die - naheliegende - Theorie, der Gesetzgeber sei beim Verfassen dieses Absatzes einfach ein bißchen gaga gewesen, als zu gewagt erscheint, der bekommt das nur mit der Annahme auf die Reihe, damit sei eine ganz besondere, exzessive Heimtücke oder Grausamkeit gemeint. Diese exzessive Heimtücke oder Grausamkeit ist im Krieg die Regel.
- * Es bleibt die Tötung mit *gemeingefährlichen Mitteln*. Gemeingefährlich ist ein Mittel dann, "wenn der Täter die Wirkung der von ihm entfesselten Kräfte nicht mehr bestimmen und abgrenzen kann." Es ist das Wesen soldatischer Tötungen, daß diese mit Mitteln geschehen, deren Wirkungen nicht bestimm- und abgrenzbar sind. Kollateralschäden sind eine ganz normale Begleiterscheinung kriegerischer Handlungen.

Leichen und Banknoten - staatliche Monopolprodukte

Und jetzt stehen wir da mit der höchst peinlichen Schlußfolgerung, daß Soldaten eben doch Mörder im Sinne des Gesetzes sind. Einer Schlußfolgerung, die wir gerne vermieden und widerlegt hätten. Was uns jetzt noch retten könnte, wäre ein *deus ex machina* in Gestalt eines Volljuristen, der uns aufklärt, das Strafgesetzbuch beziehe sich nur auf individuelle Taten. Handlungen, die vom Staat als Ganzem begangen würden, würden vom Strafgesetz gar nicht erfaßt. Das Herstellen von Leichen sei ebenso wie die Produktion von Banknoten nicht verboten, sondern lediglich ein streng und eifersüchtig gehütetes Monopol des Staates.

Das wäre die Lösung.

Wäre.

Wenn.

Nach eifrigem Blättern im Strafgesetzbuch müssen wir aber sagen: "Das steht da nicht drin!" Anders als bei der Herstellung von Banknoten ("Wer Banknoten nachmacht oder verfälscht...") sieht das Gesetz bei der Produktion von Leichen keine Ausnahme für den Fall vor, daß die Tötung im Auftrag und auf Rechnung der Bundesrepublik Deutschland geschieht.

Die Peinlichkeit des Soldatenberufes

Aus nachvollziehbaren Gründen zieht der Staat Leute, die er selbst zum Töten losgeschickt hat, für diese Tötungen nicht zur Rechenschaft. Aus nicht ganz so naheliegenden Gründen hat der Staat jedoch darauf verzichtet, Töter im Staatsauftrag von den Mord- und Totschlagsparagrafen ausdrücklich auszunehmen.

Verzichtet, nicht vergessen.

Unser Rechtssystem ist in Jahrhunderten und Jahrtausenden gewachsen, und ist darüber immer ausgefeilter geworden. Es hat den Anspruch, alles zu regeln und für alles eine Antwort zu haben oder diese Antwort aus den bestehenden Vorschriften ableiten zu können.

Nähme der Staat sein eigenes Rechtssystem auch in diesem einen Punkte ernst, so müßte er das Tötungsprivileg der Soldaten explizit in einer Rechtsvorschrift festhalten. Und dies könnte keine Verordnung oder auch nur ein allgemeines Gesetz sein, sondern es müßte sich um eine Rechtsvorschrift von Verfassungsrang handeln. Immerhin wird durch das Tötungsprivileg der Soldaten das Grundrecht auf Leben und körperliche Unversehrtheit - unter bestimmten Umständen, dann aber exzessiv - außer Kraft gesetzt.

Daß dies nicht geschieht, läßt tief blicken.

Die Heiligkeit des Lebens

Kommunikationstheorie und Lebenserfahrungen sagen dir, daß in einem Gespräch nicht nur das wichtig ist, worüber einer spricht und was er sagt, sondern auch - und oft vor allem - das, wovon er nicht spricht, obwohl er eigentlich darüber reden müßte.

Daß es der Staat so eifrig vermeidet, seinen Soldaten - nur ihnen und nur im staatlichen Auftrag und nur unter bestimmten Voraussetzungen - das Töten ausdrücklich zu erlauben, läßt den Schluß zu, daß es sich um eine ungemein peinliche Angelegenheit handelt.

Das Leben, sagt ein oft und gern zitierter Spruch, sei heilig und das höchste aller Güter. Eine Rechtsvorschrift, welche Soldaten das Töten nicht nur ausdrücklich erlaubte, sondern unter Strafanandrohung vorschriebe, würde jedermann deutlich machen, daß die Legende von der Heiligkeit des Lebens genau das ist - eine Legende nämlich.

Eine solche Vorschrift würde schlafende Hunde wecken. Die Diskussion darüber würde binnen weniger Tage eine der fundamentalen Lebenslügen jeder zivilisierten Gesellschaft zerstören.

Soldaten sind keine Mörder, da durch sie das Kollektiv, sprich: der Staat tötet. Der Staat hat das Recht zum Töten, da er sich dieses Recht nimmt und er hat es insoweit, als niemand da ist, ihn daran zu hindern.

Verplappert

Im Oktober 1999 tagte in Berlin eine internationale Konferenz, die sich mit dem Problem der "Kindersoldaten" beschäftigte; jenen Kindern und Jugendlichen also, die in vielen Teilen der Welt mit der Waffe in der Hand töten und krepieren.

Anwesend war auch Außenminister Fischer, jener einstmals pazifistische Politiker, der als erster Außenminister die Bundeswehr zum Töten ausgeschickt hat. Fischer hielt auf dieser Konferenz eine Rede, in welcher er sich entschieden gegen Kindersoldaten aussprach, dabei hinzufügte, dies sei kein Problem der dritten Welt alleine. Bei der britischen Armee zum Beispiel dienten ca. 6000 Jugendliche im Alter von 15 bis 18 Jahren. Man müsse das Mindestalter für den Militärdienst von jetzt 15 (!) auf 18 Jahre heraufsetzen. Es sei eine "Perversion", daß Kinder und Jugendliche zu "Tötungsmaschinen" herangebildet würden.

Das Wort muß man sich auf der Zunge zergehen lassen! Wenn Kindersoldaten "Tötungsmaschinen" sind, dann sind es - so läßt sich zwanglos folgern - erwachsene Soldaten erst recht, weil sie ja größer, stärker und erfahrener in allen Künsten des Tötens sind.

"Tötungsmaschinen" - das viel umstrittene Wort von den Soldaten, die Mörder seien, hört sich dagegen wie eine kleine, harmlose Frotzelei unter Freunden an.

Gefährliche Ausreden

Manchmal sind sie peinlicher als die Wahrheit

"Du sollst nicht lügen", heißt es, aber...

Je nun, du sollst auch eine ganze Menge anderer Dinge nicht tun, tust sie aber trotzdem. Und wenn dir einer dahinter kommt und dich beschuldigt - was machst du? Du stellst dich blöd und behauptest, von nichts, aber auch von gar nichts etwas zu wissen und das hättest du nie und nimmer getan. Und wenn sie dir dann - so gemein sind manchmal die Leute - Beweise bringen, daß du es doch warst, mußt du dir ganz schnell eine Ausrede einfallen lassen.

"Erstens", sagte der Angeklagte, "habe ich das Fahrrad nicht gestohlen. Zweitens war es eh schon ziemlich kaputt und drittens werde ich es bestimmt zurückgeben."

Und patsch! sitzt du mit deiner Ausrede erst recht in der Tinte. Und es ist nicht immer so lustig wie in der bekannten Anekdote.

Amphetamin in Ullrichs Urin

Da gibt es zum Beispiel den Radrennfahrer Jan Ullrich, der 1998 die Tour de France gewonnen hat. Wie viele Leistungssportler - und so mancher normale Mensch auch - ist Jan Ullrich ein rechter Saufkopf. Das führte dazu, daß sie ihm Anfang 2002 den Führerschein genommen haben, mit immerhin 1,5 Promille.

Na ja, macht nichts, der Maier Sepp hatte ihn drei- oder viermal weg und immer mit über zwokommafünf Promille.

Ich sag ja, daß Leistungssportler Saufköpfe sind.

Wie Leistungssport allgemein üblich, nehmen die Sportler von ihren Funktionären empfohlene Dopingmittel, damit sie gewinnen, während andere Funktionäre versuchen, das Doping nachzuweisen, damit jeder denkt, das Doping im Sport wäre eine Ausnahme.

Na ja, macht nichts, ohne Doping sind heute keine Pokale mehr zu gewinnen und ein paar Sportler erwischt's halt, damit jeder sieht, wie sauber der Sport eigentlich ist.

Im Juni 2002 war Jan Ullrich dran. Er mußte ins Röhrchen pinkeln und patsch! hat man Speed drin gefunden.

Speed ist ein Zaubermittel, das dir hilft, nicht nur die Tour de France zu gewinnen, sondern auch die Disco-Sause bis früh um neune durchzustehen.

Ein Sportler von Format hätte in dieser Situation gesagt:

- * Leute, ohne das Zeug gewinnt keiner die Tour de France oder sonst ein Rennen. Ich hab's probiert, ihr habt mich erwischt, tut mir leid.

oder

- * Leute, ein Leistungssportler steht heutzutage unter einem wahnsinnigen Streß. Den hältst du ohne chemische Tröster einfach nicht durch.

Jan Ullrich jedoch gab nach einigen Tagen folgende Erklärung dazu ab: Er sei in einer Münchner Disco gewesen, habe schon einiges getrunken gehabt. Ein ihm völlig unbekannter Mann habe ihm Tabletten angeboten, die er "unbewußt" gekauft und dann auch genommen habe. Das sei eine Dummheit gewesen. Er habe überhaupt keine Ahnung gehabt, welche Tabletten das gewesen seien.

Das mußt du dir mal vorstellen: Da kommt ein völlig unbekannter Mensch auf dich zu und bietet dir Tabletten an. Der Mann ist offensichtlich kein Apotheker, die Tabletten sind offensichtlich kein Aspirin. Auf Nachfrage verweigert der Mann dir jede Auskunft über die Art der Tabletten, nennt dir lediglich den Preis. Du zahlst den Preis, nimmst die Tabletten, ohne die leiseste Ahnung, was das für ein Zeug ist, das du dir einschiebst, ohne den leisesten Grund, dem Unbekannten, der dir die Tabletten gibt, auch nur ein Mindestmaß an Vertrauen zu schenken.

Nähme man Jan Ullrichs Ausrede ernst, so stünde er als ein Mensch da, der völlig neben der Kappe steht, zu aberwitzigen Handlungen fähig.

Hinrichtung - echt?

Hans Karl Filbinger kennen die Jüngeren schon nicht mehr - und das ist gut so. Als Hans Karl Filbinger noch Ministerpräsident von Baden-Württemberg war, wurde ihm vorgeworfen, er habe im Jahre 1945 als Anklagevertreter beim Militärgericht wegen Desertion die Todesstrafe gefordert.

Filbingers erste Reaktion war, alles abzuleugnen. Nein, das sei alles erlogen, nichts als eine schmutzige Kampagne gegen ihn. Daraufhin legte man, was zu erwarten war, Dokumente vor, welche den Sachverhalt eindeutig bewiesen. Filbinger hatte die Hinrichtung nicht nur gefordert und durchgesetzt, sondern ihr auch beigewohnt und den ordnungsgemäßen Ablauf protokolliert.

Ein Mann von Format hätte in dieser Situation gesagt:

- * Ich hab's zuerst mit Leugnen versucht. Tut mir leid, war falsch.

- * Richtig, Leute, ist vielmehr: Auch ich bin damals der Faszination der Nazis/dem allgemeinen Druck erlegen, habe mich zum willfährigen Werkzeug dieser Verbrecher machen lassen und bin dadurch schuldig geworden.
- * Das ist inzwischen 29 Jahre her. Ich habe mich gewandelt, mir tut alles sehr leid. Ich möchte mich hiermit bei allen Angehörigen des erschossenen Matrosen entschuldigen.

Hans Karl Filbinger jedoch suchte sich mit der Bemerkung zu entlasten, er habe diese Hinrichtung völlig vergessen gehabt, habe nicht mehr dran gedacht.

Was uns Hans Karl Filbinger mit dieser Ausrede sagt, ist dies:

- * Ich habe während des Krieges so viele Leute in den Tod geschickt, habe so viele Hinrichtungen gefordert, beschlossen, beobachtet und protokolliert, daß ich mich nun wirklich nicht mehr an diese eine erinnern konnte.

Oder:

- * Ich, Hans Karl Filbinger, bin ein derart eiskalter, brutaler Hund, daß ich mich an eine Hinrichtung, die ich gefordert, durchgesetzt, beobachtet und protokolliert habe, nicht mehr erinnern kann.

Vergeltungsvergeltung

Anfang Oktober 2002 gab es einen arabischen Raketenangriff auf eine jüdische Siedlung im Gazastreifen, ganz bestimmt die Vergeltung für irgendwas. Zur Vergeltung - rasend originelle Idee - rücken postwendend israelische Truppen mit Panzern und Kampfflugzeugen in eine Stadt im Gazastreifen ein, um dort "einige Hamas-Aktivisten festzunehmen". Die Stadt gilt, wie üblich, als "Hochburg der Hamas".

Die israelischen Soldaten werden - wen wundert's? - beschossen und schießen "in Selbstverteidigung" zurück, wie später ein Militärsprecher betonen wird. Die klassische Notwehrsituation: Kidnapper dringen in ein Haus ein, um jemanden zu entführen. Sie werden beschossen und schießen in Selbstverteidigung zurück.

Das Militär feuert von Flugzeugen aus einige Raketen auf die Stadt ab. Eine dieser Raketen explodiert in einer Menschenmenge auf einem Platz. 10 bis 15 Menschen kommen ums Leben, darunter Unbewaffnete, darunter Jugendliche.

Der israelische Regierungssprecher vermerkt zu diesem Vorfall, Schuld an den Toten hätten die Palästinenser, da diese unbewaffnete Zivilisten als "menschliche Schutzschilde" mißbraucht hätten.

Der Regierungssprecher meint, er hätte damit seine Regierung entlastet und alle Schuld dem bösen Feind zugeschoben.

Was er uns aber sagt, ist dies:

- * Die dummen Palästinenser haben sich mit ihren "menschlichen Schutzschilden" verrechnet. Menschliche Schutzschilde setzen einen Gegner voraus, der noch über ein Mindestmaß an Anstand, Moral, Tötungshemmung besitzt. Wenn sich jemand, den wir haben wollen, in einer Menge von einkaufenden Hausfrauen versteckt, dann erschießen wir ungerührt so viele Hausfrauen, bis wir sicher sind, daß auch der versteckte Feind darunter ist. Ist uns doch scheißegal.

Es ist gar nicht selten, daß entlastende Ausreden viel belastender sind als die simple Wahrheit

Im Jahr 2000 hatte man in den Unterlagen des DDR-Staatssicherheitsdienstes Beweise dafür gefunden, daß die Stasi seinerzeit die Telefonate bundesdeutscher Spitzenpolitiker abgehört hat. Die Beweise bestanden in Tonbändern und den jeweiligen Abhörprotokollen. Es entbrannte eine heftige Diskussion um die Frage, ob man diese Abhörprotokolle veröffentlichen dürfe oder nicht.

Spenden?

Die Angst vor den Akten der Stasi

Als der Nationalpreisträger Wolf Biermann noch jung und Staatsfeind war, besang er in der berühmt gewordenen "Stasi-Ballade" die Genossen im schwarzen Kunstledermantel. Alles, was er sage oder tue, hieß es dort, zeichneten die "Brüder von der Sicherheit" auf, so daß ihm die Stasi schließlich zum Eckermann, seinem zuverlässigsten Biographen würde.

Biermann, so wird aus dem Geschrei dieser Tage deutlich, war nicht der einzige. "*Die Stasi hat die politische Klasse der Bundesrepublik flächendeckend abgehört*" schreibt Robert Leicht im Leitartikel der ZEIT vom 6. April 2000.

Leicht argumentiert leidenschaftlich gegen die Weitergabe der Abhörprotokolle. Diese Unterlagen seien "*auf kriminelle Weise zustande*" gekommen, es seien "*heimtückisch erlangte Informationen*" und ein Grundprinzip des rechtsstaatlichen Strafverfahrens verbiete es, rechtswidrig beschaffte Beweismittel zu verwerten.

Nun muß ich kein Verfassungsrechtler vom Schlage eines Bubi Scholz sein, um den Haken an dieser Argumentation zu erkennen. Das gelegentlich Gucken von Fernsehkrimis lehrt mich, daß sich das von Robert Leicht bemühte Verbot auf die ermittelnden Behörden bezieht.

Beweismittel, die von den ermittelnden Behörden rechtswidrig beschafft wurden, dürfen danach vor Gericht nicht mehr verwertet werden. Der Kommissar, der ohne Durchsuchungsbefehl die Tatwaffe mit den Fingerabdrücken des Verdächtigen findet, riskiert die Wertlosigkeit dieses Beweismittels.

Findet dagegen der Kommissar bei einer legalen Durchsuchung des Hauses von Mafioso A Material, welches den Mafioso B belastet, von Mafioso A jedoch rechtswidrig beschafft wurde (so sind's halt, die Mafiosi), kann er diesen von ihm rechtmäßig erlangten Beweis ohne Schwierigkeit in den Prozeß einbringen.

Im "Fall Kohl" hat nicht die Bundesrepublik Deutschland die Herren der CDU bespitzelt (na, vielleicht doch), sondern die DDR. Deren Unterlagen wiederum sind rechtmäßig, nämlich durch Erbschaft, in den Besitz der Bundesrepublik gelangt.

Doch davon einmal abgesehen: Sind die Stasi-Abhörprotokolle wirklich "*rechtswidrig erlangte Beweismittel*"?

Bis zu ihrer Selbstauflösung war die DDR ein politisch souveräner Staat. Eine Tatsache, die seit den siebziger Jahren (Sie erinnern sich noch an Willy Brandt, ja?) auch von der Bundesrepublik völkerrechtlich anerkannt worden war.

Jeder Staat der Welt erlaubt sich als Kollektiv Dinge, die er seinen Bürgern als Individuen strikt verbietet, wie zum Beispiel die Herstellung von Banknoten (Bundesbank) oder Leichen (Bundeswehr). Jeder Staat beauftragt seine Geheimdienste damit, auf "*heimtückische*" (wie sonst?) Weise vertrauliche Informationen über andere (vorzugsweise feindliche) Staaten zu erlangen. Auch Herr Leicht räumt dem Staat dieses Recht ein: "*Die Stasi hat die politische Klasse der Bundesrepublik flächendeckend abgehört; die westlichen Geheimdienste werden umgekehrt kaum anders verfahren sein...*". Mit dem, beim flüchtigen Lesen etwas rätselhaften, Nachklapp "*...und vielleicht nicht nur umgekehrt*" unterstellt er westlichen Geheimdiensten, daß sie auch die eigene "*politische Klasse*" abhören.

So wie ich Herrn Leicht einschätze, wird er Bundesnachrichtendienst, Verfassungsschutz etc. pp. nicht pauschal als Verbrecherbanden einstufen. Womit er aber andererseits das gleichartige Vorgehen des Staatssicherheitsdienstes der DDR nicht als rechtswidrig bezeichnen kann.

Nach dem Wertesystem und der Rechtsordnung der Bundesrepublik Deutschland sind die Abhörprotokolle der Stasi nicht rechtswidrig zustande gekommen. Selbst wenn sie es wären, so sind sie nicht rechtswidrig in den Besitz der Bundesrepublik gekommen.

Das Beweismittelverwertungsverbot der Strafprozeßordnung spricht demnach nicht dagegen, diese Protokolle im Dienste der Wahrheitsfindung auszuwerten.

Das mag ja sein, wird Robert Leicht verärgert einwenden, um dann auf den "*Schutz ... der Privatsphäre und jener 'informationellen Selbstbestimmung'*" zu pochen, welche "*das Bundesverfassungsgericht einst zum Rang eines Grundrechts erhoben hatte - dieser Schutz gehört zu den Grundsteinen einer freiheitlichen Demokratie. Dieser Schutz steht jedermann zu, auch Helmut Kohl; niemand muß ihn sich erst durch Wohlverhalten verdienen.*"

Falsch, Herr Leicht, ganz falsch. Jeder muß sich dieses (und jedes andere) Grundrecht durch Wohlverhalten verdienen. Wenn Sie sich nicht wohl verhalten und Einbrechen gehen (was Sie gottlob nicht nötig haben), werden Ihren Grundrechten auf Freiheit und Freizügigkeit im Rahmen einer Gefängniszelle sehr enge Grenzen gesetzt. Und sollten Sie eines Tages der PDS beitreten, werden Sie sich damit abfinden müssen, daß Ihre Telefonate abgehört, ihre Briefe gelesen und ihre Schritte beobachtet werden.

Alle Grundrechte, einschließlich des Rechts auf Leben, sind einschränkbar - und sie werden eingeschränkt, ganz selbstverständlich, streng legal, tagtäglich.

Niemand hat bislang ernsthaft gefordert, aufs Geratewohl in den Akten der Stasi zu schmökern, in der Hoffnung, es werde sich darin doch irgendeine Schweinerei von irgendwem finden.

Nicht um ziellose Neugier geht es, sondern darum, daß Herr Kohl und einige andere dringend verdächtigt sind, Straftaten begangen zu haben. Es mag das Nichtverbuchen von Parteispenden nicht strafbar sein, das Schleusen von Schwarzgeld über geheime Konten und an jeder Steuer vorbei ist es allemal.

Dies aufzuklären ist für die Sozialhygiene des Gemeinwesens Bundesrepublik Deutschland elementar.

Aber machen wir uns nichts vor: Bei all diesem aufgeregten Diskutieren über den Schutz der Privatsphäre geht es gar nicht um irgendwelche pikanten Bettgeschichten irgendwelcher dicken Männer.

Es geht darum, daß Herr Kohl die Namen der Spender nicht nennen will - und warum er schweigt.

Schweigt er, weil die Spender sich genieren, als Sympathisanten der CDU bekannt zu werden? Lächerlich! Wer immer in der Lage ist, wem auch immer Gelder in sechs- bis siebenstelliger Höhe zu spenden, bewegt sich in einer Einkommensklasse, in welcher Sympathien für die CDU unvermeidlich sind.

Das beharrliche Schweigen des Alten kommt daher, daß die "Spenden" keine Spenden sind. Sondern?

Sondern Honorare. Honorare, die an die CDU gezahlt worden sind für Dienstleistungen, wie sie nur eine Regierungspartei erbringen kann.

Wären diese Gelder wirklich "gespendet" worden, so wie unsereiner an die Johanniter oder die Caritas spendet, dann hätten die Spender darauf bestanden, daß jeder einzelne Betrag ordnungsgemäß verbucht wird. Nur so hätten sie ihre steuermindernden Spendenquittungen bekommen können, nur so hätten ihre Namen als großherzige Spender leuchten können.

Die Zahlungen aber wurden verschleiert und mußten verschleiert werden, um den Zusammenhang zwischen ihnen und geschäftsfördernden Entscheidungen der Regierung zu verdecken.

Jeder weiß, daß die Spenden Schmiergelder sind. Jeder weiß aber auch, daß der Zusammenhang zwischen Geldzahlung und Dienstleistung normalerweise nicht beweisbar ist.

Und plötzlich tauchen Abhörprotokolle auf!

Der Artikel ist aus dem Jahre 1999, der Jugoslawien-Krieg ist gottlob Geschichte, der Mechanismus, der hier beschrieben wird, scheint aber immer noch aktuell zu sein.

Von Maßkrügen und Bomben

Gedanken zum Jugoslawien-Krieg

In einem Leserbrief an den SPIEGEL hat Karin Fontaine in zwei Sätzen die Hintergründe des Jugoslawien-Krieges auf den Punkt gebracht.

Frau Fontaine schrieb: *"Einem skrupellosen Machtspieler von vornherein zu signalisieren, daß man auf keinen Fall Bodentruppen einsetzen wird, halte ich für unprofessionell. Für Milosevic wirkt dies nur ermutigend, und das hätte man vorher wissen können."*

In der Tat, das hätte man vorher wissen können, wie so manches andere auch:

- * Daß zum Beispiel ein Bombardement die Wut der Bombardierten so aufstacheln würde, daß man sich am Anlaß des Bombardements, den Kosovaren, schadlos halten würde; was geschehen ist.
- * Daß ein Kriegsherr, dessen militärische Mittel begrenzt sind, versuchen würde, den überlegenen Feind dadurch in Bedrängnis zu bringen, daß er ihm eine Armee Flüchtlinge auf den Hals hetzt; was geschehen ist.
- * Daß Krieg aus der Luft alleine einen in die Ecke getriebenen Gegner nicht bezwingen wird, so daß der Landkrieg letztlich unvermeidlich ist was geschehen wird

So viele Fehler. So viel Idiotie?

Wenn wir unterstellen, daß die Profis in den NATO-Stäben und -Regierungen tatsächliche und nicht nur angemaßte Profis sind, müssen wir logischerweise auch annehmen, daß es kein Fehler, sondern vielmehr Zweck der Übung war, die jugoslawische Regierung zu ermutigen, den Krieg tatsächlich zu riskieren. Das hieße in letzter Konsequenz, die NATO wollte den Krieg nicht vermeiden, sondern sie wollte den Krieg, sie hat Jugoslawien in diesen Krieg gelockt.

Diese Behauptung steht im Widerspruch zu allen Aussagen zum Krieg, die von NATO-Seite zu bekommen sind. Diese Behauptung ist zu belegen.

Kurz vor Beginn des Krieges hatte man in Rambouillet einen Durchbruch geschafft. Es lag ein Vertrag vor, in welchem Jugoslawien sich zu Zugeständnissen bereit erklärte; Zugeständnissen, die so weitgehend waren, daß auch die Seite der Kosovo-Albaner damit glaub-

te, leben zu können. Dieser unterschrittsreife Vertrag sah vor, daß ausländische Truppen im Kosovo stationiert würden, um die korrekte Erfüllung des Vertrages zu überwachen. Auch damit - und das ist ein sehr weitgehendes Zugeständnis - war Jugoslawien einverstanden. Womit es nicht einverstanden war, war die Forderung der NATO, es müßten diese Truppen unter dem direkten Kommando der NATO stehen.

Nach Einschätzung des SPIEGEL vom 19.4.99 ist dies ein *"Punkt, der nicht nur für Milosevic, sondern auch für jede andere jugoslawische Regierung kaum annehmbar wäre..."*. Richtig. Das Akzeptieren dieser Regelung hätte für jede denkbare jugoslawische Regierung den politischen Selbstmord bedeutet.

Um das zu erkennen, muß ich kein hochkarätiger Profi sein. Ich brauche dazu weder einen Politologen, noch einen Friedensforscher oder Sozialpsychologen. Ein Wirtshausschläger tut's auch.

Jeder, der eine drohende Kneipenprügelei gerade noch abbiegen will, weiß, daß er seinem Kontrahenten die Möglichkeit lassen muß, sich so aus der Affäre zu ziehen, daß er dabei das Gesicht nicht verliert. Jedes "Friedensangebot", das den Gegner demütigt und entwürdigt, treibt ihn direkt in die Schlägerei hinein, selbst dann, wenn er weiß, daß er die Schlägerei verlieren wird.

Die NATO hat der jugoslawischen Regierung eine nicht demütigende Alternative versperrt. Milosevic konnte "wählen" zwischen Krieg und einem Ausweg, den er nicht gehen konnte - und von dem die NATO genau wußte, daß er ihn nicht würde gehen können. Kein einziger der NATO-Regierungschefs, niemand von den beteiligten Spitzenmilitärs würde sich in vergleichbarer Situation so entscheiden, wie man es von Milosevic verlangt hatte. Er wäre am Tag nach der Unterzeichnung eines solchen Abkommens von einer innenpolitischen Explosion hinweggefegt.

Woraus folgt: Jugoslawien ist von der NATO in diesen Krieg getrieben worden.

Und: die NATO will sich diesen so raffiniert eingefädelten und inszenierten Krieg nicht so schnell wieder vermässeln lassen. Nicht von einem "Wichtigtuere" wie Primakov.

Kurz nach Beginn des Krieges ist der russische Premier nach Belgrad geflogen, hat mit Milosevic gesprochen und - kam mit einem konkreten Vorschlag zurück. Nach nur wenigen Tagen des Bombardements sendet der "Kriegstreiber" Milosevic ein eindeutiges Signal, daß er bereit sei, einzulenken. Die Bombardierung hat ihn und sein Land getroffen, er will diesen Krieg beenden.

Die NATO weist das von Primakov übermittelte Angebot zurück, ohne es auch nur näher geprüft zu haben. "Herr Milosevic weiß, was er zu tun hat, um die Bombardierungen zu beenden. Ein Anruf von ihm bei uns genügt", gibt man kaltlächelnd bekannt.

Einige Wochen später macht sich Herr Tschernomyrdin auf den Weg nach Belgrad, um erneut seinen, bzw. Rußlands Teil zum Ende der Feindseligkeiten beizutragen. Auch er kommt mit einem konkreten Angebot. Und auch dieses Angebot wird von den Politikern der NATO nicht ernsthaft erwogen.

Und damit sind wir wieder bei den Gesetzen der ganz ordinären Wirtshausschlägerei.

Der Seppe hat den Franze niedergeschlagen und stiefelt ihn jetzt mit Eifer und Genuß. Der Franze schreit ums Aufhören, aber der Seppe meint nur: "Erst mußst sagen: Ich bin ein Arsch." Und solange der Franze die geforderten Worte - und in der geforderten Form! - nicht spricht, stiefelt der Seppe den Franze munter weiter.

So handelt nicht einer, der - eher widerwillig zur Gewalt greifend - einen aus dem Ruder gelaufenen Rabauken zur Räson bringen will. So handelt einer, der seine Lust darin findet, einen anderen zu schlagen und zu stiefeln,.

So handelt die NATO.

Und so wissen wir, woran wir sind, mit unserer NATO.

Als sich noch die beiden Supermächte Sowjetunion und USA feindlich gegenüberstanden, mit Atombomben hochgerüstet alle beide, hieß es, es könne Krieg zwischen ihnen nur geben um den Preis völliger Vernichtung menschlichen Leben auf der Erde.

Der alternative Krieg

Der Krieg ist ein wahrer Motor wirtschaftlicher Konjunktur. Er schneidet dem Arbeitskräfteüberschuß die Spitze ab, indem er zunächst Arbeitslose in Soldaten verwandelt, später dann Soldaten in Leichen. Lebende Soldaten kriegen keine Stütze, tote Soldaten brauchen keine. Der zweite konjunkturfördernde Effekt des Krieges liegt in seiner Bedarfsschaffung begründet. Was hin ist, muß wieder aufgebaut werden. Die Gefahr einer Überproduktionskrise - vor der unsere kapitalistische Wirtschaft so zittert, wie vor nichts sonst, den Teufel eingeschlossen - ist nach einem Krieg für längere Zeit gebannt.

So weit, so prächtig

Nun hatten allerdings bereits die klassischen Kriege einen unerfreulichen Nebeneffekt, den ein human gesinnter Mensch auf's Schärfste bedauern muß. die Begleitumstände, unter denen sowohl die Ausdünnung der Bausubstanz als auch die geschilderte Populationsverschlingung vor sich gehen, sind meist über die Maßen chaotisch, entziehen sich geordneter Verwaltung und sind zudem für die betroffenen Bevölkerungsausfälle oft wenig erheitend. Hinzu kommt, daß die Bedingungen eines künftig zu erwartenden Atomkrieges die geschilderten positiven Auswirkungen auf die Volkswirtschaft kaum mehr erwarten lassen. Die begrenzte und gerade deshalb so fruchtbare Zerstörung, wie sie ein klassischer Krieg mit sich brachte, ist - zumindest für Europa - nicht mehr wahrscheinlich. Was nach dem Verteidigungsfall aus den Bunkern kriecht, wird die Segnungen der Zerstörung und die Impulse des Wiederaufbaus nicht mehr recht genießen können, strahlungshalber.

Den guten, alten Krieg bekommen wir nicht mehr, ohne ihn aber erstickt der Kapitalismus entweder an seinem eigenen Wachstum oder an dessen Unmöglichkeit. Neue, vorwärtstreibende Ideen sind gefragt.

Ich habe eine.

Sollten die beiden Supermächte eines - nicht allzu fernen - Tages auf die Idee kommen, Kalter Krieg und Entspannungspolitik und Stellvertreterkrieg mache keinen rechten Spaß mehr, jetzt sei Zoff angesagt, so mögen sie sich zusammensetzen und mal überlegen: Ist es nicht ein Wahnsinnsaufwand, wenn amerikanische Raketen nach Moskau fliegen und dort alles zu Klump hauen, während sowjetische Geschosse zur gleichen Zeit die New Yorker braten?

Wenn bundesdeutsche Kanonen Magdeburg einäschern, während deutschdemokratische Truppen die Einwohner von Hof massakrieren? Könnte dies - so mein bedenkenswerter Vorschlag - nicht jede der kriegführenden Parteien selbst erledigen?

Lange, jahrtausendelange Erfahrung hat uns gelehrt, daß, wer immer einem nicht zur Gänze wehrlosen Gegner eine reinsemeln will, stets selbst ordentlich was abbekommt, unvermeidlicherweise. Fragen Sie Napoleon, fragen Sie Max Schmeling. Zu Zeiten, da der Krieg ein sportliches Ereignis unter Gentlemen war, mochte man diese Erkenntnis mit einem Achselzucken abtun und fortfahren im wechselseitigen sich Verhauen und Aufschlitzen. Hatte doch damals das gegenseitige Verdreschen vor jeder Selbstvermöbelung doch einen praktischen Sinn: So - und nur so - ließ sich feststellen, wer schwächer war, wer also gerechterweise - oder gezwungenermaßen, was dasselbe ist - die meisten Schläge zu bekommen hatte, überdies Kriegsbeute rausrücken mußte. Heutzutage dagegen macht ein Atomkrieg im Ergebnis keinen Unterschied mehr von Belang zwischen Siegern und Verlierern. Neue Zeiten aber verlangen nach neuen Problemlösungen.

Nehmen wir also einmal an, ein neuer Krieg, wenn er sich denn konventionell führen ließe (nur unter dieser unrealistischen Voraussetzung hat jede Hochrechnung auf eine Nachkriegszeit einen Sinn) - ein neuer Krieg also würde beim Sieger 20 % der Bausubstanz vernichten, beim Verlierer hingegen 30 %. 30 % der Soldaten verlören ihr Leben, dazu kämen 20 % der Zivilbevölkerung - beim Sieger. Beim Verlierer lägen die entsprechenden Quoten bei 40 % bzw. 30 %. Über die hier zugrundeliegenden Zahlen läßt sich natürlich im Einzelnen streiten; unrealistisch geschönt sind sie in jedem Falle. Experten könnten sie - im Falle, mein Vorschlag findet generell Zustimmung - im Rahmen eines Forschungsprojektes noch nach oben oder unten korrigieren. Auf die Stimmigkeit und Sinnhaftigkeit des Planes hätte dies keinen Einfluß - solange man nicht die exorbitanten Zerstörungs- und Vernichtungsquoten eines wirklichen Krieges einsetzt.

Vom pragmatischen, nüchtern sachlichen Standpunkt aus spricht nichts dagegen, daß jede der Hohen Kriegführenden Parteien die zu erwartenden Schäden bei sich selbst anrichtet, statt dies dem brutalen, gemeinen, hinterhältigen - kurz: bösen - Feind zu überlassen. Die Häuser und Fabriken ließen sich vor der Sprengung sauber und ordentlich evakuieren, niemand wird dabei zu Schaden kommen. Die zu tötenden Menschen sind human und schmerzfrei in "Heim-Kriegs-Zentren" (HKZ) einzuschläfern und sodann ohne Gefahr von Seuchen hygienisch zu beseitigen. Durchaus berechtigtem Mißtrauen Rechnung tragend, ist die ordnungs- und absprachegemäße Abwicklung dieser Prozedur von einem neutralen Gremium der UN zu überwachen. Der Krieg verliert auf diese Weise viel von seiner Verbissenheit, läßt sich - ohne Verlust an ökonomischer Effizienz - entspannter, lockerer betreiben. Der Feind behält sein menschliches Antlitz, es brauchen der Krieg und seine Folgen nicht

mehr so schrecklich persönlich genommen zu werden, dem Völkerhaß ist jeglicher Boden entzogen.

Die Auswahl der zu zerstörenden Objekte, der zu tötenden Menschen wird im Zeitalter des Computers keine wirklichen Schwierigkeiten machen. Zwar sind die Russen computermäßig noch etwas zurück, wie man hört. Amerikaner, Japaner und bundesdeutsche Experten können hier aber den Sowjets mit Soft- und Hardware brüderlich zu Hilfe kommen. Fairerweise dürfen kerntechnische Einrichtungen von der planmäßigen Zerstörung nicht ausgenommen werden; es stiegen die Börsenkurse einschlägiger Aktien ansonsten unangemessen - weil künstlich induziert - in die Höhe, mit möglicherweise schädlichen Folgen für das labile Gleichgewicht der Volkswirtschaft. Allerdings ist vor der Sprengung nuklearer Anlagen peinlichst auf die vorherige Auslagerung des radioaktiven Materials zu achten. Eine Maßnahme der Menschlichkeit und Vernunft, die im gewohnten Alltagstrott herkömmlicher Kriegshandlungen oft nicht gewährleistet ist.

Der Zeitpunkt ist nicht mehr fern, da jeder von uns seine ganz individuelle Personenkennziffer haben wird. Durch Zufallsprogramme werden nun die Kennziffern jener Personen ausgelost, welche sich zu festgesetztem Termin in ihrem lokalen "Heim-Kriegs-Zentrum" einzufinden haben, um dort ihre Pflicht als Staatsbürger getan zu bekommen. Um auch diese - psychologisch vermutlich etwas belastende -Seite des Projektes so human wie möglich zu gestalten, wird man dem amtlichen Endzeitbescheid eine Großpackung eines handelsüblichen, auf seine Wirksamkeit und Verträglichkeit geprüften, Beruhigungsmittels beilegen, dem Individuum die Wartezeit etwas zu verkürzen und zu versüßen.

Damit das Auswahlverfahren so realitätsnah wie möglich wird, ist es ratsam bis unvermeidlich, statistische Gewichtungsfaktoren für die einzelnen Bevölkerungsgruppen und Dienstgrade der Armee einzuführen. Generale starben auch in früheren Kriegen nicht so häufig wie das 08/15-Kanonenfutter. Je höher ein Individuum in seinem gesellschaftlichen Rang einzuordnen ist, desto geringer wird seine Chance sein, das schwarze Los des HKZ zu ziehen. Dieser Gewichtungsfaktor wird überdies die Akzeptanz der Heim-Kriegs-Führung bei den letztlich relevanten Entscheidungsträgern in Wirtschaft, Politik und Medien spürbar erhöhen.

Nach aller menschlicher Erfahrung ist natürlich damit zu rechnen, daß ein gewisser - und vermutlich gar nicht so geringer - Prozentsatz der Erwählten versuchen wird, sich der patriotischen Pflicht zu entziehen. Sie werden auf Valium oder dergleichen scheißen und lieber irgendwo untertauchen. Dies scheint zunächst ein Moment des Chaos und der Anarchie in ein System der Ordnung und Gerechtigkeit zu bringen. Aber: damit kommt zugleich auch das Motiv des Sportlichen, der frisch-fröhlichen Jagd zurück in eine ansonsten allzu seelenlose Art der Kriegführung; ein Stück Romantik wird bewahrt. Man bewaffne Freiwillige aus der Mehrheit der nicht zu Beseitigenden und schicke sie auf die Jagd nach den Drückebergern und HKZ-Verweigerern, motiviere sie mit stattlichen Prämien Die latent immer vorhandene

Aggression, die sich in Friedenszeiten oft so staatsgefährdend und gemeinschaftsschädlich auswirkt, läßt sich so produktiv und sinnstiftend nutzbar machen. Auch die Fairness - die jeden Sport so sympathisch und menschlich macht - kommt dabei durchaus zu ihrem Recht: jeder HKZ-Kandidat, der die Tötung eines "Jägers" - und n u r eines "Jägers" nachweisen kann, hat damit einen Ersatzmann - oder eine Ersatzfrau, soviel Emanzipation muß sein - gefunden, braucht also nicht mehr selbst liquidiert zu werden. In ein System des gerechten, aber auch blinden Zufalls kommt so die prickelnde Komponente sozialer Auslese: es überlebt der Tüchtigste, Gewandteste, Lebenswerteste.

Wer aber soll Sieger sein in diesem zivilisiertesten aller Kriege, wer Verlierer? Es bietet sich an, die Waffenarsenale und Soldatensilos beider Kontrahenten zu zählen, um dann in einem computer-simulierten Chip-Krieg den Sieger zu ermitteln. Eitel Wahn! Die Diskussion um die richtigen Fakten und das adäquate Computerprogramm führte zum Streit und letztlich wieder zu einem stinknormalen Krieg oder wenigstens zu einer unschönen Massenprügelei der Eierköpfe. Denkbar wäre ein feierlicher Münzenwurf durch den Generalsekretär der Vereinten Nationen, in Anwesenheit aller beteiligter Staatschefs und der Weltpresse in Genf. Denkbar - aber unnötig.

Um des ökonomisch so wohltuenden Effektes willen bräuchte die Frage nach Sieger und Verlierer nämlich gar nicht beantwortet zu werden. Für beide Parteien gleiche Wiederaufbau- und Bevölkerungsausdünnungsquoten genügen vollauf, das angestrebte Ziel der Wirtschaftsankurbelung und Krisenvermeidung zu erreichen. Wir sollten endlich ernsthaft daran gehen, uns die ökonomisch unvermeidlichen Kriege so angenehm<wie möglich zu gestalten.

Es könnte sein, daß die Sowjetunion gegen diesen wohlmeinenden Plan Einwände formulieren wird; des Inhalts, daß sie Überproduktion in absehbarer Zeit nicht zu fürchten haben wird. Und überhaupts seien das alles kapitalistische Probleme und gingen sie gar nichts an.

Wohl wahr. Wahr ist aber auch, daß der Kapitalismus das Spiel "Zerstören um Wiederaufzubauen" auf jeden Fall spielen wird, weil er es spielen muß. Und er spielt das Spiel auf gar keinen Fall alleine, weil er sich einseitig nicht selbst zu schwächen traut. Es ist also den Sowjets mit allem Nachdruck zu verklickern, daß sie entweder mitmachen beim Alternativen Krieg oder beim nächstfälligen Aufbäumen der Marktwirtschaft mit Hops gehen werden.

Der Artikel ist aus dem Jahre 2000.

Offener Brief an Peter Gauweiler

Sehr geehrter Herr Dr. Gauweiler, lieber Peter,

als neutraler Beobachter der CSU hast du der Passauer Neuen Presse am 26.01.2000 ein Interview zur Finanzaffäre der CDU gegeben.

Gut.

Dabei ist dir ein Satz entschlüpft, den der Herr Redakteur für so wichtig hielt, daß er ihn als Schlagzeile wählte:

"Wir müssen dem Volk wieder mehr Macht geben."

Im Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland - kennt jeder promovierte Jurist - findet sich der Satz:

"Alle Staatsgewalt geht vom Volke aus."

Ein kluger Mann hat diesen Satz aus dem Grundgesetz einmal mit der Frage ergänzt:

"Wo aber geht sie hin?"

Zu dir und deinen Freunden geht sie hin, wie wir jetzt wissen. Nur, wer die Macht hat, kann ein bißchen davon wieder dem Volke zurückgeben.

Ob du weißt, daß du manchmal die Wahrheit sprichst?

Mit freundlichen Grüßen



Knast-AG

Hohe Renditen bei der Firma Schloß & Riegel

Es war in Regensburg im Monat Mai. Im Verlaufe eines immer alberner werdenden Feierabendgeschwätzes entstieg in dieser Lenzenacht dem Hirne eines Kollegen ein Gedanke, wie weiland Athene der Stirne des Zeus entstiegen war.

Eine Schnapsidee...

Es saßen hier aber Psychologen und Sozialpädagogen zusammen, welche allesamt in Diensten eines Vereins im Strafvollzug tätig waren und also lautete der Gedanke des Kollegen folgendermaßen: man könnte doch, so gab er zu bedenken, in dieser Birnenblütenzeit neuerwachter Unternehmerträume in eine absolute Wachstumsbranche einsteigen: in den Strafvollzug. Kohle, so drückte er sich aus, ließe sich gewiß genug damit machen. Einwände, es ließe sich der Staat diese ureigenste hoheitliche Aufgabe - hoheitlicher als die Müllabfuhr - nun sicherlich nicht nehmen, wischte er mit kühner Geste beiseite: habe nicht der Staat schon Teile seines Gewaltmonopols an private Unternehmer verkauft? Er sage bloß: "Schwarze Sheriffs!" und könne dies nur wiederholen: "Schwarze Sheriffs!".

Nachdem in gebührender Ausführlichkeit technische Einzelheiten besprochen worden waren, ging man auseinander und in sachtem Nachgekichere versank der kühne Einfall wieder im Strom des Vergessens.

...wird zu Papier

Ich aber wollte den hübschen, kleinen Einfall, der sich - gottlob! - doch nicht und nirgends verwirklichen läßt, wenigstens literarisch festhalten und konsequent zu Ende spinnen; setzte mich also anderntags an's Gerät und verfaßte folgenden kleinen Artikel für den "HOHL-SPIEGEL", das interne Mitteilungsblatt des Vereins:

Liebe Mitglieder,

der Strafvollzug in der herkömmlichen Form, in welcher der Staat Ein-/Verbrecher jeglicher Art in von ihm unterhaltenen Etablissements zwangsweise beherbergt und bekocht, ist - nehmt alles nur in allem - ein kostspieliges Vergnügen. Selbst wenn man die Einnahmen der Justizvollzugsanstalten aus dem Verkauf wohlfeiler Arbeitskraft bereits auf der Habenseite verbucht, so bleibt unter dem Strich doch die bittere Erkenntnis, daß das Staatsunternehmen JVA - wie so viele staatliche Betriebe (Bahn, Müllabfuhr z. B.) - ein rechter Zuschußbetrieb

ist. Wenn auch manche Vollzugsanstalten - wie z. B. das Flaggschiff des Frei(!)staates Bayern: die JVA Straubing - wirtschaftlich autark sind, so bleibt doch der betrübliche Fakt, daß jeder Einsitzende im Durchschnitt pro Beherbergungstag 75,- DM kostet. Darin ist Kost, Logis und eine Rund-um-die-Uhr-Betreuung enthalten.

So sicher wie das richtig ist, so gewiß ist auch, daß dies nicht so sein muß. So manche wagemutige Kommune hat mittlerweile mit der Privatisierung ehemals kommunaler Dienste - wie eben der erwähnten Müllabfuhr - sehr gute Erfahrungen gemacht, dergestalt nämlich, daß die weiland Zuschußbetriebe in privater Regie mit einem Male nicht nur keine Verluste, sondern sogar Gewinne machten.

Das geistige Klima der politischen WENDE in diesem unserem Lande läßt nun die Blütenträume kühner Privatisierungsprojekte blühen. Nachdem es der KONTAKT e. V. bereits bisher schon geschafft hat, mit seinen Sozialen Trainingskursen einen - im wohlverstandenen Sinne - alternativen Strafvollzug zu Dumpingpreisen anzubieten, wollen wir mit einem neuen Projekt weitere Marktanteile in der krisenfesten Wachstumsbranche Strafvollzug erobern.

Wenngleich es vorwitzig erscheinen mag, in der jetzigen Phase der ersten Planung und Kalkulation zu laut schon herumzurufen, so verpflichtet uns doch das Prinzip Demokratie in unserem Verein zu dieser Offenheit:

DER KONTAKT E. V. PLANT, IM RAUM REGENSBURG EINE STAATLICH ANERKANNTE, NICHTSDESTOTROTZ ABER PRIVATE JUSTIZVOLLZUGSANSTALT ZU ERRICHTEN UND IN EIGENER REGIE ZU BETREIBEN.

Erste Verhandlungen mit dem Bayerischen Staatsministerium der Justiz und der Stadt Regensburg haben bereits gezeigt, daß dem besagten Projekt von Seiten dieser Behörden erhebliches Wohlwollen entgegengebracht wird. Dieses Wohlwollen gründet sich auf handfeste Vorteile, die der Öffentlichen Hand aus dem "Projekt KONTAKT-Knast" erwachsen.

Der Staat ist von der Aufgabe, eine solche Institution selbst zu verwalten, entlastet; lediglich eine gewisse Fach- und Rechtsaufsicht muß er noch wahrnehmen - in etwa vergleichbar mit der jetzigen Situation bei Privatschulen oder -internaten.

Die im Verlaufe eines solchen Betriebes auch weiterhin zu erwartenden Pannen und Skandale - natürlich wird es sie geben, so wie es sie bisher gegeben hat - fallen dann nicht mehr zu Lasten staatlicher Behörden, sondern werden bereits im Vorfeld privatinitiativ aufgefangen.

Nach den bisher vorliegenden und bereits eingereichten Kalkulationen beläuft sich der von uns kostendeckend zu berechnende Tagessatz im sensationell niedrigen Bereich von 47,83 DM (!!). Gegenüber den Kosten des herkömmlichen staatlichen Strafvollzugs ist dies eine Einsparung von ca. 36%! Bei der gegenwärtigen traurigen Finanzlage der öffentlichen Hände (siehe Tarifverhandlungen im Öffentlichen Dienst) ist dies natürlich ein ganz gewichtiges Argument. Unter anderem konnte dieser günstige Preis dadurch erreicht werden, daß die Bediensteten der künftigen vereinseigenen JVA natürlich keine Beamten sein werden. Die

horrenden Kosten der Überversorgung dieser Gruppe entfallen damit natürlich. Ein weiterer kostensenkender Umstand ist der verstärkte Einsatz von Praktikanten. Studenten der FH für sozialpädagogische Aufgaben, männliche Sportstudenten für Aushilfsaufgaben im Allgemeinen Vollzugsdienst.

Sollte es sich in der näheren Zukunft bewahrheiten, daß das von der Stadt Regensburg für die Ansiedlung des neuen BMW-Werkes angekaufte Grundstück nun doch nicht für diesen Zweck genutzt werden kann, so ist davon auszugehen, daß das "Projekt KONTAKT-Knast" ein Vorkaufsrecht für dieses Gelände haben wird ("Projekt KONTAKT-Knast" ist natürlich nur eine flapsige vereinsinterne Bezeichnung. Offiziell läuft das Vorhaben unter dem - zugegeben etwas spröden und gewollten - Titel "Privatvollzugsanstalt" PVA). Sollten sich die BMW-Ansiedlungspläne überraschenderweise doch wie vorgesehen entwickeln, so ist ein größeres Grundstück auf den Winzerer Höhen im Gespräch.

In der ersten Ausbauphase ist die PVA auf eine Regelbelegung von 105 Häftlingen ausgelegt, während die Endstufe - voraussichtlich - bei ca. 420 Häftlingen sich einpendeln wird. Geplant sind ausschließlich 1- oder 2-Mann-Zellen. Es versteht sich, daß ein solches Vereinsgefängnis nur eine Kurzstrafen-Anstalt sein kann. Dies liegt weniger daran, daß wir mit den Sicherheitsbedürfnissen einer Schwerekriminellen-Anstalt überfordert wären. Der Hauptgrund ist vielmehr darin zu sehen, daß eine Anstalt wie etwa die JVA Straubing wegen ihrer Größe und der recht konstanten Belegung wirtschaftlich absolut rentabel ist. Eine Privatisierung dieser Anstalten kann daher gar nicht im staatlichen Interesse liegen.

Wenn unsere PVA die letzte Ausbaustufe erreicht haben wird, so ist damit zu rechnen, daß die jetzige JVA Regensburg in der Augustenstraße endgültig aufgelöst werden wird. Den Regensburger Grundstücksmarkt wird ein freiwerdendes Grundstück dieser Größe in unmittelbarer Altstadt Nähe spürbar entlasten.

...und ist Fleisch geworden.

Irgendwie nun muß dieser "HOHLSPIEGEL" nach Amerika gelangt, muß der Samen albriger Frühjahrsspinnerei versehentlich auf fruchtbaren Boden gefallen sein. Zu Silvester '83 in der "Welt", nach Dreikönig in "Süddeutscher Zeitung" und "Frankfurter Rundschau" nämlich war das Echo des leichtsinnigen Maienjodlers zu vernehmen gewesen:

In Houston (Texas) habe sich eine "Correction Corporation of America" gegründet, welche dabei sei, ein privates Internierungslager für illegale Einwanderer aus Lateinamerika zu bauen. Sollte dieses Pilotprojekt sich bewähren und also hinreichend Profit abwerfen (woran Tom Beasley, der Präsident der Knast AG keineswegs zweifelt), dann sei an den Bau weiterer Projekte gedacht; mehr als ein Dutzend und dann auch "richtige" Gefängnisse für Schwerverbrecher und mit Stacheldraht und Maschinengewehrtürmen. Billiger sei der Privatknast allemal, käme pro Häftling mit einem Tagessatz von 23,50 \$ aus, gegenüber satten

42 \$ in staatlichen Etablissements. Es werde dieser Strafvollzug zu Dumpingpreisen u. a. dadurch möglich, daß dem privat angestellten Personal längst nicht so hohe Gehälter gezahlt werden müßten, wie dies bei tarifvertraglich abgesicherten Beamten der Fall sei. Um gleich Nägel mit Köpfen zu machen, habe man den designierten Präsidenten der Amerikanischen Gesellschaft für Strafvollzug als hauptamtlichen Berater engagiert.

Den Kerl, wenn ich erwische, der diesen "HOHLSPIEGEL" mit der Schnaps-Idee nach Amerika geschickt hat! Und von Satiren laß ich künftig auch die Finger.

Im April 2000, die Zeitungen waren voll mit Berichten über den Spendenskandal der CDU und die mafiosen Strukturen in dieser Partei, trat in der Nähe des Hauptbahnhofes Regensburg ein kompakt gebauter Herr mittleren Alters und mit breitkrempigem schwarzen Hut auf mich zu. Ein irritierend entschlossenes Flackern seiner stahlblauen Augen sowie eine etwa Walther-PPK-große Ausbuchtung unterhalb der linken Achselhöhle dämpfte meine aufkommende Neigung zur Heiterkeit. Der energische Herr drückte mir beiliegenden Brief in die Hand, mit der, ganz ungewöhnlich nachdrücklich vorgetragenen Bitte, ihn an eine Zeitschrift zum Abdruck weiterzuleiten.

Offener Brief der Mafia

cosa nostra germania

Referat Öffentlichkeitsarbeit

Dr. H..... S..... (Referatsleiter)

H....., den 11. 4. 2000

Sehr geehrte Damen und Herren,

im Zuge der Berichterstattung über den Spendenskandal der CDU wird immer wieder die Christlich-Demokratische Union mit der Mafia verglichen oder - verschwommener - von "mafiosen Strukturen" im Vorstand der CDU gesprochen.

Wir möchten diese rufschädigende Gleichsetzung oder auch nur Strukturähnlichkeit an dieser Stelle **mit allerschärfstem Nachdruck** zurückweisen.

Daß der Staatssicherheitsdienst der DDR willens u n d i n d e r L a g e war, die Telefone der politischen und wirtschaftlichen Elite der BRD abzuhören, war in den siebziger und achtziger Jahren jedem Zeitungsleser bekannt. Dennoch hat die Führungsmannschaft der CDU offensichtlich sorglos heikle und heikelste Geschäftsdetails am Telefon besprochen.

Wir von der **cosa nostra germania** wissen, daß unsere Telefone abgehört werden oder jederzeit abgehört werden könnten.

Nur: **Wir** richten uns darauf ein.

Unsere hochprofessionelle Dienstauffassung verbietet es unseren Mitarbeitern, am Telefon verfängliche Informationen auszutauschen, seien sie geschäftlicher oder privater Natur.

Ein inkontinenter Telefonplauderer wie Helmut Kohl hätte es in unserer Gesellschaft nicht einmal bis zum Gebietsleiter gebracht. In Anbetracht seines laxen Umgangs mit konspirativen Grundregeln wäre das Beileidsschreiben des Vorstandes seiner Witwe bereits auf einer sehr frühen Stufe seiner Karriere zugestellt worden. Logorrhoe ist in unserem Metier eine lebensgefährliche Erkrankung.

(Wir bitten um Verständnis, daß dieses Schreiben - aus naheliegenden Gründen, siehe oben - weder unterzeichnet noch mit ladungsfähiger Anschrift versehen ist)

Unschwer zu erkennen, daß der Artikel schon sehr alt ist. Aber ein bißchen Ehrenrettung tut der alten DDR sicher gut.

Zwei Systeme - Zweierlei Polizei

Unruhige Tage (1987) in Gesamt-Berlin machen krasse Unterschiede zwischen Ost und West deutlich

Die Demonstrationen und Polizeieinsätze von Kreuzberg/ Ku'damm/ Tauentzienstraße auf der einen Seite und Unter den Linden auf der anderen Seite sind kaum miteinander zu vergleichen, weder vom Anlaß noch gar vom Ausmaß her. Klar.

Trotzdem: die große räumliche und zeitliche Nähe dieser Unruhen verführt dazu, sie dennoch irgendwie miteinander in Beziehung zu setzen, sie letztlich also doch zu vergleichen. Nun gut, soll sein.

Von wegen Ähnlichkeit

Der taz-Kommentator Erich Rathfelder kam am Ende seines Systemvergleiches zu dem Schluß, Berlin West und Berlin Ost seien nach diesen Polizeieinsätzen "*näher zusammengerückt*", beide Seiten seien sich "*ein Stück ähnlicher geworden*".

Das kann ich nun überhaupt nicht finden.

Ich habe die Fernsehbilder vom Kreuzberger Maianfang gesehen, von den verhinderten Zaungästen beim Pfingstkonzert und schließlich die Bilder von den Folgen des Reagan-Besuches, dies- und jenseits der Mauer. Und mir sind die Unterschiede zwischen den Ereignissen in Ost- und in West-Berlin ganz aufdringlich vor Augen gesprungen. Mir haben diese unruhigen Tage gezeigt, wie sehr sich die beiden Deutschlands mittlerweile auseinander entwickelt haben.

Kein Helm und kleine Knüppel

Da zieht in West-Berlin eine Polizeistreitmacht von 10.000 Mann auf, mit Helmen, Schilden, Schlagstöcken, Wasserwerfern und Tränengasgranaten bewaffnet. Mit klassischen Polizisten haben die nichts mehr zu tun, das ist eine klassische Bürgerkriegsarmee reinsten Wassers.

In Ost-Berlin sehe ich auch Polizisten aufziehen, um gegen Bürger vorzugehen, Aber was für Polizisten! Sie stecken in derselben leichten Sommer-Uniform in der sie vermutlich vor kurzem noch den Verkehr geregelt haben. Auf dem Kopf haben sie Stoff-Käppchen, keine Helme und sind überhaupt lediglich mit dem ausgerüstet, was ein Polizist normalerweise ohnehin mit sich trägt.

In West-Berlin knüppelt die Polizei mit (geschätzt) halbmeterlangen Holz- und Gummiprügeln auf Demonstranten ein, auch dann noch, wenn sie schon wehrlos am Boden liegen. Schwer demokratisch (Niemand darf wegen seines Geschlechtes bevorzugt oder benachteiligt werden) kriegen Frauen ebenso ihre Tracht Prügel ab wie die Männer.

In Ost-Berlin wird zu Pfingsten auch geprügelt, wohl wahr. Die im Schutze des Real Existierenden Sozialismus Demonstrierenden genießen aber immerhin den Vorzug, mit diesen kleinen, altmodischen Gummiknüppelchen verhaue zu werden, mit denen früher auch hierzulande die Polizei ausgerüstet war.

Wasserwerfer statt/oder Kehrmaschine

In West-Berlin ist Großkampftag: ein ganzer Stadtteil wird schlicht und einfach abgeriegelt, dichtgemacht. Trotz laufender Tagesschau-Kameras sagt ein Polizist (offensichtlich ohne sich dabei zu schämen) einer verschreckten jungen Frau im 2 CV, warum sie nicht aus Kreuzberg rausfahren darf: *"Weil Sie so aussehen, als könnten Sie möglicherweise in der City Krawall machen."* Tagesschau vom 12. 6. 1987 (Solche Sätze kannte man bisher nur aus dem Kabarett.) Auch dort, wo eigentlich gar nichts los ist, macht die Polizei eine ganze Menge los: *"Ob beim Verlassen eins Lokal oder beim Absitzen vom Motorrad, viel wurden seit dem Vorabend des Staatsbesuches ohne ersichtlichen Grund, weit ab von jeder Barrikade, 'nach Augenschein' im Polizeigriff gepackt und 'zur Gefahrenabwehr' abgeführt, Greiftrupps jagen 'Verdächtige' bis in die entlegensten Straßen und Hinterhöfe. Wohnungen wurden gestürmt."* Und: *"Es ist nicht ratsam, in diesen Zeiten zu dritt durch die Straßen zu gehen. Zu groß ist die Gefahr, plötzlich als Kleindemonstration verkannt und von rasant nachsetzender Polizei verfolgt zu werden."* taz 15. 6. 1987. Oder eine unverdächtigere, weil staatsbrave Quelle: *"Journalisten und Notärzte berichten übereinstimmend, daß völlig unbeteiligte Personen von Polizisten regelrecht verprügelt worden seien, auch wenn sie noch am Boden lagen... Zu dieser Zeit gab es weder Ausschreitungen noch Zusammenrottungen von Chaoten."* DIE ZEIT 19. 6. 1987

In Ost-Berlin fordert die Volkspolizei eine unerwünschte Zusammenrottung *"über Lautsprecher auf: 'Bürger!' Setzen Sie Ihren Weg fort! Bleiben Sie nicht stehen! Gehen Sie weiter! Kaum jemand hielt sich an diese Weisung."* Frankfurter Allgemeine Zeitung, 13. 6. 1987. Und was macht die DDR-Volkspolizei angesichts dieses Ungehorsams? Fahren jetzt "Wasserwerfer mit Reizgasbeimischung" (Polizeijargon für CN- und CS-Gasschleudern) auf und spritzen

und tränen die aufsässige Menge auseinander? Ach, was! *"Nachdem die Menge sich trotz wiederholter Aufforderung nicht entfernt hatte, fuhr am Freitag nachmittag schließlich ein Reinigungsfahrzeug langsam durch die Reihen der Schaulustigen."* **Mittelbayerische Zeitung** 13. 6. 1987. Bei Gott, ich habe das Ding in der Tagesschau gesehen: es war eine Kehrmachine, so klein und leicht gebaut, daß vier entschlossene Frauen (oder Männer) sie hätten umkippen können. Ganz langsam und zaghaft bahnte sie sich mit drehenden Kehrbesen einen Weg durch die Menge.

Prügel für westliche Journalisten in West-Berlin

In West-Berlin ist es am Präsidenten-Tag für Journalisten nur unter großer Gefahr für Ausrüstung und Gesundheit möglich, aus Kreuzberg zu berichten. *"Ein Journalist des 'Tagesspiegel' ruft Freitag nacht in der Oranienstraße mehrfach 'Presse, Presse', bevor er von der Polizei zum Schutze des Gemeinfriedens niedergeprügelt wird."* **taz** 11. 6. 1987. Und wieder ein unverdächtiger Zeuge: *"Presseausweise und -plaketten wurden nicht anerkannt, einem Rundfunkreporter wurde das Bandgerät zerstört, einem Pressefotografen wurden die Zähne locker geschlagen"* **DIE ZEIT** 19. 6. 1987.

In Ost-Berlin sei zu Pfingsten die Berichterstattung über die Rock-Unruhen durch die staatlichen Organe verhindert worden, klagt die Tagesschau - und bringt dann ausführliches Bildmaterial über eben diese Unruhen weitgehend mit ruhiger, also unbelästigter Kamera gedreht. Einer der Techniker aus dem Fernsichteam sei übel mißhandelt worden, hieß es. Schlimm, aber: in Wackers-, Brok- oder Zehlendorf wäre er genauso vermöbelt worden, überdies aber hätte er bei uns seinen Film vergessen können, beschlagnahmt oder unbrauchbar gemacht. In Ost-Berlin dagegen durfte er seinen Film behalten und abends senden. Am Reagan-Tag wurde der *"ARD-Hörfunkkorrespondent Hartwig Heber... von Sicherheitskräften aufgefordert, sein Mikrophon auszuschalten. Erst nach Rückfrage durfte der Journalist seine Arbeit fortsetzen."* **Mittelbayerische Zeitung** 13. 6. 1987. "Erst nach Rückfrage..." heißt aber auch, letztlich **durfte** er ungestört berichten.

Gewisse Schwierigkeiten, Kreuzberg zu verlassen

Fazit: Ich kann die von Erich Rathfelder beobachtete große Gemeinsamkeit zwischen Ost- und West-Berlin nicht sehen. Ausrüstung und Verhalten der westberliner und westdeutschen Bürgerkriegs-Polizei haben in diesen 80er Jahren nur noch sehr wenig gemein mit der - vergleichsweise - zivilen und moderaten Volkspolizei Ost-Berlins. Die Bilder aus Kreuzberg wollen mir so gar nicht den Bildern Unter den Linden gleichen; sie erinnern mich viel eher an die Nachrichtenfilme aus Seoul, die derzeit fast jeden Tag in den Nachrichten zu sehen sind.

Früher mal, es mag tausendundeinen Tag her sein, konnte man in West-Berlin freier und entspannter atmen als drüben, in Ost-Berlin. Die Zeiten sind vorbei.

Heute besteht der Gipfel der Liberalität darin, daß du dich innerhalb eines eng umgrenzten Gebietes halbwegs frei bewegen kannst. "*Für kraß überzogen... (halte ich) ...die Behauptung, das wäre ein Belagerungszustand gewesen. **Jeder konnte sich innerhalb Kreuzbergs frei bewegen.** Es gab für **Personen, die Kreuzberg verlassen wollten**, lediglich um die frühe Nachmittagszeit **gewisse Schwierigkeiten.***" Interview mit Ulrich F. KRÜGER (CDU), Kreuzberger Vertreter im Abgeordnetenhaus., taz 15. 6. 1987

1979, Khomeini war gerade mal an die Macht gekommen. Trotzdem ist die alte Geschichte vielleicht immer noch aktuell...

Justitia - Ratschläge von der "basis"

Strafanzeige gegen Springer-Kolumnist

...wegen Kriegshetze und Befürwortung von Gewalt

Gäbe es eine Justiz in diesem Lande, man müßte Schlimmes fürchten für Herrn Martin.

Paul C Martin, Wirtschaftsjournalist und Kolumnist der "Welt am Sonntag", hatte in der Juli-Ausgabe seines Wirtschafts-Informationsdienstes "basis" die Gefahr einer wirtschaftlichen Depression infolge Ölmangels beschworen und als Therapie empfohlen: *"Noch ist die Fahrt in eine neue Wirtschaftskrise zu stoppen: mit militärischen Mitteln ... Die Antwort kann nur lauten: Einmarsch ... Das Kriegsrisiko ist minimal ... "* (siehe Frankfurter Rundschau, 4.8.1979). Daraufhin hat der Staatsanwalt Anklage...

Nein, das stimmt natürlich nicht. Der Staatsanwalt hat gar nichts getan. Kein Linker hat schließlich über die Legitimation politischer Gewalt laut nachgedacht; kein Anarcho-Freak hat seiner Ohnmacht in kernigen Sprüchen Ausdruck verliehen - wie im berühmten Buback-Nachruf geschehen.

Ein Richter hat bloß ein bißchen "Handlungen ... in der Absicht vorgenommen ..., das friedliche Zusammenleben der Völker zu stören, insbesondere die Führung eines Angriffskrieges vorzubereiten" (Verstoß gegen Art. 26 Grundgesetz); hat lediglich "Straftaten befürwortet, die den Bestand und die Sicherheit der Bundesrepublik gefährden" (Verstoß gegen § 88a StGB), hat kaum mehr getan, als "zum Angriffskrieg aufgestachelt" (Verstoß gegen § 80a StGB). Kein Grund also für irgendeinen Staatsanwalt, den behaglichen Lehnstuhl zu verlassen. Es mußten ein Journalist aus Frankfurt und ein Anwaltsbüro aus Darmstadt kommen, um Anzeige gegen den ehrenwerten Herrn Kriegsstachler zu erstatten.

Im Augenblick beschäftigen sich also die zuständigen Staatsanwälte pflichtgemäß mit den Strafanzeigen. Die Jagdhunde prüfen, ob sie sich zur Jagd tragen lassen wollen. Auch dieser Fall, es müßte denn die Erde sich andersrum drehen, wird zu einem Lehrstück in Klassenjustiz werden. Paul C. Martin wird ungeschoren davonkommen, ungeachtet der vielen Parallelfälle von links, in denen die befürwortete Gewalt meist von geringerem Gewicht war und trotzdem zu Verurteilungen führte.

Gäbe es Juristen in diesem Land, es stünde schlimm um Herrn Martin. Herr Martin, scheint mir, hat gut lachen in diesem Lande.

NACHTRAG zum Artikel über Paul C. Martins Invasionsgelüste

EINLADUNG NACH PERSIEN

An diesem Morgen, kurz vor Sonnenaufgang, sind sie mit dem Schnellboot von Dubai herübergekommen. *"Der Strand ist der schönste, den ich je gesehen habe. In einem weiten Bogen läßt er das hellgrüne Wasser ans Land schwappen. Das Land ist die Insel Kish, ein paar Kilometer südlich der südlichsten Küste der islamischen Republik Iran. Die Berge des Festlandes verschwimmen hinter der Insel im Dunst. Wir springen mit aufgekrempeelten Jeans in das warme Wasser und waten im Gänsemarsch, zehn Meter Abstand voneinander, an Land. Um die Brust hat jeder seine Uzi gehängt und mit Leukoplast zwei Ersatzmagazine drangeklebt. Was wir hier machen, erfüllt völkerrechtlich den Tatbestand der bewaffneten Aggression. 'Ganz ruhig bleiben, Junge,' ruft mir Mehdi zu, der schon am Ufer steht. 'Mit dem Schah hat sich auch seine Kaiserliche Marine aufgelöst. Ganz Persien ist offen wie ein Scheunentor.'* (Welt am Sonntag, 2.9.79)

Was sich liest wie ein Auszug aus irgendeinem Agentenreißer ist Journalisten-Prosa. Teil einer Reportage Paul C. Martins über sein bewaffnetes Eindringen in persisches Hoheitsgebiet. Eine Insel zwar nur, die der Schah einst zum Super-Monster-Hyper-Luxus-Ferienparadies ausbauen ließ, die heute vor sich hin gammelt, an deren Nutzung und Bewachung derzeit in Persien niemand ein Interesse hat. Persisches Territorium aber, trotz allem.

"Heute sind wir der Herr."

Nachdem er im Juli erst - unter Hinweis auf die (angeblich) geringe Verteidigungskraft dieser Länder - den Einmarsch des "Westens" im Erdöl-Islam empfohlen hatte, sucht er nun, im kleinen Maßstab, den Zaudernden ein Beispiel zu geben. *"Vor einem Jahr hätte es kein Mensch gewagt, die Souveränität des Iran zu verletzen. Sie waren schnell, die Hovercraft und Aufklärungsboote der Kaiserlichen Marine. Damals war der Schah der Herr des Persischen Golfes. Heute sind wir der Herr."* Keine Gefahr also für alle, die es Alexander dem Großen gleichtun wollen. *"Ganz Persien ist offen wie ein Scheunentor"*, wie gesagt.

Paul C. Martin hatte Glück bei seinem Abenteuer, kein persisches Patrouillenboot tauchte auf, sie zu belästigen. Glück auch für die Perser, denn: *"Achmed, der mit dem Turban, ist auf dem Speedboat geblieben, er bedient das Maschinengewehr, wenn es schießt."*

Hobby-Aggressor und Profi-Prahlhans

Ein bundesdeutsches Gesetz schützt ausländische Staatsoberhäupter vor Beleidigung. Ich nehme an, hoffe wenigstens, daß also auch irgendein Gesetz deutschen Staatsbürgern das bewaffnete Eindringen in fremde Länder untersagt. (Und sei's nur deshalb, weil Krieg führen - ebenso wie das Herstellen von Geld und Leichen - seit jeher ein eifersüchtig gehütetes staatliches Privileg ist.) Vielleicht war der Gesetzgeber sogar so schlau, auch das öffentliche Prahlen mit derlei Heldentaten zu verbieten, ganz zu schweigen vom Aufstacheln zu weiteren, größeren Verbrechen. Ferner ist zu hoffen - dies allerdings mit weniger Zuversicht - , daß irgendein Staatsanwalt den Hobby-Aggressor auf Grund dieser Gesetze zur Rechenschaft ziehen wird.

Die alternative Lösung - daß nämlich Herr Martin beim nächsten Abenteuer auf der Walstatt bleibt und in irgendeinem Sand verreckt - traut man sich eh kaum zu denken. Gegen **solche** öffentlichen Träume gibt es **bestimmt** ein Gesetz und einen sühneheischenden Staatsanwalt dazu.

1983, der Anlaß ist vergessen, der Mechanismus nicht.

Meine Fresse, deine Fresse

Von der Physiognomie als Argument

Wer die Etymologie - die Lehre von der Herkunft der Wörter - sich zum Hobby erwählt hat, muß Spott ertragen können. Wer - ohne als behördlich anerkannter Germanist die mildern- den Umstände professioneller Wißbegier zu Zwecken des Broterwerbs vorschieben zu kön- nen - nicht nur fragt: Was bedeutet dies Wort? sondern in der Fragestellung weitergeht: Was bedeutete das Wort früher? Aus welchem Wort leitet es sich ab? Mit welchen Wortfamilien ist es verwandt? - wer dieses fragt, gerät gar zu leicht in den Ruch eines Spinners und pe- dantischen Wortklaubers.

Ich aber - wahrlich! - ich sage Euch: Wer weiß, wo die Worte herkommen, der weiß wo die Begriffe herkommen. Wer aber den Ursprung der Begriffe kennt, der kennt auch den Ur- sprung der Dinge (soweit er sich in den Köpfen der Menschen spiegelte). Fünf Minuten in ei- nem guten etymologischen Lexikon geblättert (Wahrig: Deutsches Wörterbuch; ein Riesen- Kompendium für lasche fünfzig Eier) und man wird der Albigkeit jener feministischen Ge- wohnheit gewahr, "frau" zu schreiben anstatt des gebräuchlichen "man". "man" leitet sich in der Tat von "Mann" ab; "Frau" aber - nicht minder. "Frau" heißt im Althochdeutschen "frou- wa" - "Herrin" und ist die feminisierte Form von "fro" oder "fron" - "Herr" (siehe z. B. "Fron- dienst" oder "Fronleichnam"). Wie im Englischen ("man" - "wo-man") so besitzt auch im Deutschen die Frau kein eigenes, eigenständiges Wort, sondern existiert sprachlich nur als Funktion, als Ableitung des Mannes (wenn auch mittlerweile etwas verschleierter als im Eng- lischen). Daß das so ist, sagt nichts über die Frauen aus, sondern über die deutsche Spra- che. Diese wiederum - ich erwähnte es eingangs - läßt Schlüsse zu auf jene, die diese Spra- che sprechen oder früher gesprochen haben; über das, was in ihren Köpfen vorging und vor allem über die materiellen und gesellschaftlichen Grundlagen ihrer Gedanken.

Ich seh' schon, ich verquatsche mich; ich plaudere hier über den männlichen Ursprung der Frau und wollte eigentlich vom "Demokratischen Jugendzirkel" erzählen.

Je Zahnlücke desto Miesling?

Besagter Zirkel, welcher dem "Arbeiterbund für den Wiederaufbau der KPD" - vorsichtig ausgedrückt - nahesteht, hatte im August überall in der Stadt ein Plakat hängen, auf wel-

chem Klage geführt wurde über den demagogischen Charakter von Helmut Kohls Lehrstellenversprechen. So weit, so gut und verdienstvoll.

Dies Plakat wird optisch beherrscht von einem Porträt eines lachenden Kohl-Kanzlers; und - beim ersten Plakat, beim zweiten noch hielt ich es für Zufall - dem Kanzler fehlt ein Zahn. Einer seiner oberen Schneidezähne ist auf dem Foto geschwärzt, ist vom Eindruck her nicht mehr da. Das breite Kohl-Lachen wird durch dieses winzige Detail merkwürdig schief, ungewohnt - häßlich.

"Häßlich" heißt im Althochdeutschen "hazlih" und bedeutet ursprünglich "Haß erregend". "Haß" wiederum ist etymologisch sehr eng verwandt mit "hetzen".

Die Methode des Demokratischen Jugendzirkels, der kleine schwarze Fleck in des Kanzlers Gesicht, verfolgt die etymologische Stammlinie zurück. Sie ist so alt wie mies.

Richard III. und Helmut II.

Die Geschichtsschreiber der Tudor-Zeit zum Beispiel (1) haben - um den äußerst wackligen Anspruch der Tudors auf den Königsthron gegenüber den Plantagenets in seinen beiden Linien Lancaster und York zu stützen - König Richard III. nicht nur zum sexuellen Wüstling und Mörder seiner eigenen Neffen gefälscht, sie haben ihm auch hinkenden Gang und einen veritablen Buckel angedichtet (2). Die Staatsräson der Tudors verlangte nach einem hassenswerten Richard, dem letzten Plantagenet-König vor Heinrich VII., dem Großvater der jungfräulichen Elisabeth I., und also schuf man sich ihn. Und schuf ihn so, daß dem haßerregenden (hazlih) Charakter ein häßlicher Körper entsprach. Die Physiognomie wird zum politischen Argument.

Dieses demagogischen Kurzschlusses leichtfertig (1) sich bedient zu haben, ist dem Demokratischen Jugendzirkel energisch vorzuwerfen. In Konsequenz treffen sie damit nämlich nicht den schwarzen Kanzler - den kratzt der Zirkel wenig -, sondern Jene, die irgendein Gebrechen, irgendeine kosmetische Unregelmäßigkeit im Gesicht oder sonst am Körper tragen. Sie leisten auch umgekehrt jener Einfalt Vorschub, welche glauben möchte, es sei ein strahlendes Lächeln, ein wohlgebauter Körper und ein regelmäßiges, schönes Antlitz Gewähr genug für einen vertrauenswürdigen Menschen.

1 Die bekannten "Stürmer"-Karikaturen wollte ich hier nicht aufführen. Der Demokratische Jugendzirkel würde damit in eine Verwandtschaft gerückt, die er nun wirklich nicht verdient.

2 Der große Shakespeare vor allem hat die Legende vom buckligen Monstrum über die Jahrhunderte verbreitet. Wahrscheinlich ist bereits er auf die gefälschten Quellen hereingefallen.

Aus dem Jahre 1979. Die Mittelbayerische Zeitung aus Regensburg ist das Lokalblatt für Ostbayern.

Türkische Ringermentalität...

...und ehrlicher deutscher Sport

Rassistisches in der Mittelbayerischen Zeitung

Wenn - bloß mal angenommen - der FC Bayern München gegen einen Schlumpfverein wie den ortsansässigen SSV Jahn verliert und eine Woche später den HSV vom Platz fegt: was, glauben Sie, würde ein wackerer Sportreporter - im Falle der Fall träte ein - dann schreiben?. "Seh'n Sie, das ist Sport!" könnte man vermutlich lesen, und weiter: "So muß er sein: immer mit diesem Schuß Unwägbarkeit."

Anders, ganz anders, der Kommentar, wenn ein türkischer Ringer in deutschen Diensten das Pech hat, dergleichen Unwägbarkeiten zum Opfer zu fallen:

"Einen Türken gebaut"

sid. Als der Deutsche Ringermeister KSV Aalen am 15. September vor 1200 Zuschauern auf eigener Matte seinen Bundesligakampf gegen den AV Reiligen sensationell mit 16:24 Punkten verlor, fielen zwei Ergebnisse auf. Salim Oezkan unterlag im Papiergewicht Georg Hoker mit 10:11 und Ahmet Akdag im Weltergewicht Klaus Laier mit 3:5 Punkten. Fachleute konstatierten bei Akdag "lahmes Auftreten". Als der Türke dann eine Woche später den Schorndorfer Vize-Europameister Eduard Giray bravourös niederkämpfte und nach 7:22 Minuten entscheidend besiegte, verdichtete sich das Gerücht, Akdad habe gegen Laier einen Türken gebaut, um auf seine Situation als Straßenarbeiter aufmerksam zu machen. Erpressung?

Warum diese Geschichte? Weil der Deutsche Ringer-Bund seit Jahren seine Probleme mit ausländischen Spitzenringern hat, die sich eine Art Spiel ohne Grenzen erlauben. Zwei Perser mußten wegen Erpressung des eigenen Vereins (Freising) und einer wegen Exhibitionismus lebenslang für deutsche Matten gesperrt werden. Türken spielen in bundesdeut-

1 Leichtfertig und vergleichsweise harmlos, ich geb' es zu.

schen Spitzenvereinen oft eine undurchsichtige Rolle. Türkische Ringermentalität erschüttert schon manchmal die Glaubwürdigkeit sportlicher Ergebnisse.

Wenn Aalen wegen der Höhe der Heimmiederlage gegen Reilingen nicht erneut Deutscher Meister wird, und dies ist sehr gut möglich, dann werden sich alle jene, die die Ausländerpolitik des KSV Aalen seit Jahren kritisch und mit Widerwillen beobachten, schadenfroh die Hände reiben. Wenn es Aalens Manager noch nicht gewußt haben sollen: Getürkt hat mit Türken zu tun.

Esoterische Polemik

Es geht also das **Gerücht**, Ahmet Akdad habe seine Niederlage als politische **Demonstration** inszeniert, um auf seine Situation am Arbeitsplatz **aufmerksam** zu machen. Es wird vermutet, daß die Niederlage eine Demonstration war, und auch der Zweck des Spektakels - wenn es denn eines war - wird nur als Gerücht gehandelt. Man muß sich das Absurde dieser Behauptung einmal in aller Ruhe klarmachen: das Hinausschreien seines Anliegens erledigt dieser hinterlistige Türke also derart dezent, daß es des Rüssels eines Verfassungsschützers und der Deduktionskraft eines Sherlock Holmes bedarf, die verschlüsselte Botschaft zu deuten. Ein Erpreßter, der rätseln muß, ob er denn überhaupt erpreßt wird; ein Hörer, der den Ruf nicht versteht, geschweige denn weiß, ob überhaupt gerufen wird. Die Mächtigen in diesem ihren Lande würden es sicherlich auf's Schärfste begrüßen, wenn solch esoterische Polemik Schule machen würde.

So weit, so beknackt, und mit einem gelassenen Grinsen über diese Selbstentblößung des Herrn Redakteurs könnte man weiterblättern. Nähme unser Freund obigen Vorfall nicht zum Anlaß, einmal grundlegend über Türken und andere zweifelhafte Gestalten im deutschen Sport nachzudenken ("denken" ist vielleicht nicht ganz das richtige Wort und sollte besser durch "räsonnieren" ersetzt werden).

Undurchsichtige Türken

"Türkische Ringermentalität erschüttert schon manchmal die Glaubwürdigkeit sportlicher Ergebnisse", heißt es da, und weiter: "Wenn es Aalens Manager noch nicht gewußt haben sollen: Getürkt hat mit Türken zu tun."

40 Jahre früher hätte sich der Kommentator wohl deutlicher ausgedrückt, deutscher: "Diese Türken sind hinterlistig und manipulieren fortwährend Sportergebnisse."/"Türken sind sprichwörtlich verlogen. Rausschmeißen sollte man diese Kümmeltürken, erst mal aus den Sportvereinen, dann sehen wir weiter."

Ein paar Schimpfworte halt eingeflochten, das macht den ganzen Unterschied. Ansonsten gleichen sich treudeutsche und neudeutsche Fassung des Artikels auf's Haar. Ein bißchen

die Kontrolle verloren über die demokratische Fassade, der -Schreiber vom Sportinformationsdienst (sid) des Herrn Springer - wie neulich ein Herr Strauß in Essen. Kurz mal nicht aufgepaßt und schon sabbert der rassistische Geifer hinter den hochgezogenen Lefzen hervor und tropft unverdünnt auf Papier. Der MZ - die diesen Artikel zwar nicht verfaßt, aber doch undistanziert abgedruckt hat - sagt man nach, sie habe in jenen glorreichen 1000 Jahren bemerkenswert präzise den Gleichschritt gehalten. Ob's so war, weiß ich nicht. Ziemlich sicher allerdings scheint, daß die MZ einen Zensor nicht zu fürchten braucht, im Falle ein Viertes Reich bräche über uns herein. Der Artikel "Einen Türken gebaut" ist nur oberflächlich ein Sportkommentar. In Wirklichkeit haben wir ein Empfehlungsschreiben an die Reichspressekammer künftiger Tage vor uns.

Mit deutschem Gruß

Hei

mat deine Sterne

Das "Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten" meint zur Entstehung dieser Redensart:

Krüger-Lorenzen meint. daß die Redensart auf einem Vorfall bei der kaiserlichen Marine beruht: "Als 1895 Kaiser Wilhelm II. den nach ihm benannten Kaiser-Wilhelm-Kanal (heute Nord-Ostsee-Kanal), eine der wichtigsten Weltseeverkehrsstraßen, einweihte, trafen sich im Kieler Hafen Kriegsschiffe aller seefahrenden Nationen. Der Kaiser hatte aus diesem Anlaß zu einem Galadiner auf dem Flottenflaggschiff SMS "Deutschland" eingeladen. Jedes Boot, das den Vertreter eines Staates an Bord der "Deutschland" brachte führte die entsprechende Nationalflagge. Sobald ein hoher Würdenträger seinen Fuß auf das oberste Fallreepodest setzte, präsentierte die Sicherheitswache und die Marinekapelle spielte die Nationalhymne des betreffenden Landes. Als plötzlich ein Boot mit der roten türkischen Halbmondflagge anrauschte, stellte der Kapellmeister bestürzt fest, daß weder Noten der türkischen Nationalhymne vorhanden waren. noch einer seiner Musiker diese kannte. Als dann die türkischen Seeoffiziere mit Fez und Halsorden das Fallreep heraufstiegen, intonierte die Marinekapelle kurzentschlossen: "Guter Mond. du gehst so stille durch die Abendwolken hin". So wurde der erste Türke gebaut".

Vermutlich ist das Verb "bauen" erst als neueres Modewort zu dem Fachausdruck "Türke" getreten. Vergleiche Wendungen wie "das Abitur bauen", einen "Unfall bauen" usw.

Möglicherweise bezieht sich die Redensart auf einen sog. Schachspielautomaten, bei dem eine Türkenpuppe die Züge des Spielers erwiderte, während die Partie in Wirklichkeit von einem unsichtbaren Spieler gelenkt wurde.

Kann es sein, daß heute kein Schwein mehr Nikolaus Fürst von Lobkowitz kennt? Damals, in den Siebzigern, Rektor der Ludwig-Maximilians-Universität in München? Man könnte also den Artikel ebenso vergessen wie den Fürsten. Aber vielleicht ist es doch bemerkenswert, wer alles sich einen Professorentitel ergeiern kann...

Der Geschmack von Freiheit und Abenteuer

Lobkowitz philosophiert

I. Freiheit statt/oder Rente!

Es ist schon ein merkwürdig Ding, daß niemand so leidenschaftlich und rückhaltlos das Preislied des Lebensabenteurers zu singen weiß als der deutsche Professor. Was schränken diese Vorsorge-, Fürsorge- und Sicherungseinrichtungen des Sozialstaates auch unsere Freiheit und Tatkraft ein. *"Jede Erweiterung der Daseinsvorsorge, die vom Staat angeboten wird, beraubt uns eines Stückes unserer Freiheit... Man muß zwischen Freiheit und einem Leben ohne echtes Risiko wählen."* Meint Fürst Lobkowitz, auch er ein deutscher Professor, Beamter, unkündbar auf Lebenszeit, mit Pensionsanspruch.

II. Nach uns die Sintflut!

Schon gar nicht, so äußerte der Fürst bei gleicher Gelegenheit - auf dem 5. Katholischen Deutschen Akademikertag in München - dürfe man die Sucht nach Sicherheit so weit treiben, daß man mehr als bloß ein paar unverbindliche Gedanken an die Zukunft verschwendet. *"Die Zukunft zu gestalten ist ein Programm der Marxisten, nicht der Christen... Der Christ weiß genau, daß er danach gefragt wird, wie er sein Leben hier und heute gelebt, nicht danach, in welcher Weise er zur Gestaltung einer sogenannten Zukunft beigetragen hat."* Also: hinsetzen, zuschauen und warten, was kommt. Christus und die Beamtenpensionskasse werden's schon richten, damit's nicht gar zu arg kommt. Und die Kinder von heute, die in dieser so zufällig und beliebig entstandenen, planlos verwachsenen Welt dann leben müssen? Ach, die! Sollen froh sein, die Fratzen, daß wohlmeinende Christen, wie dieser Fürst Lobkowitz, sie vor der Abtreibung bewahrt haben, seinerzeit.

III. Faschismus? Erst mal entspannen!

Wie er das Risiko, Abenteuer und den bewußten Verzicht auf Planung feiert: geruhen Magnifizenz und Durchlaucht etwa ein Anarchist zu sein? Liebt er die Freiheit, die echte, die wahre und haßt er den Zwang? Freilich liebt er die Freiheit, ganz klar; obwohl sie ihm andererseits auch wieder scheinheilig ist: *"Der Christ sollte auch ein gelasseneres Verhältnis zu Freiheits-einschränkungen und Zwängen haben, da er seine eigentliche Aufgabe, die Nachfolge Christi, unter guten wie schlechten Gesetzen erfüllen könne und solle."*

Also, oh Christ, nimm diesen Ratschlag auf den Weg: Verteidige die Freiheit! Zum Beispiel gegen jeden Sozialisten oder Sozialdemokraten, der kommt, sie zu vernichten durch eine Rente hier, eine Krankenversicherung dort und eine Sozialhilfe überhaupt. Verteidige die Freiheit! Das wohl; kommt aber mal ein - sagen wir: - Faschist daher und sperrt dich ein, löst deine Gewerkschaft auf und erschlägt dir so manchen Kollegen - d a s nimm gelassen hin, oh Christ! Was kann an einer Gaskammer schon schlimmes sein, verglichen mit einer aufgezwungenen Krankenversicherung? Was ist schon ein winzkleines Gefängnis gegen eine heimtückische Sozialrente? (Das Leben in einem Fußballstadion, so berichtet es Herr Heck, ein anderer Christ, soll sogar ganz angenehm sein, bei sonnigem Wetter).

Fürstenweisheit, Jahrtausende alt.

Professorengesabber, sowieso.

Nikolaus Lobkowitz halt.

Das Hohe Lied vom braven Franz

Eine Kurzbiographie in Anekdoten

Nachts auf der Straße ausgeraubt zu werden, ist ein Mißgeschick, das jedem von uns passieren könnte. Auch ein Straßenraub, - der nachts um ½ 3 Uhr in der Nähe des New Yorker Central Parks von Nutten begangen wird, sähe so manche von uns noch als potentielle Opfer. Vorausgesetzt natürlich, wir könnten uns geldbeutelmäßig zu einer solchen Reise aufraffen, würden uns dort - zu später Stunde noch aktiv - zu einer dirnösen Kontaktaufnahme entschließen; und wären - diese Voraussetzung vor allem - tollkühn genug, mitten im Herzen der Haupt-Stadt unserer Freien Welt nachts noch auf die Straße zu gehen.



1. Abenteuer: Wie Franz einmal einen Freibrief für Verbrechen ausstellte

Unser Held - und hier enden alle Parallelen zwischen uns halbwegs gesetzestreuen Normalbürgern und ihm - unser Held also entzog sich seiner Pflicht, an der Aufklärung und Bestrafung eines Verbrechens mitzuwirken.

Weigerte sich, an der Gerichtsverhandlung als Zeuge aufzutreten und zwang so die Behörden, das Verfahren unverrichteter Dinge einzustellen. Klar, daß der Richter sauer war:

"Richter Lane bezeichnete es als eine Ironie, daß in der Zeit der ständig zunehmenden Straßenkriminalität der Hauptzeuge eines Verbrechens, nämlich das Opfer selbst, nicht vor Gericht erscheinen wolle. Wenn jedermann diesem Beispiel folgen würde, wäre dies gleichbedeutend mit der Ausstellung eines Freibriefes zum Begehen von Verbrechen! Seine Entscheidung ist unglücklich, denn abgesehen von der Negierung der ausgezeichneten Arbeit der Strafverfolgungsbehörden ist es ein sehr schlechtes Beispiel für den gewöhnlichen Bürger." (SZ vom 20. 1. 1972)

2. Abenteuer: Wie aus Franz ein Franz Josef und aus diesem dann ein Dr. Franz Josef wurde

Der Mensch, von dem hier die Rede ist, hat einen Ruf als einer der härtesten und entschiedensten Law-and-Order-Männer, die diesen von uns bewohnten Landstrich unsicher machen. Im Taufverzeichnis des Standesamtes, beim polizeilichen Melderegister und im

"Handbuch des Deutschen Bundestags" von 1949 ist er als "Franz Strauß, geb. am 6. 12. 1915 in München" aktenkundig. Allseits bekannt - aus Film, Funk und Fernsehen - ist er aber unter seinem Künstlernamen "Dr. Franz Josef Strauß". Die Buchstaben "D" und "r" mitsamt dem abschließenden Punkt hat der gelernte Lateinlehrer auf dem Zweiten Bildungsweg sich erworben, durch ein Studium der Volkswirtschaftslehre an der Universität Innsbruck - allwelch exotischer Studienort selbst einen niederbayerischen CSU-Kreisvorsitzenden bei Kaffee und Kuchen grinsend von einem "Dr. Inns." sprechen ließ. Den zweiten Vornamen "Josef" hat er sich irgendwann im Laufe seiner Karriere einfach zugelegt - vermutlich des Wohlklangs wegen.

3. Abenteuer: Wie die Börse einmal fieberte vor Sehnsucht nach Franz

Er hat eine Vergangenheit, die ausreichen würde, so nach und nach einer ganzen FDP-Landtagsfraktion politisch den Hals zu brechen. Nicht nur, daß er diese Vergangenheit schadlos überstanden hat und heute immerhin Ober-Bayer ist - er, so ist zu befürchten, hat auch noch eine Zukunft vor sich. Und während man in den Kellern, wo die roten Ratten hausen, schon mal angefangen hatte mit der Angstschweißproduktion - im Wahlherbste des Herrn eintausendneunhundertundachtzig -, hatte die Börse längst auf den frischgekürten Kanzlerkandidaten reagiert: mit einer "Strauß-Hausse" auf dem deutschen Aktienmarkt, kaum daß die Nachricht von seiner Nominierung die Runde gemacht hatte. In fiebrigfreudiger Erwartung sehnte man den Tag herbei, da ein Kanzler Strauß sich evtl. anschicken würde, den Couponschneidern die Rendite zu sichern, besser zu sichern noch, als man dies vom Kanzler Schmidt eh gewohnt gewesen war. In diesen Kreisen weiß man nur zu genau, was man an ihm hat, dem Franz. Oberhalb der jährlichen hunderttausend De-Emm herrscht ein Klassenbewußtsein, von dem die Arbeiterbewegung in Restdeutschland nur träumen kann.

4. Abenteuer: Wie der große Franz noch ein kleines Würstchen war im Großen Verein

Mit seinen nunmehr 67 Jahren ist Strauß alt genug für eine 1000jährige Vergangenheit. Frappierend dabei ist allerdings, daß jemand mit solcher Nazi-Vergangenheit in dieser Republik derart hoch steigen kann, wie es Franz Strauß getan hat.

Globke hatte als Rechtsgelehrter die Nürnberger Rassengesetze NS-konform kommentiert und ist dann bei Adenauer bloß Staatssekretär im Kanzleramt geworden. Kiesinger war immerhin in der reichsdeutschen Ministerialbürokratie loyal tätig, ehe er es dann zum Ministerpräsidenten und Bundeskanzler gebracht hatte. Filbinger gar mußte als Militär Richter mit Blut auf dem Latz wirken um später Ministerpräsident werden zu können. Und auch Carstens konnte als Befähigungsnachweis für das Bundespräsidentenamt neben seiner Mitgliedschaft

im Großen Verein auf treue Dienste in der großdeutschen Ministerialbürokratie verweisen. Dagegen Franz:

1937 dem Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbund (NSDStB) beigetreten (einer Untergliederung der marxistisch-bolschewistischen Weltverschwörung, wie uns dem Strauß sein Stoiber und dem Stoiber sein Sauter schon mal weiszumachen versucht hatten); im selben Jahr auch Eintritt in das Nationalsozialistische Kraftfahrkorps (NSKK), woselbst er beim Sturm 23/M 6 in München "weltanschaulicher Referent" wurde. Damit ist seine NS-Vergangenheit auch schon vollständig aufgezählt. Weit ist es gekommen mit dieser Republik, wenn jetzt schon kleine Mitläufer beim großen Holocaust-Spiel nach dem wichtigsten Staatsamt greifen dürfen. Der NSDAP-Präsident müßte sich eines simplen NSKK-Kanzlers an seiner Seite ewig schämen.

5. Abenteuer: Wie Franz einmal ein Atom-Ei legte

Nachdem dann vorerst Schluß war mit dem Nazi-Spielen und Völkermorden wurde Franz Strauß Landrat von Schongau; auch Gründungsmitglied der Christlich-Sozialen Union, seit 1949 ihr Generalsekretär. Als dem Widerstand von KPD und CSU zum Trotz (beide hatten im Parlamentarischen Rat gegen das Grundgesetz gestimmt) die Verfassung in Kraft getreten war, zog Franz Strauß als Abgeordneter in den 1. Deutschen Bundestag ein. Seit überhaupt Strauß-Biographien geschrieben werden, hat es sich eingebürgert - und durchaus als sinnvoll erwiesen - das Leben des zu beschreibenden Helden einzuteilen in Affären. Wie die Jahresringe von Bäumen markieren sie natürliche Einschnitte in den Fluß der Zeit. Wobei die Zählung gemeinhin beginnt mit der HS 30-Affäre (die jeweils letzte aufgeführte Affäre hängt natürlich ab vom Erscheinungsjahr des Buches). Wenig - oder gar keine Erwähnung findet deshalb Straußens Amtszeit als "Bundesminister für Atomfragen" von 1955 - 1956 (nachdem er zuvor bereits Bundesminister "ohne Geschäftsbereich", dann einer "für besondere Aufgaben" gewesen war). Dieser Strauß'schen Amtszeit verdanken wir die Einführung der friedlichen Kernenergienutzung in der Bundesrepublik. Eine Errungenschaft, die erst viel später im Bewußtsein der Öffentlichkeit zum Ärgernis wurde. Obwohl der Startschuß in's Atomzeitalter möglicherweise die folgenschwerste Tat von Franz gewesen ist (bis jetzt jedenfalls), können wir ihm gerade diese Hinterlassenschaft subjektiv am wenigsten vorwerfen: Atomkraftwerke wollte 1955 jeder.

6. Abenteuer: Wie Franz einmal sehr nett war zu einigen Bayernparteilern - und zu anderen ganz böse

Die Frage allerdings, ob dieses Atom-Ei nun als seine erste Affäre zu zählen ist oder nicht, erübrigt sich ohnehin, da Franz bereits 1950 als Skandal-Onkel debütierte; als er nämlich in die sogenannte "Hauptstadt-Affäre" verwickelt war. Es ging darum, daß eine Reihe von Ab-

geordneten der Bayernpartei, entgegen ihrem gerade gefaßten Fraktionsbeschluß, für Bonn als der provisorischen Hauptstadt der BRD gestimmt hatten, hierzu motiviert durch Geldzuwendungen von Seiten der CSU. Zwar konnte die Affäre - wie so viele politischen Affären - nie restlos aufgeklärt werden. Fest steht aber, daß die Bayernpartei-Abgeordneten Geldgeschenke von der CSU erhalten hatten - kleine Aufmerksamkeiten im Bereich zwischen 10.000 und 20.000 DM pro Nase. Die Verhandlungen mit den zu Beschenkenden führte der nachmals selbst so reichlich beschenkte Franz Strauß, CSU-Generalsekretär damals noch.

Verdienste um seine Partei hatte sich Strauß auch erworben, als es ihm gelungen war, die rivalisierende, weil aus dem gleichen Wählerpotential schöpfende Bayernpartei bis zur Bedeutungslosigkeit zu zerschlagen. Ihre führenden Funktionäre integrierte er entweder voll in die CSU oder - so sie sich widerborstig zeigten - er ruinierte sie politisch und sogar in ihrer bürgerlichen Existenz - geschehen mit den Opfern der sogenannten "Spielbanken-Affäre".

7. Abenteuer: Wie Franz schließlich rausfand, daß Nehmen doch habse- liger ist als Geben und auch danach handelte

Ein Anfang war also gemacht mit Affären und Strauß fand Gefallen an seinem neuen Hobby. Kaum war er 1956 Verteidigungsminister geworden, bestellte er riesige Mengen Schützenpanzer bei der Schweizer Firma HISPANO SUIZA. Bei einem Laden, der allerlei Tötezeug und Kriegsgerät schon gebaut hatte bis dahin, nur eben keine Schützenpanzer. Das eben bestellte Modell HS 30 schon gar nicht; nicht mal als Prototyp. Der Verdacht, daß hier Freunde sehr lieb zueinander gewesen waren und sich gegenseitig reich beschenkt hatten, wurde schon bald laut, konnte aber - das alte Lied - nie ganz geklärt werden. Geklärt werden konnte allerdings, dies mit jeder wünschenswerten Deutlichkeit, daß die dann gelieferten Panzer im Gesamtwert (besser: zum Gesamtpreis.) von 2,5 Milliarden DM (zweitausend-fünfhundertmillionen Deutsche Mark) einen Dreck taugten. Und 2,5 Milliarden DM waren damals noch ein Geld.

Zwei Jahre darauf bestellte er den Starfighter. Diesmal - ein Fortschritt, immerhin - bei einer Firma, die zuvor schon mal Flugzeuge gebaut hatte, bei Lockheed. Der Starfighter speziell allerdings wurde von Lockheed noch gar nicht produziert, war, in der von der BRD gewünschten Form, auch 1964 noch nicht einsatzreif. Und als dann schließlich seinen Dienst tat, der Starfighter, hielt er genau das, was man zum Zeitpunkt seiner Beschaffung schon von ihm erwarten durfte: er erwies sich als ein rechts Glump, bis heute noch und allen Verbesserungen zum Trotz. 200 abgestürzte Maschinen bis jetzt, 100 tote Piloten und das kleine Wunder, daß bis jetzt noch keines dieser Dinger auf eine Stadt geplumpst ist.

8. Abenteuer: Wie Franz einmal dem Evangelist Johannes eine Empfehlungsepistel schrieb

Und abermals 2 Jahre später war Strauß wiederum nett zu seinen Freunden, gab ihnen - als Minister - ein Empfehlungsschreiben mit auf den Weg. Seine Freunde waren diesmal der Passauer Verleger Dr. Johann Evangelist Kapfinger und hinter diesem ein "phosphoreszierender Kometenschweif höchst zweifelhafter Existenzen" (so der CDU-Abgeordnete und ehemalige Bundesanwalt Max Güde im Bundestag). Unterkünfte für die amerikanischen Streitkräfte in Deutschland wollten sie bauen, Kapfinger und seine Freunde, und gründeten zu diesem Zweck die "Finanzbau Aktiengesellschaft" (FIBAG). Strauß, ein guter Freund zu jeder Zeit, empfahl sie weiter an seinen amerikanischen Kollegen. Eine Hand wusch solcherart die andere; das ist aktenkundig. Ungeklärt aber ist, ob auch die andere Hand der einen ihren Liebesdienst vergolten hat - durch Waschung, Salbung, Schmierung ihrerseits.

9. Abenteuer: Wie Franz einmal ganz entspannt war in spannungsreicher Zeit

Als die Gefahr eines direkten bewaffneten Konfliktes zwischen den Supermächten so groß war wie nie zuvor und seither nicht wieder, war Strauß immer noch Verteidigungsminister. Und als in der Nacht vom 24. auf den 25. Oktober 1962 die Krise ihren Höhepunkt erreichte, als sowjetische Frachter mit Raketen für Kuba an Bord geradewegs auf den Blockadering der Amerikaner zufuhren - war Strauß auf einem Empfang in Schloß Brühl, allwo er Alkohol in jeglicher Gestalt und fast beliebiger Menge inhalierte. Bayerische Folklore halt in ihrer feuchtesten Form. Zunächst bloß angetrunken, pöbelte er recht grob - und also wiederum weißblau-folklorisch - die anwesenden sozialdemokratischen Parlamentarier an, wünschte gar den späteren Justizminister Jahn an den Galgen. In den frühen Morgenstunden dieser Krisennacht fand man dann den Befehlshaber der Bundeswehr in einem Gebüsch des Schloßgartens - stockbesoffen und "in einem erbärmlichen Zustand". Nun mag man sagen: Was soll's? Was könnte uns denn Besseres passieren, als daß Strauß in der Stunde der Entscheidung besoffen im Busch liegt? Besser dort, jedenfalls, als auf seinem Amtssessel. Da ist was dran, doch. So gesehen ist die "Kuba-Krisen-Suff-Affäre" gar keine Affäre gewesen, sondern eine Chance.

10. Abenteuer: Wie Franz einmal eine Grube aushob und schließlich selbst reinfiel

SPIEGEL und Strauß hatten sich noch nie gemocht. Es war der SPIEGEL, der die FIBAG-Affäre enthüllt hatte; es war der SPIEGEL, der den Skandal um "Onkel Aloys" Brandenstein aufgedeckt hatte (eine Strauß'sche Klein-Affäre, auf die aus Platzmangel nicht näher einge-

gangen wird. Ebenso wenig wie auf die Fälle des Oberstleutnants Barth, des Polizeihauptwachmeisters Hahlbohm - beides Strauß-Geschädigte - und des Rechtsanwaltes und Julius-Streicher-Freundes Dr. Peter Deeg - ganz entschieden ein Strauß-Begünstigter. "Klein" waren diese Affären natürlich nur im Vergleich; jede von ihnen hätte ausgereicht, einen Durchschnittspolitiker um Amt und Würden zu bringen).

Im Oktober 1962 nun erschien der SPIEGEL mit einem Artikel über die Bundeswehr, in welchem schwerwiegende Mängel in der konventionellen Ausrüstung der Bundeswehr aufgedeckt wurden. Die Behauptung, daß die Bundeswehr ein nur bedingt abwehrbereiter Sauhaufen sei, wurde nicht als polemischer Angriff gegen den verantwortlichen Verteidigungsminister aufgefaßt, sondern - die Behauptungen trafen also zu - als Landesverrat.

Als "Abgrund von Landesverrat" gar, wie Adenauer damals raunte. Augstein wurde verhaftet, die Redaktions- und Wohnräume durchsucht, der Redakteur Conrad Ahlers auf Veranlassung von Strauß in Spanien verhaftet. Eine Maßnahme, die einzuleiten Strauß keinerlei Befugnis hatte. Dies und die Tatsache, daß er in Sachen SPIEGEL Affäre wenig später den Bundestag kräftig angelogen hatte, hat ihn erstmal zu Fall gebracht, für paar Jahre wenigstens. Es waren die FDP-Minister im Kabinett Adenauer gewesen, die den längst untragbar gewordenen Kollegen nicht mehr tragen wollten und auch die CSU/CDU-Fraktion zwangen, Strauß zum Rücktritt zu drängen.

11. Abenteuer: Wie Franz von einem rosaroten Prinzen aus dem Schneewittchen-Schlaf geküßt ward

Als er schließlich - nach vielen Tusch- und Tünch-Arbeiten - doch noch gestolpert war, zurücktreten mußte ob der leidigen SPIEGEL-Affäre; als er die Decke mildtätigen Schweigens über sich zog und in der Versenkung verschwand - da glaubten ihn viele Beobachter verschwunden auf ewig. So manche tranken hoffnungsfroh einen Erleichterungsschluck auf seinen politischen Tod. Andere wieder, viele andere, sahen einen großen Mann gemeuchelt, wo doch in Wirklichkeit nur der Staatsschauspieler Franz Strauß die Rolle der verfolgten Unschuld gab.

Vier Jahre hat er dann sein Geschick getragen und wollt' es nicht tragen mehr, wo immer die Welt am schönsten war, da war sie ihm öd und leer. Aber zur heimlichen, unheimlichen Freude der Reaktion hat Gott die Sozialdemokratie erschaffen; welche gottgefällige Einrichtung auch im Falle dieses tiefbetäubten Reaktionärs seine trost- und segensreiche Tätigkeit entfaltetete. Vier Jahre nach dem lang- und wohlverdienten Sturz des Verteidigungsministers Strauß gab es wieder einen Finanzminister Strauß. Diesmal in einem Kabinett der Großen Koalition, neben einem Außenminister Brandt und Minister für Innerdeutsche Fragen Wehner.

Franz war wieder wer.

Und ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. Drei Jahrlein im Lotterbett der Großen Koalition hatten genügt, den Selbstbefleckten wieder ehrbar zu waschen.

12. Abenteuer: Wie Franz alte Gewohnheiten aufgeben mußte und zu neuen fand

Affären im alten Stil waren aber nicht mehr drin; und dies weniger einer etwaigen moralischen Läuterung unseres Helden wegen. Die Verhältnisse vielmehr verhinderten ihn, auf die altbewährte - nie völlig bewiesene und befriedigend aufgeklärte Weise privaten Honig zu saugen aus öffentlichem Ämtern. In den drei Jahren der Großen Koalition saßen ihm nämlich die Sozialdemokraten denn doch sehr dicht auf der Pelle; zu dicht, ein Husarenstückchen - mit stechen ,und gestochen werden - zu wagen, wie einst im Mai. Später dann, die letzte Dekade, hat dieser Staat kein Amt mehr freige habt für den rastlosen Franz. Und wenn es bei den gewohnten Fristen zwischen Tat und Enthüllung bleibt, dann ist erst in - sagen wir mal einem oder zwei Jahren - wieder mit neuen Amtsa ffären des nunmehr Ministerpräsidenten Strauß zu rechnen.

Die Nach-SPIEGEL-Affären-Zeit des Dr. Franz Josef Strauß ist demnach - dem Meister sind die Hände gebunden - vornehmlich gekennzeichnet durch verbale und politische Entgleisungen. Die aber dann reichlich.

13. Abenteuer: Wie Franz einmal mit seinen Verbindungen zur Unterwelt protzte

Zimperlich behandelt war die SPD von Herrn Strauß noch nie worden; auch dann nicht, als der weltenferne Abstand der SPD von jeglicher Regierungsmacht eigentlich eine gelassene Haltung nahegelegt hätte. Als nun, noch zu Zeiten der Großen Koalition, eine kommende Regierungskoalition SPD/FDP in greifbare Nähe gerückt war. da raunte Strauß von "Plänen, um eine Räterepublik West-Berlin zu schaffen". SPD und APO scheint's in gemeinsamer Arglist.

Die Warnungen des oberbayerischen Rufers und Mahners wurden beschwörender, als sie dann da war, die rote Gefahr. (Wär's nicht gar so zum Zähneknirschen, man müßte lachen: eine Menge Menschen glaubte damals tatsächlich - manche fürchteten es und viele hofften es - die SPD würde einigem in diesem Lande zum Besseren wenden.) 1970 warf er der SPD vor, sie betrachte eine Regierungsübernahme nicht als das normale Wechselspiel der Demokratie, sondern wolle die Macht auf Dauer haben. Der das sagt, schäumt in derselben Rede (auf dem Politischen Aschermittwoch in Vilshofen) vor ungezügelter Wut über die eben

stattgefundene "Regierungsübernahme" der SPD, akzeptiert also selbst gerade dieses "normale Wechselspiel der Demokratie" nicht.

Im November 1970 meint er in einem Interview des "Münchner Merkur":

"Glauben Sie mir, wenn diese Regierung stirbt, gibt es einen Aufstand der Unterwelt". Wenn einer über die derzeitige Stimmung in der Unterwelt Bescheid weiß, dann bin ich es, will Strauß wohl mit diesem Satz signalisieren. Wollen's ihm gerne glauben, dies.

14. Abenteuer: Wie Franz Visionen vom Umsturz hat - angstvolle

Im September 1971 gibt er der BILD-Zeitung ein Interview. "Bei der heutigen Regierungskoalition handelt es sich nicht um eine normale Wachablösung, sondern um einen Wandel ja um den Beginn eines Umsturzes."

Und in einem CSU-Rundschreiben vom Sommer 1972 schreibt er "Wir können davon ausgehen, daß die nächste Bundestagswahl im November dieses Jahres stattfinden wird. Wir können ebenfalls davon ausgehen, daß - sollte die Union dieses Mal nicht an die Regierung kommen - wir die letzte freie Wahl für lange Zeit hatten

PROJEKTION, weiß der psychoanalytisch Belesene, ist jener Vorgang, bei dem eigene Fehler oder Wünsche einem anderen Menschen zugeschrieben werden. Die Projektion ist dabei ein Ausdruck bestehender eigener Schuld- oder Schamgefühle, die unbewußt bleiben und abgewehrt werden müssen.

Diese Begriffserklärung macht deutlich, daß es sich bei den Strauß'schen Unterstellungen, die SPD plane den Umsturz, wolle die Demokratie abschaffen, mitnichten um eine Projektion handelt. Weder sind die Träume des Franz Strauß vom großen Umsturz diesem unbewußt, noch gar von irgendwelchen Schuld- oder Schamgefühlen begleitet. Vorhanden allerdings, vorhanden sind diese Putschträume durchaus.

15. Abenteuer: Wie Franz den Badewannen-Tango sang - Südamerikanische Folklore

In Vilshofen nämlich und abermals am Aschermittwoch, diesmal 1971, meint Strauß: "Je länger das sozialliberale Regime (!) Bestand hat, desto mehr wächst die Gefahr, daß auch eine Wachablösung auf normalem, einwandfrei demokratischem Weg, schon durch die Aufhetzung von gewisser Seite her, zu einem schwierigen Problem, wenn nicht überhaupt zur Unmöglichkeit gemacht werden soll."

Auf den ersten Blick scheint dies bloß, zum wiederholten Male, die bekannte Unterstellung zu sein, die SPD wolle ihrerseits, wenn's soweit käme, einer Ablösung durch den Stimmtettel mit Gewalt sich widersetzen. Dies, wie gesagt, mag so scheinen. wäre da nicht der Halb-

satz: "...schon durch die Aufhetzung von gewisser Seite her ",in dem eben Straußens Befürchtung steckt, durch den Stimmzettel und nur durch den Stimmzettel sei diese SPD wohl nicht mehr von der Macht zu trennen. Wie aber sonst? Durch ein Vollbad? Zum Beispiel.

Denn: "Die Demokratie muß gelegentlich in Blut gebadet werden", meinte einst Franzens Freund, der General Augusto Pinochet Ugarte aus Chile.

16. Abenteuer: Wie aus Franz Strauß ein Prof. h. c. Dr. h. c. (Santiago de Chile) Franz Strauß wurde

Nachdem so mancher andere Freund des Franz inzwischen verschieden ist - wie z. B. Generalissimus Francisco Franco Bahamonde aus Spanien oder Präsident Antonio Salazar de Oliveira aus Portugal - oder zumindest politisch bedeutungslos geworden ist - wie z. B. Oberst Georgios Papadopoulos aus Griechenland oder Dr. h. c. (Prag) Dr. h. c. (Warschau) Schah Mohammed Reza Pahlevi aus Persien - wird die Freundschaft mit dem chilenischen General umso kostbarer. Freundschaften wie diese muß man pflegen.

Strauß pflegte und beehrte vom 18. - 22. November 1977 General Pinochet mit seinem Besuch. Er nahm sehr guten Eindruck mit von diesem Land. Ihn beeindruckte der "innere Friede" und die "politische Stabilität" Chiles. Sehr positiv vermerkte er das Bemühen der Militärjunta, Chile zu einer dauerhaften und soliden Demokratie hinzuführen. Die Freiheit hingegen fand er bereits vor. Vor Chilenen deutscher Abstammung sagte er: "Sorgen Sie dafür, daß die Freiheit in Ihrem Lande erhalten bleibt."

"Strauß bewertete das Regime in Chile insgesamt als 'autoritär aber nicht als totalitär'. Die Chilenen seien von der politischen Willensbildung ausgeschlossen, außerhalb des politischen Bereiches hätten sie jedoch alle bürgerlichen Freiheiten. Jeder Chilene könne Pinochet kritisieren oder auch als Trottel beschimpfen. ohne daß dies aufgegriffen und gegen ihn verwandt werde. Insbesondere hob er hervor, daß die rechtsstaatliche Ordnung ungeschmälert funktioniere." (FAZ, 25. 11. 1977?. Verständlich, daß man soviel rechtspolitische Einsicht honorieren wollte - indem man Franz Strauß die Würde eines Ehrendoktors der Rechte und des Ehrenprofessors für chilenisches Recht verlieh.

17. Abenteuer: Wie Franz perverse Spiele spielt, ein bißchen

Auch der rührigste Bademeister der Demokratie braucht Gehilfen; Strauß hat seine CSU. Was ist die CSU? Sie ist "eine Partei, die dem Morgen verschrieben ist, und eine Partei, die eine Sammlungsbewegung zur Rettung des Vaterlandes ist." (Strauß auf dem CSU-Parteitag 1970 in Nürnberg.) Eine Partei, die manchmal auch widerspenstig ist und den Meister zürnen macht: "Ich habe die ewigen Abstimmungen vor jeder Entscheidung satt... Die Partei muß wie ein Mann hinter mir stehen." (Im Juni 1975). Eine Partei, die aber wiederum

auch gelehrig ist. wenn man sie schilt: "Sag uns auch weiterhin, wie es geht, damit wir es tun, jetzt und für alle Zeit." Mit welchen Worten (auf dem Parteitag im September 1975) der damalige Ministerpräsident Goppel, stellvertretend für die ganze Partei, dem gestrengen Herrn demütig die Stiefel leckte. Es ist zwar schon ein bißchen eklig-klebrig, was manche Perverse in aller Öffentlichkeit treiben, aber, bitteschön, solange ihre Sado-Maso-Spiele auf freiwilliger Vereinbarung beruhen...

18. Abenteuer: Wie auch Heubl dem Herkules huldigt

Auf demselben Parteitag, im 75er Jahr, der 60. Geburtstag des strengen Meisters stand vor der Tür, steigerte ein gewisser Franz Heubl die erotischen Unterwerfungsrituale der CSU bis hin zur koprophilen Ekstase: "Wir feiern die Stärke Deiner Persönlichkeit, ihre Unwiederholbarkeit, Einmaligkeit, Besonderheit - einen Mann, auf den die Politiker in der Welt schauen, wenn sie auf die CSU schauen; denn alles wird von Dir bestimmt in der CSU, die Du bist, Du bist ein Urtalent der Politik, ein Herkules der Geschichte." ("Koprophil" heißt: "geil auf Scheiße" und ist hier -- natürlich, versteht sich, arschklar - so metaphorisch gemeint, wie die Sado-Maso-Spiele von eben, Herr Staatsanwalt!)

Über diesen Heubl war ein Dossier geführt worden - in der Zeit vor diesem Erguß - welches dann bei Gelegenheit in die Öffentlichkeit lanciert worden war. Gedemütigt bis auf die Knochen - wie vor ihm schon Barzel und mit ihm und nach ihm Kohl - gab Heubl auf dem Parteitag nach dieser Demütigung durch Strauß die zitierte Ergebniseadresse für Strauß ab.

Aber, wie gesagt, solange die Kerle freiwillig den Fußschweiß des Franz Strauß zutzeln und niemand sonst zu gleichem Tun zwingen wollen...

19. Abenteuer: Was Franz zu roten Ratten rät

Als deutscher Staatsmann liebt unser Held natürlich auch Tiere; Schäferhunde etwa, aber auch Rautenlöwen und Schwarzrotsenfadler. Nur mit den Ratten, den roten vor allem, hat er's nicht so besonders. "Jetzt kommen sie wieder, die roten Systemveränderer, wie die Ratten aus allen Löchern heraus." Ist aber nicht wehrlos gegen dies Ungeziefer, der anständige Deutsche: "Was wir hier in diesem Land brauchen, ist der mutige Bürger, der die roten Ratten dorthin jagt, wo sie hingehören - in ihre Löcher."

Raus aus'm Loch, rein in's Loch. Gelangweilte Psychoanalytiker hätten ihre Kurzweil mit dieses Manne Franz.

20. Abenteuer: Wie Franz einmal aus dem Nähkästchen plauderte

Seit Tendenzen sichtbar sind, es könnte eines Tages das Machtmonopol der drei Bundestagsparteien angeknabbert werden, gibt es den Begriff der "Gemeinsamkeit der Demokra-

ten". Erfunden hat ihn die Union; und Gewitztere im Lager der Sozialdemokraten argwöhnten schon längst, das Wort sei geschaffen, die SPD von ihrem linken Umfeld abzutrennen, allweil die CSU/CDU umso ungestörter die NPD sich einverleiben könnte. (Was beides - notabene - mittlerweile geschehen ist.)

Was sagt Strauß hierzu? Er sagt: "Und jetzt hier in demokratischer Gemeinsamkeit zu sagen, wir Demokraten in SPD/FDP und CDU/CSU, wir halten also jetzt nun zusammen in dieser Situation, hier müssen wir den Rechtsstaat retten - das ist alles blödes Zeug! Wir müssen sagen, die SPD und FDP überlassen diesen Staat kriminellen und politischen Gangstern. Und zwischen kriminellen und politischen Gangstern ist nicht der geringste Unterschied, sie sind alle miteinander Verbrecher. Und wir kommen und räumen so auf, daß bis zum Rest dieses Jahrhunderts von diesen Banditen keiner es mehr wagt, in Deutschland das Maul aufzumachen. Selbst wenn wir es nicht ganz halten können. Aber den Eindruck müssen wir verkörpern." Er sagte dies in Sonthofen, vor den CSU-Bundestagsabgeordneten. Und meinte weiter: "Da können wir nicht genug an allgemeiner Konfrontierung schaffen... Stichworte: wir kämpfen für die Freiheit, gegen den Sozialismus, für die Person und das Individuum, gegen das Kollektiv, für ein geeinigtes Westeuropa, gegen eine sowjetische Hegemonie über ganz Europa. Da muß man die anderen immer identifizieren damit, daß sie den Sozialismus und die Unfreiheit repräsentieren. daß sie das Kollektiv und die Funktioniärsherrschaft repräsentieren und daß ihre Politik auf die Hegemonie der Sowjetunion über Westeuropa hinausläuft." Und wem eine hochverräterische Verschwörung der Bundesregierung zugunsten der Sowjetunion immer noch nicht reicht, dem bietet er weiteres an. "... Ich möchte wissen, wieviele Sympathisanten der Baader-Meinhof-Verbrecher in der SPD- und FDP-Fraktion in Bonn drinsitzen. Es ist ein ganzer Haufen."

Bekannt wurde diese vertrauliche Rede durch eine Indiskretion. Verwundern konnte sie niemanden, der Strauß kennt. "Der CSU-Vorsitzende Franz Josef Strauß hat am Montag in München im Anschluß an eine Vorstandssitzung auf einer Pressekonferenz die Veröffentlichungen über seine Klausurrede in Sonthofen, die in den letzten Tagen großes Aufsehen ausgelöst hat, als 'alten Hut' bezeichnet. Er habe sich öffentlich schon wiederholt ähnlich geäußert, sagte Strauß (SZ, 11. 3. 1975). Die Mär von der Gemeinsamkeit der Demokraten aber konnte auch diese Rede nicht aus den Hirnen wohlmeinender Sozialdemokraten treiben. Verwundern kann auch das niemanden, der die wohlmeinenden Sozialdemokraten kennt.

21. Abenteuer: Wie Franz die Bamberger Beischlaf-Affäre brovoziert

Olle Kamellen zum Schluß.

Gut 12 Jahre sind es mittlerweile her, daß es - während des Wahlkampfes 1969 - in Bamberg zu einer APO-Demonstration vor dem Rathaus kam. Grausige Dinge geschahen dort,

so grausig, daß Strauß ein Telegramm schickte an den Ministerpräsidenten Goppel: "Lenke Ihre Aufmerksamkeit auf die Vorgänge im Bamberger Raum... Diese Personen... benehmen sich wie die Tiere, auf die die Anwendung der für Menschen gemachten Gesetze nicht möglich ist..."

Der Deutsche Richterbund schrieb hierzu in einer Presseerklärung "Das Vokabular erinnert an Nazi-Zeiten. Auch Rechtsbrecher sind Menschen. Die Störung der öffentlichen Ordnung durch Gewalttaten erfordert gesetzmäßige Schutzmaßnahmen, aber die Ordnung ist - wie Bundespräsident Heinemann jüngst in Berlin sagte - kein Selbstzweck." Strauß hierauf, und von einer unbedachten Äußerung in momentaner Erregung kann längst keine Rede mehr sein, in einem Fernschreiben: "Hierzu bemerke ich, daß Mitglieder der Gruppe, die sich gern außerparlamentarische Opposition nennt... Verhaltensweisen zeigen, die sonst für Geistesranke bezeichnend sind... Ich habe aber nicht verlangt, daß Leute, die sich wie Tiere benehmen, auch wie Tiere behandelt werden sollen. Ich habe lediglich festgestellt, daß die Anwendung der für Menschen gemachten Gesetze nicht möglich sei, weil diese Gesetze auch bei Rechtsbrechern noch mit Reaktionen rechnen, die der menschlichen Kreatur eigentümlich sind.... Es ist daher schwer verständlich, daß ausgerechnet der Deutsche Richterbund derartig menschenunwürdiges Verhalten zu rechtfertigen versucht und mich angreift, wenn ich mich bemühe, ein Mindestmaß an Autorität gerade der Justiz zu erhalten."

Strauß bekräftigt also seine Aussage, ja er verstärkt und verschärft sie noch. (Von dem merkwürdigen Bilde, das unser Held von Geisteskranken hat, wollen wir hier mal schweigen.) Und wieder der Richterbund: "Ihre von uns kritisierte und auch in Ihrem Fernschreiben wiederholte Auffassung, daß die von Ihnen genannten Verhaltensweisen 'die Anwendung der für Menschen gemachten Gesetze nicht möglich' macht, impliziert die Aufforderung zu einer außergesetzlichen Verfolgung. Gegen die Auffassung, daß bestimmte Gruppen unseres Volkes - und mögen sie sich auch gesetzwidrig verhalten - rechtlos gestellt werden sollen, müssen wir uns jedoch im Interesse der Rechtsstaatlichkeit wehren, dies zumal nach den bitteren Erfahrungen, die im 'Dritten Reich' mit dem Ausschluß bestimmter Gruppen der Bevölkerung vom Schutz der Gesetze gemacht worden sind."

Und was war geschehen, welch grausige Untat, daß es die Täter nach Straußens Meinung außerhalb jeglicher Rechtsordnung stellte?

"Im Beisein von etwa zweihundert Personen treibt ein APO-Mädchen innerhalb weniger Minuten mit zwei Männern aus der Gruppe Geschlechtsverkehr", weiß der "Bayernkurier" zu berichten und Strauß erzählt von einem Geschlechtsverkehr, den, so Strauß, "wie es nachweislich ist, eine Studentin mit kurzfristig wechselnden Partnern vor der Öffentlichkeit, darunter Kindern von drei bis sechs Jahren" vollzog und bißchen später spricht er sogar von einem "Geschlechtsverkehr auf offener Straße".

Diese Schilderung des Vorganges ist soweit richtig, im Prinzip.

- * Aber es geschah nicht "auf offener Straße", sondern abends auf einer dunklen Wiese und konnte überhaupt nur beobachtet werden, weil Polizisten mit Handscheinwerfern die Szene ausleuchteten.
- * und es waren nicht "kurzfristig wechselnde Partner", sondern nur ein Paar
- * und auch dies eine Paar trieb keinen Geschl-ächz-verkehr, sondern küßte sich; und selbst dieses nicht des Genusses wegen, sondern um die umstehenden und sorgfältig die Szene ausleuchtenden Polizisten zu provozieren.

Plopp! Seifenblase putt. Artikel aus.

Straßenverkehr

Die Gefahren des Straßenverkehrs

Wie schnell kann sich ein Mensch aus eigener Kraft bewegen?

Bei einem Leichtathletik-Hallenturnier laufen die 60-m-Sprinter nach dem Zieleinlauf eine steile Rampe hinauf, um die enorme Geschwindigkeit, mit der sie durchs Ziel gedonnert sind, abzubremesen. Am Ende der Rampe fängt eine gepolsterte Wand die verbliebene Restenergie ab. Noch aus der Distanz des Fernsehbildes ist zu erkennen, mit welcher Wucht die Athleten, trotz Energieverlust durch die steile Rampe, trotz eigener, heftiger Bremsbewegungen, gegen die dicken, weichen Schaumgummimatten prallen.

Machen wir ein - absolut unmoralisches - Gedankenexperiment: Schicken wir einen Weltklasesprinter mit verbundenen Augen auf die 100-m-Strecke, bauen wir dort, wo normalerweise das Zielband weich und triumphierend nachgibt, eine massive Ziegelwand auf. Was mag passieren, wenn der ahnungslose Sportler mitten im vollen Lauf gegen die Wand prallt?

Um unseres Seelenfriedens willen, sollten wir nicht allzuviel Phantasie in die grausigen Konsequenzen unseres Experimentes investieren. Die Chancen unseres Sportlers, den Aufprall zu überleben, sind - soviel ist klar - nicht allzu groß.

Wie schnell läuft so ein Spitzenathlet eigentlich?

Wenn er die 100-Meter-Sprintstrecke in 10,0 Sekunden läuft, dann bringt er es - leicht auszurechnen - auf eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 10 Metern pro Sekunde. Umgerechnet in eine dem Autofahrer vertrautere Maßeinheit ergeben sich 36 Kilometer pro Stunde. Vom Start weg muß er erst beschleunigen, so daß wir grob geschätzt davon ausgehen können, daß er im Ziel eine Höchstgeschwindigkeit von etwas mehr als 40 Kilometern pro Stunde haben wird.

40 km/h ist demnach die höchste Geschwindigkeit, die ein Mensch aus eigener Kraft, das heißt ohne technische Hilfsmittel, erreichen kann. Aber selbst ein guttrainierter Sportler erreicht diese Geschwindigkeit nur sehr kurzfristig und im Falle optimaler Bedingungen, angefangen von fleißigem, regelmäßigen Training über die richtigen Laufschuhe bis zum HiTech-Belag der Laufbahn.

Und vor allem: Der Sprinter erreicht diese Geschwindigkeit nur deshalb, weil er darauf vertrauen kann, daß ihm niemand in den Weg laufen wird. Die Aschenbahn ist abgesperrt.

Auf eine unvorhergesehene Störung könnte er bei diesem Höllentempo nicht mehr reagieren. Weder rechtzeitig noch sinnvoll.

Ein bißchen Fahrphysik

Der moderne Autofahrer ist es nicht gewöhnt, 40 km/h als „Höllentempo“ zu bezeichnen. 40 km/h sind eine Geschwindigkeit, welche ein Autofahrer eher als Schrittgeschwindigkeit einstuft, eine Geschwindigkeit, mit der er mühsam diszipliniert durch die 30 km/h-Zonen schleicht.

40 km/h ist aber auch in etwa die Geschwindigkeit, welche 1835 die erste deutsche Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth erreichte. Der legendäre „Adler“ kam mit Waggons und Fahrgästen auf 36 bis 38 km/h. Die Fahrgäste von damals waren weit davon entfernt, dieses Tempo als Schrittgeschwindigkeit zu empfinden. Sie wurden zum großen Teil von heftiger Angst gepackt, viele schrien panisch, manche wurden ohnmächtig.

Ein wohlmeinender und um seine Mitmenschen besorgter Journalist hatte damals - allen Ernstes - vorgeschlagen, man möchte doch zu beiden Seiten der Eisenbahnlinie einen mehrere Meter hohen Schutzwall aus Brettern errichten. Nicht, um die Menschen vor der Lärm-belästigung zu schützen, sondern um den Menschen - und Tieren! - entlang der Bahnlinie den Anblick der mit wahnsinniger Geschwindigkeit dahinrasenden Bahn zu ersparen.

Wir, die wir als Babys schon im Auto herumgefahren worden waren, die wir ins Auto hineingewachsen sind, lächeln heute über solche Berichte. Ein modernes Auto, auf einer modernen Straße dahingleitend, vermittelt ja auch bei noch weitaus höheren Geschwindigkeiten das Gefühl einer eher gemächlichen Fortbewegung.

Und dennoch: 40 km/h ist die Geschwindigkeit, die ich nach einem Fall aus über 6 Metern Höhe erreiche, aus dem zweiten Stock eines Hauses, immerhin. Klar, daß der Sportler aus unserem Gedankenexperiment nach dem Aufprall auf die Mauer nicht mehr gut aussehen würde. Wir verstehen jetzt aber auch, warum er sich bei diesem Tempo schwer tut, zu reagieren.

Ein lehrreiches Unfällehen

Welche ungeheuren Kräfte bereits bei sehr geringen Geschwindigkeiten freigesetzt wurden, hat mich ein - gottlob harmlos verlaufener - Unfall gelehrt.

Es geschah zur abendlichen Hauptverkehrszeit. Die eine und einzige Hauptstraße durch meinen Wohnort war nahezu dicht. Stehender Verkehr mit Stop-and-Go, jeweils in Schrittgeschwindigkeit und nur für wenige Meter. Vor mir in der Schlange fuhren (aber Gott, was heißt schon „fahren“ bei dieser Verkehrslage?) zwei Motorräder. Richtig große, schwere Motorräder, gefahren von einem zu den Motorrädern passenden Paar. Beide groß und mindestens

stämmig, wahrscheinlich schon dick. Die Kolonne ruckt wieder mal an, alle Fahrzeuge fahren in Schrittgeschwindigkeit ein paar Meter weiter. Die hintere Motorradfahrerin paßt einen Moment lang nicht auf und bekommt zu spät mit, daß die Kolonne schon wieder hält. Sie fährt auf das andere Motorrad auf.

Von der Wucht des Aufpralls wurde die Motorradfahrerin über die Lenkstange hinweg aus dem Sattel gehoben. Sie kam zwar mit den Füßen auf dem Boden auf, war allerdings immer noch in der Vorwärtsbewegung, so daß sie um ihr Gleichgewicht laufen mußte. Sie stolperte hilflos und unkontrolliert weiter und lief schließlich mit immer noch erheblicher Energie an eine Hauswand. Ihr Kopf schlug gegen eine Türkante und sie wäre wohl ernstlich verletzt worden, wenn sie keinen Helm getragen hätte.

Um es zu wiederholen: Der kleine Unfall ist bei Schrittgeschwindigkeit passiert, bei echter Schrittgeschwindigkeit. Ich war in der fahrenden Kolonne drin und wir hatten ganz sicher nicht mehr als 10 km/h drauf.

Mit steigender Geschwindigkeit vergrößert sich das Problem. Und es vergrößert sich rasend schnell. Die Bewegungsenergie eines Autos steigt mit dem Quadrat der gefahrenen Geschwindigkeit an: Doppelte Geschwindigkeit heißt vierfache Energie, bei dreifacher Geschwindigkeit haben Sie bereits den neunfachen Energiebetrag. Wenn Sie mit 200 km/h „gemütlich auf der Autobahn dahingleiten“ (Originalzitat aus einem MPU-Gespräch mit einem notorischen Geschwindigkeitsübertreter) bewegen Sie sich fünfmal so schnell wie mit 40 km/h, schleppen dabei jedoch 25mal so viel Bewegungsenergie mit sich herum.

Daß das keine theoretischen Überlegungen sind, kennen Sie aus der alltäglichen Erfahrung des Beschleunigens: Von 0 auf 50 km/h sind Sie fast sofort, von 50 auf 100 km/h dauert schon länger, 100 auf 150 km/h zieht sich und für 200 km/h braucht's dann schon etwas Geduld, wenn Sie nicht gerade einen Porsche fahren.

Entgegen einem weitverbreiteten Gerücht liegt dies nicht an dem mit steigender Geschwindigkeit zunehmenden Luftwiderstand. Ganz unbeteiligt ist der Luftwiderstand an dem Effekt zwar nicht, aber er wirkt sich nur am Rande aus. Hauptverantwortlich für die immer zäher werdende Beschleunigung ist vielmehr jene Energie, die Sie in ihr langsames Auto reinpumpen müssen, damit es schneller wird. Und je schneller Sie schon sind, desto mehr Energie kostet es, noch ein Stückchen schneller zu werden. Das ist der Grund, warum Sie mit ihrem Opel Corsa auch bei entsprechender Gangübersetzung und viel Geduld nie auf 300 km/h kommen werden.

Der Mensch in seiner Überforderung

Der Haken für Sie als Autofahrer ist: Diese beim Beschleunigen in die Bewegung hineingepumpte Energie müssen Sie beim Abbremsen wieder abfangen. Das heißt, der nötige

Bremsweg verlängert sich für Sie mit dem Quadrat der erreichten Geschwindigkeit. Bei 200 km/h benötigen Sie demnach einen 25mal längeren Bremsweg als mit 40 km/h.

Oder, um es an einem handfesteren Beispiel zu demonstrieren:

Stellen Sie sich einen Wagen vor, der in der Stadt mit 50 km/h vor sich hinfährt. Auf der linken Spur wird er von einem anderen Wagen gleichen Typs überholt, der eine Geschwindigkeit von 70 km/h einhält. In dem Moment, da sich beide Wagen auf gleicher Höhe befinden, geschieht vor ihnen etwas, das beide zur Vollbremsung zwingt. Beide Fahrer, gleich reaktionsschnell, treten voll in die Eisen. Wie schnell - glauben Sie - ist der Wagen auf der linken Spur an jenem Punkt, an welchem der andere Wagen eben grade noch (vor dem Hindernis) zum Stillstand gekommen ist?

Die Lösung ist entsetzlich: Der schnellere Wagen hat an der Stelle immer noch 50 km/h. Der wegen der höheren Geschwindigkeit auch längere Fahrweg des zweiten Wagens während der Schrecksekunde ist dabei noch gar nicht mitgerechnet. Die auf den ersten Blick nur geringfügig höhere Geschwindigkeit hat enorme Auswirkungen auf den nötigen Bremsweg.

Das Gemeine dran ist: Man kann so etwas ausrechnen, aber man kann sich die beim Autofahren erzeugten Kräfte nicht vorstellen, kein Mensch vermag so etwas wirklich in sein Hirn zu bringen. Auch Ingenieure fahren auf der Autobahn 200 km/h, obwohl sie wissen (es sich aber nicht wirklich vorstellen können!), daß sie fast einen halben Kilometer bräuchten, um im Falle eines Falles zum vollständigen Stillstand zu kommen. Auch Physiker, die es eilig haben, zum Kongreß der Unfallforscher zu kommen, hängen sich bei 150 km/h eine knappe Wagenlänge hinter deinen Kofferraum, um dich zur Eile anzutreiben - obwohl sie genau wissen (es sich aber nicht wirklich vorstellen können!), daß bei diesem Affenzahn ein kleines Abrutschen von deinem Gaspedal die Katastrophe unausweichlich macht.

Das ist der Knackpunkt an der Geschichte:

Das Autofahren ist für den Menschen eine prinzipielle Überforderung!

Von seiner biologischen Ausstattung, seinen Möglichkeiten der Wahrnehmung, Informationsverarbeitung und Muskelreaktion ist der Mensch auf derart hohe Geschwindigkeiten, wie sie im modernen Straßenverkehr alltäglich sind, nicht eingerichtet. Kommt er mit 20 km/h noch einigermaßen klar, wird es bei 30 km/h schon kritisch und schon bei schlappen 40 km/h ist eine rechtzeitige, sinnvolle Reaktion auf plötzliche Ereignisse nicht mehr möglich. Ich kann nur dann mit Höchstgeschwindigkeit über einen halbwegs belebten Platz laufen, wenn die Passanten erschreckt vor mir auseinanderstieben. Ansonsten wird es über kurz oder lang zu einem Zusammenstoß mit - auch bei dieser Geschwindigkeit bereits - entsetzlichen Folgen kommen.

Einen Menschen ans Steuer eines modernen Kraftfahrzeuges zu setzen ist, als würde man Hirn und Nervensystem eines Igels in den Körper eines Geparden verpflanzen.

Korrekturen

Haben Sie schon einmal als Beifahrer drauf geachtet, was der Fahrer macht, wenn er den Wagen über eine absolut gerade Strecke auf einer - es ist Sonntag morgens um sechs Uhr - leeren Autobahn steuert? Sitzt er einfach da, die Hände am Lenkrad, unbeweglich? Nein, seine Hände sind vielmehr in ständiger Bewegung. Keine heftigen, dramatischen Bewegungen, aber: Bewegungen - obwohl es eigentlich nichts zu steuern gibt. Die Straße ist, wie gesagt, gerade und ohne Verkehr. Eigentlich müßte der Wagen, wenn man die Lenkung festschrauben würde, ohne weiteres geradeaus fahren und damit in der Spur bleiben.

In Wirklichkeit tut er das aber nicht. Schon nach wenigen hundert Metern fährt der Wagen gegen die Leitplanken, links oder rechts, das hängt vom Zufall ab; vom Zufall, der hier nichts anderes ist als die Unkenntnis der genauen Daten und Zusammenhänge.

Auch wenn wir die Tatsache außer acht lassen, daß Straßenbauer schnurgerade Straßen bewußt so anlegen, daß sie leicht nach links oder rechts geneigt ist, weil anders der Regen nicht schnell genug abfließen würde, bleiben Störfaktoren, die eine unregelmäßige Geradeausfahrt verhindern:

- * Kein Straßenbelag ist absolut eben. Auch auf einer nagelneuen, perfekt angelegten Trasse gibt es immer irgendwelche kleineren oder etwas größeren Unebenheiten, die sich auf die Räder übertragen und diese vom Gradeausweg abbringen.
- * Kein Reifen ist absolut gleichmäßig konstruiert oder präzise ausgewuchtet. Es gibt immer kleine Unregelmäßigkeiten im Reifen oder im runden Lauf des Reifens, die der ständigen Nachkontrolle durch den Wagenlenker bedürfen.

Um also einen Wagen selbst auf einer vom sonstigen Verkehr geleerten, schnurgeraden Autobahn bei bestem Wetter auf gerader Spur zu halten, muß der Autofahrer seine Position innerhalb der Piste beobachten.

- * Er muß Abweichungen vom geraden, gewünschten Weg registrieren,
- * muß diese Abweichungen bewerten
- * und eine sinnvolle Korrektur „planen“.
- * Seine Hände müssen die Korrektur dann ausführen.

Und dann - oder vielmehr gleichzeitig - ist die Beobachtung, Bewertung und anschließende Korrektur der Korrektur nötig.

Wie man sieht, ist es schwierig, ein Auto auf gerader Strecke zu halten. Dem routinierten Autofahrer wird dies alles nicht weiter auffallen, dafür laufen diese Vorgänge viel zu automatisch und nebenher ab. Aber wenn Sie sich noch an Ihre ersten Fahrstunden, ihre ersten Kilometer erinnern, die Sie einen Wagen selbst gesteuert haben, erinnern, werden Sie sich auch erinnern, wie kompliziert das Steuern eines Autos ist.

Und Sie fahren normalerweise nicht auf einer breiten, abgesperrten und schnurgeraden Autobahn!

Die große Bedeutung von Spielregeln

Der Herr mit dem BMW-Gesicht tippt sich schon die ganze Zeit aufgeregt an die Stirn. „Was“, so fragt er sich, „soll der Unfug? ‘Prinzipielle Überforderung’ und Igel und Gepard und was. Wenn es wirklich so wäre, würde das Autofahren gar nicht klappen, dann würde es ständig krachen. In Wirklichkeit funktioniert es aber.“

Ja, in der Tat, das ist Irritierende. In Wirklichkeit funktioniert das Autofahren gar nicht mal schlecht. Womit das eben Gesagte schlagend widerlegt wäre.

Ja?

Nein!

Daß es im Straßenverkehr nicht ständig kracht, daß trotz der „prinzipiellen Überforderung“ der Unfall das seltene Ereignis bleibt, liegt daran, daß der Straßenverkehr sehr, sehr streng reglementiert und ritualisiert ist. Diese strengen und strikten Regeln vereinfachen das „Spiel Straßenverkehr“ ganz erheblich. Ich muß als Verkehrsteilnehmer nicht ständig auf alles achten, ich darf sehr viel als selbstverständlich voraussetzen. Ich muß mich aber auch beim Autofahren auf sehr viele Dinge einfach blind verlassen können:

- * Der Wagen, der mir entgegenkommt, bleibt ganz bestimmt auf seiner Seite, er darf ganz einfach nicht plötzlich rüberfahren.
- * Der Fußgänger am Straßenrand bleibt ganz bestimmt am Straßenrand, er darf ganz einfach nicht jäh auf die Straße treten.
- * Der Motorradfahrer, der von der Seitenstraße her kommt, wartet ganz bestimmt, bis ich vorbei bin, er darf ganz einfach nicht plötzlich vor mir auf meine Straße einbiegen.
- * Wenn ich mich der Bergkuppe nähere und schließlich drüberfahre, dann darf unmittelbar dahinter ganz kein anderer Wagen stehen oder langsam fahren.

Wenn irgendein Teilnehmer am Straßenverkehr die Spielregeln des Straßenverkehrs nicht kennt (noch nicht kennt, weil er Kind ist, nicht mehr kennt, weil ihm das Alter den Überblick geraubt hat), entstehen ganz schnell Situationen, die auch von Walter Röhrl oder den Gebrüdern Schumacher nicht mehr gefahrlos zu bewältigen sind. Es gibt im normalen Straßenverkehr unerwartete, absolut nicht vorhersehbare Situationen, bei denen es für eine sinnvolle Reaktion ganz einfach zu spät ist. Meine Frau hatte einmal auf der Autobahn an einer Steigung einen Lkw überholt, als sie - direkt hinter einer Bergkuppe - ein offensichtlich von einem anderen Lkw gefallenes Schränkchen vor sich auf der Fahrbahn liegen sah! Nur die

Tatsache, daß sie wegen der Steigung und der mangelnden PS-Stärke unseres Wagen relativ langsam überholte verhinderte einen dann wahrscheinlich tragischen verlaufenen Unfall.

In dieser Zeit der Allgegenwart von Kraftfahrzeugen ist es elementar und überlebenswichtig, schon den kleinen Kindern die Verkehrsregeln beizubringen. Autofahrer können sich bei den üblicherweise gefahrenen Geschwindigkeiten nicht auf undisziplinierte Lebewesen und regelwidrige Objekte wie Kinder, Greise, Tiere und auf der Fahrbahn herumliegende Schränke einstellen.

Nur solange diese strengen Spielregeln strikt eingehalten und von den Autofahrern „konservativ“ ausgelegt werden, haben wir eine reelle Chance, den Spielplatz Straßenverkehr auch diesmal wieder lebend zu verlassen.

Die Straße als Lebensraum

Das Tragische an der jetzigen Situation ist aber, daß das Autofahren für sehr viele Leute nicht nur eine Art der Fortbewegung ist, sondern auch eine Leidenschaft. Nicht nur für die offensichtlichen Racing-Fans, sondern auch für jene, die, auf Befragen, jeden Spaß am Fahren strikt von sich weisen. Das Auto ist nicht nur eine wunderbare Möglichkeit, schneller als mit einer Kutsche, trockener und staubfreier als mit einem Motorrad von Punkt A nach Punkt B zu kommen, es ist auch ein Sportgerät. Und viele Autofahrer, gerade die leidenschaftlichen Autofahrer, die „guten“ Autofahrer, die Vielfahrer fahren auf der Straße in erster Linie nach sportlichen Gesichtspunkten.

Die Erziehung der Kinder paßt sich dem an.

Meine Kinder waren einst mit einem Videospiel zugange, einem Rennspiel, mit „normalen“ (wenn auch rallyemäßig aufgemozten) Autos auf normalen Straßen, bei dem es darum ging, möglichst schnell von da nach dort zu kommen. Die Jagd ging durch eine karge, grüne Landschaft, wobei die Straße immer wieder auch durch Dörfer führte. Nach einer Weile - so lange brauchte ich, bis mir selber das Merkwürdige an dem Spiel aufgefallen war - fragte ich meine Söhne, ob ihnen an den Dörfern etwas auffalle. - Sie antworteten, daß nicht. - Sie sähen also keinen Unterschied zwischen diesem Dorf jetzt und einem ihnen bekannten Ort? - Na ja, der Ort bestünde nur aus unverputzten Steinhäusern. - Gut, wir sind wahrscheinlich in der Bretagne oder wo, dort baue man eben so. Und sonst? - Na ja, die Straße im Ort bestehe aus Kopfsteinpflaster. - Das sei nicht ganz selbstverständlich, gebe es aber woanders auch. - Das Dorf sei sehr eng und verwinkelt. - So seien Dörfer manchmal. Aber das meinte ich alles nicht. Was ich meinte sei: In diesem Dorf wohnen anscheinend keine Menschen. Niemand geht auf der Straße, keiner überquert sie, kein Traktor mit Pflug fährt hinter der nächsten, engen Kurve ganz langsam vor sich hin.

Du jagst mit Höllentempo durch den Ort und kein Mensch ist auf der Straße. Deine einzige Aufgabe als - virtueller - Autofahrer besteht in diesem Videospiel darin, den Wagen beim jeweils höchstmöglichen Tempo auf der Piste zu halten. Schaffst du das, dann hast du alles geschafft, dann kannst du eine neue Bestzeit aufstellen.

In Wirklichkeit wohnen in Dörfern und Städten aber Menschen und sie benutzen ihren Wohnort als Platz zum Leben. Sie gehen auf der Straße, sie überqueren sie, sie sind normalerweise nicht mit den trainierten Reflexen eines Rallyefahrers ausgestattet.

Anders als im Videospiel, anders auch als im Kopf eines „sportlichen“ Autofahrers ist die Straße nicht nur eine Piste, sondern auch - nein: vor allem - ein Lebensraum. Der gute Autofahrer trägt dem Rechnung, während sich der einfältige Autofahrer an den Bedingungen des Rennringes oder der abgesperrten Rallyestrecke orientiert.

Der gute Autofahrer und seine Eigenschaften

Im vorigen Kapitel war die Rede vom „guten Autofahrer“. Die Frage ist, was man unter diesem Begriff zu verstehen hat.

Bei Befragungen unter Führerscheininhabern macht man die verblüffende Erfahrung, daß sich fast 90 % der befragten Autofahrer selber für gute bis sehr gute Autofahrer halten, mehr als die Hälfte davon geht sogar so weit, sich selbst als „sehr gut“ einzustufen.

Das ist offensichtlicher Unfug. Was aber macht dann einen Autofahrer zum guten Autofahrer?

Im Untersuchungsgespräch einer MPU erzählte mir einmal ein junger Mann von Anfang zwanzig, dem wegen mehr als 18 Flensburger KBA-Punkten der Führerscheinentzug drohte, folgendes Erlebnis:

Er sei auf der Autobahn München - Salzburg mit um die 200 km/h gefahren. Dieser Autobahnabschnitt gilt, zurecht, als eine der meistbefahrenen und stauträftigsten Autobahnen Bayerns. Direkt hinter einer Bergkuppe habe sich ein Stau gebildet gehabt. Wegen der Bergkuppe habe er den Stau erst sehr spät gesehen und sei sofort auf die Bremse getreten. Ein rechtzeitiges Anhalten vor dem hintersten Wagen sei - trotz kunstgerechter Intervallbremsung - nicht mehr möglich gewesen, so daß er auf die Standspur habe ausweichen müssen, wo er nach mehreren hundert Metern schließlich zum Stehen gekommen sei.

Ist dies ein guter Autofahrer?

Es scheint so, denn aller positiven Selbsteinschätzung zum Trotz hätte der überwiegende Großteil der deutschen Autofahrer ein solches Abenteuer nicht unfallfrei überstanden. Sie wären entweder in der Panik voll auf die Bremse gestiegen und dann auf den letzten Wagen des Staus geprallt oder sie hätten den Wagen zwar herumgerissen, ihn dadurch aber rettungslos in's Schleudern gebracht.

Nur ein guter, ein sehr guter Autofahrer wird aus einer solchen Situation heil herauskommen. Der Klient selber sah das auch so. Denn diese Geschichte stand nicht in den von der Führerscheinstelle übersandten Akten, sie war kein Bestandteil der Vorwürfe gegen ihn. Der Klient erzählte die Geschichte vielmehr als Beleg für seine überragenden Fähigkeiten als Autofahrer. Ich, der große Autofahrer, werde auch mit kitschigen Situationen fertig. Auf die Idee, die Sache umgekehrt zu sehen, ist er nie gekommen: Ich, der noch unreife Autofahrer, bin da völlig unnötigerweise in eine kitschige Situation gekommen, die glücklicherweise nochmal gut ausgegangen ist. Ein guter, ein wirklich guter Autofahrer ist deshalb ein wirklich guter Autofahrer, weil er in eine solche Situation nicht hineinkommt!

Kein guter Autofahrer fährt auf einer

- * bekanntermaßen vielbefahrenen,
- * berüchtigt stauträchtigen,
- * geländebedingt bergigen und
- * ausgesprochen kurvigen

Autobahn 200 km/h.

Nein, seien wir gerecht: Auch gute Autofahrer tun dies, denn auch gute Autofahrer machen Fehler. Aber: Gute Autofahrer lernen daraus. Sie lernen: Ich, der nachlässige Autofahrer, bin da völlig unnötigerweise in eine kitschige Situation gekommen, die glücklicherweise nochmal gut ausgegangen ist.

Der junge Mann aus dem Untersuchungsgespräch hat aus seinem Erlebnis auch gelernt, so ist es nicht. Sein Erlebnis auf der Autobahn stand nämlich nicht in den Akten, es war kein Bestandteil der Vorwürfe gegen ihn. Er erzählte mir die Geschichte vielmehr von sich aus und mit Stolz, als Beleg für seine überragenden Fähigkeiten als Autofahrer: Ich, der große Autofahrer, so hat er gelernt, werde auch mit kitschigen Situationen fertig.

Nach dem Gutachten war er jedenfalls seinen Führerschein erstmal los. Schlecht für ihn, gut für die Verkehrssicherheit.

Sicherheitstraining als Einübung in die Unsicherheit

Der sportliche Blick auf den Straßenverkehr mißt die Fähigkeiten eines Menschen als Autofahrer daran, wie gut er auch mit kitschigen Situationen noch klarkommt. Der gute Autofahrer ist der fahrtechnisch gute Autofahrer,

- * der über hervorragende Reflexe verfügt,
- * diese Reflexe speziell in Bezug auf das Auto trainiert hat,
- * der den Wagen aus dem Effeff beherrscht,

* der auch noch in gefährlichen Situationen die Übersicht behält.

Um aus normalen Führerscheininhabern gute Autofahrer zu machen, um auch die guten Autofahrer weiter zu perfektionieren bieten ADAC und verschiedene Autofirmen immer wieder Sicherheitstrainings und andere Kurse an.

Eine feine Sache: Nachdem die Autos von Modelljahr zu Modelljahr immer sicherer werden, die Straßen immer besser ausgebaut sind, sollen nun auch die Fahrer immer kompetenter werden.

Und doch: Der Gewinn an Fahrzeugsicherheit geht mit einem gestiegenen Bewußtsein der eigenen Sicherheit einher. Weil ich zusätzlich zum Sicherheitsgurt im neuen Wagen auch einen Airbag und Seitenaufprallschutz habe, sind meine Chancen, einen Unfall zu überleben gestiegen.

Fein.

Und weil ich im neuen Auto sicherer bin als im alten, kann ich auch ein bißchen flotter in die Kurven reinfahren.

Nicht so fein.

Ganz entsprechend geht auch jeder Gewinn an fahrerischer Kompetenz mit einem Gewinn an fahrerischem Selbstbewußtsein einher. Wenn mein fahrerisches Können nach einem Sicherheitstraining um 5 % gestiegen ist und ich deswegen um 5 % mehr riskiere als zuvor, so war der Kurs für die Katz. Steigt mein Selbstbewußtsein gar stärker als mein tatsächliches Können, wird das Sicherheitstraining ganz schnell zum Sicherheitsrisiko.

Nichts gegen Schleuderkurse für Glatteis, schon überhaupt nichts dagegen, daß einer übt, auch bei einem geplatzten Reifen noch heil zum Stillstand zu kommen.

Aber: Es ist nicht das spektakuläre Fahrgeschick, das den guten, d. h. sicheren und wenig unfallträchtigen Autofahrer ausmacht. Der gute, der sichere Autofahrer ist der unauffällige Autofahrer, die graue Maus.

Dementsprechend sind die unfallträchtigste Bevölkerungsgruppe nicht die tatterigen Opas mit den schwachen Reflexen, sondern die 18- bis 25jährigen männlichen Autofahrer. Frauen - und hier ist ein männliches Vorurteil ausnahmsweise mal richtig - sind fahrtechnisch und vom „sportlichen“ Standpunkt aus im Schnitt tatsächlich schlechter als Männer. Andererseits sind Frauen erheblich weniger unfallträchtig als Männer. Nicht trotz ihrer geringeren sportlich-fahrerischen Kompetenz, sondern wegen ihr.

Nichtsdestotrotz wäre die Idealbesetzung für einen Autofahrer freilich einer, der fahren kann wie Walter Röhrl in seinen besten Zeiten, im normalen Straßenverkehr aber tatsächlich fährt, wie Herr Maier, wenn er die ganze Familie im Kombi sitzen hat.

Im Zweifelsfall aber, damit das auch klar ist, fahre ich lieber mit Herrn Maier als mit Walter Röhrl, wenn er auf der Straße Rallye spielt.

Je sicherer das Auto, desto wahrscheinlicher der Unfall

Die Bundesanstalt für Straßenwesen (BASt) hat im Rahmen einer statistischen Untersuchung einmal die in Unfälle verwickelten Autos nach Fahrzeugtypen aufgeschlüsselt. Das Ergebnis war, daß sehr stark motorisierte Autos (über 100 PS) drei- bis viermal so häufig in Unfälle verwickelt werden als sehr schwach motorisierte Wagen (unter 50 PS).

Das ist ein sehr verblüffendes Ergebnis, denn eigentlich wäre das Gegenteil sehr viel eher zu erwarten, sind doch die starken Autos immer auch die teureren Autos. Damit sind sie

- * in der Regel größer und schwerer, liegen schon dadurch besser auf der Straße,
- * stabiler, weil aufwendiger verarbeitet,
- * eher mit ABS und sonstigen neuesten Errungenschaften der Sicherheitstechnik ausgestattet.
- * Die höhere Motorleistung erlaubt es, das Überholen kürzer und damit sicherer zu machen.

Kurz: die starken Autos sind wegen Airbag und Seitenaufprallschutz nicht erst dann sicherer, wenn was passiert (passive Sicherheit), sondern tragen erheblich dazu bei, daß vieles gar nicht erst passiert (aktive Sicherheit).

Um zu verstehen, warum die sicheren Autos die unfallträchtigeren sind, stellen Sie sich einmal (und sei es in Gedanken) an einem sonnigen Tag an einen größeren Parkplatz. Beobachten Sie die Menschen, die kommen, um in ihre Autos zu steigen und versuchen Sie, vorauszusagen, wer in welches Auto steigen wird.

Nach einiger Übung werden Sie selbst über Ihre Treffsicherheit verblüfft sein. Der Typ mit den langen, ungepflegten Haaren und den ausgebleichten Jeans steigt nicht in den Mercedes 230 SE ein, sondern in eine Ente oder einen alten Golf. Der Herr im Anzug mit der farblich dazu passenden Krawatte ist schon eher für den Mercedes passend - und tatsächlich steigt er in einen fast neuen und sehr gepflegten Audi 100 ein.

Bestimmte Autos gehören zu bestimmten Menschen. Es ist dabei nicht nur eine Frage der finanziellen Verhältnisse, welchen Typ Auto jemand fährt. Wenn ich 15.000 Mark für den Autokauf zur Verfügung habe, dann kann ich mir dafür einen neuen japanischen Kleinwagen kaufen, einen noch relativ neuen Golf oder einen schon etwas älteren Audi 80. Wenn ich es aber drauf anlege, ist auch ein schon recht alter BMW mit 180 PS drin.

Eine kleine Philosophie des Unfalls

Mit einer gewissen Unsicherheit müssen wir leben. Passieren kann immer etwas, auch der Perfektionist macht Fehler, der Bedächtigste macht sich einer Unbesonnenheit schuldig, auch neue, gepflegte Bremsen können versagen.

Es gibt also ein Grundrisiko, im Straßenverkehr einen Unfall zu verursachen oder zumindest zu erleiden. Gegen dieses Grundrisiko ist kein Kraut gewachsen, es ist Bestandteil des Lebensrisikos: Schicksal.

Ein kleinerer Teil der Unfälle (mit weit über 10.000 Toten und über einer halben Million Verletzten pro Jahr in Deutschland) geht zu Lasten dieses Grundrisikos. Der wahrscheinlich weitaus größere Teil der Verkehrsoffer geht auf akutes oder systematisches Fehlverhalten zurück. Akutes Fehlverhalten ist dabei eine momentane, insgesamt bei dem betreffenden Verkehrsteilnehmer eher seltene Unachtsamkeit, während unter systematischem Fehlverhalten der chronische Regelverstoß zu verstehen ist.

Das Gefährliche daran ist nicht, daß jemand irgendwann Fehler macht. Jeder macht immer wieder irgendwann irgendwelche Fehler, damit müssen wir leben, auch im Straßenverkehr. Die meisten Situationen, mit denen wir es im Leben (oder im Straßenverkehr) zu tun haben, sind aber glücklicherweise ziemlich fehlertolerant, das Schicksal verzeiht uns. Das heißt, der Fehler führt in der Regel nicht zur Katastrophe, führt meistens sogar nicht einmal überhaupt zu einem Schaden.

- * Wir sind verträumt und deshalb unachtsam, erkennen das Bremsen des Vordermanns relativ spät - aber wir kommen noch rechtzeitig zum Stehen.
- * Wir sehen das Vorfahrt-gewähren-Schild, ohne es eigentlich wahrzunehmen, fahren einfach weiter - aber es kommt gerade kein anderer daher, mit dem wir zusammenstoßen könnten.
- * Wir fahren aus der Parklücke heraus, ohne uns wirklich gut umgeschaut zu haben, ob keiner kommt - und es kommt meist wirklich keiner.

Fehler, auch grobe Fehler, machen sowohl der gute als auch der schlechte Autofahrer. Der Unterschied ist „lediglich“ der, daß der gute Autofahrer seine Fehler selten, grobe Fehler gar sehr selten macht, während der schlechte Autofahrer eben gerade dadurch zum schlechten Autofahrer wird, weil seine Fehler sich häufen.

Fehler führen selten zum Unfall. Seltene Fehler führen wahrscheinlich nie zum Unfall. Fehler, die oft vorkommen, geben dem Schicksal viele Gelegenheiten, sich gegen uns zu entscheiden, sie führen irgendwann zum Unfall. Es ist eine Frage der Statistik.

Warum ich betrunken fahre

Gespräch mit dem bekennenden Promillefahrer F.

Sie sind vorbestraft?

Richtig, wegen Trunkenheit im Verkehr. Meine 2,14 Promille haben mich rund 6.000 € und zehn Monate Führerscheinentzug gekostet. Wegen des fälligen Idiotentests war der Schein aber tatsächlich weit mehr als ein Jahr weg.

Eine schlimme Erfahrung...

In der Tat.

...die Ihnen eine Lehre war?

Vier Monate lang, ja. Seit drei Monaten fahre ich jedoch wieder betrunken.

So leichtsinnig macht Sie der Alkohol?

Der Alkohol hat damit nichts zu tun. Ich fahre wenn ich betrunken bin, aber nicht, weil ich betrunken bin. Das ist ein großer Unterschied.

Welcher? Besoffen ist besoffen.

Richtig, aber besoffen bin ich erst, wenn ich das Lokal verlasse. Wenn ich es betrete, bin ich nüchtern und habe den vollen Überblick über die Situation. Ich weiß, daß ich mit dem Auto die drei Kilometer nach Hause fahren möchte. Ich trinke also ein, zwei, drei Bier...

...und dann sind Sie zu betrunken, um noch zu wissen was Sie tun.

Blödsinn. Ich bin doch mit drei Bier nicht betrunken. Mit drei Bier bleibe ich ein Stück unter der 0,5-Promille-Grenze. Würde ich jetzt nach Hause fahren, würde mich jeder Polizist freundlich weiterwinken. Ich fahre aber nicht, sondern trinke weiter.

Ist doch bescheuert. Warum schütten Sie sich vor der Fahrt absichtlich voll?

Weil ich es will. Weil ich nicht aufhören will zu trinken, wenn der Spaß mit dem Alkohol gerade anfängt. Und was heißt eigentlich: „vor der Fahrt“? Ich trinke doch nicht, weil ich fahren will, sondern ich fahre, weil ich gerne in Gesellschaft trinke, deswegen weg fahren und irgendwann dann auch wieder heim fahren muß.

Die Promillefahrt ist also kein Zufall, weil Sie einen Filmriß haben?

Natürlich nicht. Das ist ja gerade der springende Punkt. Im Grunde weiß ich von Anfang an, daß ich betrunken heimfahren werde, weil ich betrunken heimfahren will. Wenn ich betrun-

ken, also meiner Sinne nicht mehr ganz mächtig, einsteige, führe ich im Grunde nur aus, was ich zuvor nüchtern und bei klarem Verstand geplant hatte.

Das ist gemeingefährlich.

Bedauerlicherweise, ja. Vor allen Dingen aber ist es normal, im Sinne von alltäglich. Fast alle Promillefahrten - nicht nur die meinen! - laufen nach dem Muster ab: Hinfahren-Saufen-Heimfahren. Abweichungen sind nicht nur bei mir, sondern auch bei meinen „Kollegen“ die absolute Ausnahme.

Warum dieser Wahnsinn bei angeblich klarem Verstand?

Wer nicht wagt, der nicht gewinnt.

Der Spruch gilt vielleicht beim Roulette, aber nicht für hochriskante Verkehrsgefährdung.

Wer sagt das? Der Pfarrer oder Ihre Lebenserfahrung?

Die Vernunft sagt mir das.

Seien Sie vorsichtig, wenn Sie das Wort „Vernunft“ in den Mund nehmen.

Ich soll vorsichtig sein?

Weil die Vernunft auf **meiner** Seite ist. Stellen Sie sich vor, ich sitze angetrunken im Lokal, mein Wagen steht draußen und der Heimweg ist lang. Ich kann jetzt trotz des Alkohols einfach heimfahren, oder ich lasse den Wagen stehen und nehme mir ein Taxi. Mit dem Taxi vermeide ich das Risiko. muß dafür jedoch zahlen. Einsteigen und Fahren ist dagegen einfach und kostenlos.

Wenn alles gut geht.

Ansonsten kostet es mich 6.000 €.

Oder mehr.

Oder weniger. Die 6.000 € liegen ziemlich im Durchschnitt, habe ich erfahren. Das Risiko vermeide ich, wenn ich für beispielsweise 15 € ein Taxi nehme.

Für nur 15 € hätten Sie sich demnach satte 6.000 € ersparen können. Wo bleibt da Ihre Vernunft?

Ich bin einmal erwischt worden. Glauben Sie, ich bin nur einmal betrunken gefahren?

Wirklich nicht.

Damit sind wir beim Kern der Sache. Wenn Sie dreimal im Jahr einen im Tee haben, dann wären Sie in der Tat verrückt, würden Sie wegen lächerlicher 15 € Ihren Führerschein aufs Spiel setzen. Ich hingegen bräuchte nicht nur drei Mal im Jahr ein Taxi, sondern öfter als dreimal die Woche. Allein um das Wochenende ohne Risiko für meinen Führerschein zu überstehen, müßte ich fünf- bis sieben Mal ein Taxi nehmen. Damit wäre ich 50 bis 100 €

pro Wochenende los. Selbst bei vorsichtiger Kalkulation komme ich auf zehn Taxifahrten in der Woche, mehr als 500 im Jahr, wobei die feuchten Sonderereignisse wie Karneval, Silvester, Schützenfeste noch gar nicht mitgezählt sind. Das Taxifahren wäre für mich und alle anderen, die oft und reichlich einen heben, auf Dauer so teuer, daß sich die Alternative rechnet.

Obwohl Sie auf diese Weise irgendwann Ihren Führerschein verlieren?

Ja, denn der Führerscheinentzug ist verdammt unwahrscheinlich.

Wie unwahrscheinlich?

Das Risiko, erwischt zu werden, liegt etwa bei eins zu tausend, eher geringer.

Sie meinen die Dunkelziffer, nach der auf jede entdeckte Alkoholfahrt tausend unentdeckte kommen?

Genau. Und jetzt denken Sie mal cool und praktisch und beutelbewußt: Im statistischen Schnitt spendiert das Schicksal uns Promillefahrern tausend Freifahrten, ehe die Falle bei einer Verkehrskontrolle zuschnappt. Dann kostet uns der neue Lappen 6.000 €. Um die zu sparen, hätten wir tausend Mal Taxi fahren müssen. Macht rund 15.000 €.

Aber Sie können nicht drauf vertrauen, daß es tausendmal dauert, ehe sie fällig sind.

Sag ich ja: Wer nicht wagt, der nicht gewinnt! Es ist eine Frage der Statistik. Den einen oder anderen erwischt es schon beim zehnten Mal, den anderen hingegen nie. Ich zum Beispiel fahre seit über dreißig Jahren Auto, seit über dreißig Jahren fahre ich auch betrunken Auto. 500 Alkoholfahrten pro Jahr summieren sich in 30 Jahren auf 15.000 Taxitouren. Macht um die 230.000 €, die ich mir erspart habe. Wäre ich in den vergangenen dreißig Jahren konsequent mit dem Taxi gefahren, hätte ich mich buchstäblich um Haus und Hof gebracht. Verstehen Sie jetzt, warum ich betrunken fahre?

Nein, beim besten Willen nicht.

Weil ich es mir nicht leisten kann, **nicht** betrunken zu fahren.

Betrunken fahren?

Das Phänomen des „Ewigen Alkoholfahrers“

*Reality is an Illusion,
caused by a Lack of Alcohol.*

PADDY O'CONNOR

Das deutsche Straßenverkehrsrecht hält für die Kraftfahrer eine reiche Auswahl an Möglichkeiten bereit, den Führerschein zu verlieren: Vom Absinken der psychophysischen Leistungsfähigkeit über das Begehen einer Verkehrsstraftat (Unfallflucht, Straßenverkehrsfährdung etc.) bis zum Erreichen der magischen 18-Punkte-Grenze im Flensburger KBA-Register.

Die zahlenmäßig bei weitem häufigste Ursache für einen Führerscheinentzug ist dabei das Delikt Alkohol am Steuer, das Jahr für Jahr etwa 200.000 Kraftfahrern zum Verhängnis wird. Die meisten von ihnen sind dabei nicht mit einer Alkoholisierung irgendwo im Bereich der gesetzlichen Grenzwerte unterwegs, sondern weisen *erheblich* höhere Blutalkoholkonzentrationen auf. Der *durchschnittliche* (!) Promille-Wert aller entdeckten Alkoholfahrten liegt bei satten 1,7 Promille (in Worten: einkomma sieben)! Ein gestandenes Mannsbild um die 80 kg braucht für diesen Promillewert zwischen zehn und zwanzig Halbe Bier (oder entsprechende andere Alkoholika). Das Verhalten der Alkoholfahrer ist dabei ungemein änderungsbeständig.

43 Prozent der Alkoholfahrer werden innerhalb von 10 Jahren erneut wegen eines Trunkenheitsdeliktes *verurteilt*, E. STEPHAN, einer der führenden Verkehrspsychologen, schätzt die tatsächliche Rückfallquote (inkl. dem Dunkelfeld der nicht mehr Erwischten) auf über 90 Prozent! Die Rückfallwahrscheinlichkeit eines vorbestraften Kraftfahrers ist dabei um so höher, je mehr Promille er hatte und je öfter er bereits mit Alkohol am Steuer aufgefallen ist. Das heißt, je gravierender die Vorgeschichte eines solchen Kraftfahrers, desto weniger Hoffnung besteht, daß sich etwas Grundlegendes daran ändern wird.

Diese hartnäckige Rückfallneigung ist rätselhaft, nicht zuletzt nur für die betroffenen Alkoholfahrer selbst, die immer wieder schockiert vor den Scherben ihrer gescheiterten „Guten Vorsätze“ stehen.

Die Lebenslüge

Die Fachliteratur ist eifrig auf der Suche nach den Ursachen für diese alle Straferfahrungen und Heiligen Schwüre wieder und wieder beiseite schleudernde Verhaltensbereitschaft.

Der Schluß, Fahren unter Alkoholeinfluß stelle eine irrationale, nur psychopathologisch zu erklärende Verhaltensweise dar, liegt nahe und er wird gezogen. Zu groß ist die Diskrepanz zwischen dem bißchen gesparten Geld fürs Taxi einerseits, dem erheblichen Risiko für Führerschein, Gesundheit, Leben andererseits. Kein vernünftig seine Entscheidung wägender Mensch wäre zur Teilnahme an einem solch gefährlichen und sinnlosen „Spiel“ zu bewegen.

Der Rückgriff auf den bekanntermaßen leichtsinnig, hemmungslos und unvernünftig machenden Alkohol bietet sich an, und die Fachliteratur akzeptiert dieses Angebot. Im alkoholbedingt enthemmten Zustand, so sagt man, geht der Überblick über die Situation verloren, der Betrunkene sieht keinen Grund mehr, auf das Fahren zu verzichten.

Frägt man die Alkoholfahrer selbst, warum sie betrunken gefahren sind, obwohl sie um die Gefahren wußten, so stehen auf der Hitliste der möglichen Erklärungen (gleich nach dem Achselzucken) zwei Antworten:

- * „Was macht man nicht alles, wenn man besoffen ist“
- * „Ich versteh's auch nicht, wie ich nur so blöd sein konnte“

Beruhigende Ratlosigkeit.

Die Theorien von der *alkoholbedingten Enthemmung* und der unfaßbaren *Irrationalität von Alkoholfahrten* sind gefährlich beruhigende Theorien der Betroffenen selbst. Sie erklären nichts und decken alles mit einem wohligh geseufzten „Ja, mei!“ zu. Mit diesen beiden Theorien lassen sich brauchbare Lebenslügen zimmern, brauchbar für jemand, der irgendwie schon was ändern möchte (die so unangenehm teuer gewordenen Trunkenheitsfahrten), dabei aber eigentlich alles beim Alten belassen will (sein exzessives Trinkverhalten nämlich).

Wenn ich ein Erklärungsmodell für den notorischen Trunkenheitsfahrer suche, dann muß ich mir zuerst klar machen, daß Alkoholfahrer weder minderbegabte Idioten, noch generell regelverletzende Kriminelle, noch im Leben gescheiterte Versager sind. Der typische, durchschnittliche Alkoholfahrer ist vielmehr so dumm oder so klug, so brav oder so durchtrieben, so erfolgreich oder so gescheitert wie der typische (männliche!) Bürger auch. Sein Führungszeugnis ist ansonsten sauber; noch nicht einmal in Flensburg ist er auffallend häufig registriert. Der „normale“ Trunkenheitsfahrer ist stinknormal - bis auf den Umstand, daß er wieder und wieder und wieder besoffen durch die Nacht fährt.

Der Sachzwang

Vor der Frage nach dem „Warum?“ steht jene nach dem „Wie?“:

- * Herr Lehmann fährt in ein Lokal, um dort ein oder zwei Bier (1) zu trinken. Ein Bekannter setzt sich dazu, man kommt ins Reden, ein Bier gibt das andere und irgendwann schaut Herr Lehmann auf die Uhr, zahlt und geht. Mit seinen zehn Bierern und etlichen Schnäp-sen steigt Herr Lehmann in sein Auto, um die drei (es ist ja nicht weit!) oder dreißig (wie soll ich sonst heimkommen?) Kilometer nachhause zu fahren.

Wir sehen einen betrunkenen, seiner Sinne und seines Verstandes nur noch unvollkommen mächtigen Herrn Lehmann, der (sagen wir mal) 4 km von zuhause entfernt in sein Auto steigt und heim fährt.

Was darf man von einem Betrunkenen erwarten? Vernünftige Entscheidungen etwa? Kaum. Und überdies: Was hätte Herr Lehmann *zu diesem Zeitpunkt* anders machen können?

Mit dem Bus fahren? Von Hinterwaldbach weg, wo der letzte Bus um 20:21 h fährt?

Ein Taxi rufen? Wo das nächste Taxi erst 15 Kilometer anfahren muß? Bei den heutigen Tarifen? Nachdem das Geld für 10 Bier und etliche Schnäpse ja auch schon weg ist?

Zu Fuß gehen? Drei Kilometer über die Landstraße? Betrunken zwischen Straßen-graben und Mittelstreifen hin- und herschwanken? Jetzt, nachts, wo die ganzen Besoffenen mit dem Auto unterwegs sind?

Sich fahren lassen? Von Herrn Meier, der genauso besoffen ist? Der letzte Limo-Trinker hat das Lokal - wie immer - schon vor zwei Stunden verlassen.

Ein echter Sachzwang, dem Herr Lehmann ausgesetzt ist; ein Problem, das schon ein nüch-terner Mensch schwer lösen könnte, dem ein Betrunkenener nahezu hilflos gegenübersteht. Die Trunkenheitsfahrt ist die nahezu unvermeidliche Konsequenz aus dieser dummen, (fast) ausweglosen Zwickmühle.

Die Planung

Im wirklichen und echten Leben ist die Geschichte aber länger.

Sie beginnt damit, daß ein *nüchterner* Herr Lehmann das Lokal betritt. Er weiß, daß sein Heimweg 4 km betragen wird und er diesen Heimweg mit dem Auto zurücklegen will. Herr Lehmann bestellt ein Bier, trinkt es aus und ist jetzt von der 0,5-Promille-Grenze noch ein Stück entfernt, also fahrtüchtig. Herr Lehmann bestellt ein zweites Bier, trinkt auch dieses aus und ist dann immer noch fahrtüchtig. Herr Lehmann trinkt ein drittes, viertes Bier und ir-gendwo zwischen seinem vierten und sechsten Bier ist der Punkt erreicht, wo er beim

1 Die Geschichte spielt in Bayern. Wann immer im Folgenden von Bier die Rede ist, ist ein halber Liter gemeint, kein 0,2 l-Fingerhut.

Bestellen des nächsten Bieres - nach dem Gesetz und auch faktisch - noch fahrtüchtig ist. Wir können unbesehen davon ausgehen, daß Herr Lehmann als späterer Zwei-Promille-Fahrer soweit alkoholgewöhnt ist, daß er bei 0,5 ‰ keine Ausfallserscheinungen zeigt. Stünde er *jetzt* auf und stiege in sein Auto, so würde ihn jeder Polizist nach dem Alko-Test weiterwinken.

Herr Lehmann steht aber nicht auf, er trinkt auch dieses Bier aus und hat nun die 0,5-Promille-Grenze überschritten. *An diesem Punkt der Geschichte* hat sich Herr Lehmann entschlossen, angetrunken oder betrunken nachhause zu fahren. Er weiß zu diesem Zeitpunkt natürlich nicht, ob er letztlich mit 1,0 ‰, mit 1,4 ‰ oder mit 2,0 ‰ heimfahren wird. Aber: *daß* er mit *zuviel* Alkohol fahren wird, weiß er in diesem - bewußtseinsklaren! - Moment bereits.

Der nüchterne Herr Lehmann bringt also den später betrunkenen Herrn Lehmann in eine Zwangslage, aus welcher dieser kaum noch anders herauskommen kann als durch eine Trunkenheitsfahrt.

Der Moment, in dem Herr Lehmann das eine Bier zuviel bestellt, ist der Knackpunkt seiner Trunkenheitsfahrt, *spätestens* hier liegt der Knackpunkt der allermeisten Trunkenheitsfahrten. Trunkenheitsfahrten beginnen nicht erst dann, wenn der Betreffende in den Wagen einsteigt. Beim Wegfahren explodiert die Bombe, deren Zündschnur lange vorher gelegt und angezündet wurde.

Die Routine

Nun behaupte ich aber, daß die Geschichte von Herrn Lehmann eine seltene Geschichte ist. Sehr viel häufiger sind folgende Geschichten:

- * Herr Huber hat Lust auf einen Schwatz in gemütlicher Runde, gewürzt durch etliche Glas Bier. Er fährt deshalb in ein Lokal und trinkt dort - planmäßig - etliche Biere und Schnäpse. Dann setzt er sich ins Auto und fährt heim.
- * Wie jeden Freitag fährt Herr Maier auch diesmal in sein Stammlokal. Wie jeden Freitag trinkt Herr Maier auch diesmal 8 Bier und einige Schnaps und wie jeden Freitag fährt Herr Maier auch diesmal wieder nachhause.

In diesen beiden Geschichten liegt der Punkt, an dem die Trunkenheitsfahrt beschlossene Sache ist, noch erheblich früher als bei Herrn Lehmann.

Herr Huber weiß bereits beim Wegfahren, daß er im Lokal mehr trinken wird, als für die Heimfahrt zulässig ist. Herr Huber entschließt sich zur Trunkenheitsfahrt in dem Moment, da er sein Haus verläßt.

Herr Maier weiß seit Jahren, daß er an jedem Freitag betrunken fahren wird. Seine Trunkenheitsfahrt ist eine Routinesache.

Trunkenheitsfahrten entstehen in aller Regel nicht aus der momentanen Stimmung alkoholbedingter Enthemmung heraus. Nüchtern geplant verlaufen sie nach dem klassisch-einfachen Dreisatz:

Hinfahren ⇒ Saufen ⇒ Heimfahren

Das Spiel

Wenn also die allermeisten Trunkenheitsfahrten nicht aus einer momentanen - irrationalen - Rauschlaune heraus entstehen, sondern nüchterner Planung folgen, der alltägliche Wahnsinn demnach Methode hat, dann stellt sich allerdings mit Macht die Frage nach dem Motiv: Warum setzen sich ansonsten gesetzestreue Bürger, die in aller Regel beruflich tüchtig und erfolgreich sind, mehr oder weniger regelmäßig der Gefahr eines Unfalls oder Führerscheinentzuges mit manchmal existenzbedrohenden Folgen aus, obwohl sie um diese Gefahren wissen?

Versetzen wir uns in die Situation eines Betroffenen: Herr Lehmann sitzt im Lokal, hat zuviel getrunken und noch einen 4 km langen Heimweg vor sich. Er kann jetzt

- * trotz des genossenen Alkohols heimfahren, oder er kann
- * den Wagen stehen lassen und statt dessen eine Alternative wählen, vom Fußweg über das Taxi bis zum Übernachten.

Wo liegen für Herrn Lehmann die Vor- und Nachteile der beiden Entscheidungsalternativen? Die Alkoholfahrt ist zwar einfach und bequem, dafür aber riskant, während andererseits die möglichen Alternativen das Risiko meiden, im Gegenzug jedoch aufwendig oder mühsam sind. Herr Lehmann steht vor einer „*Entscheidung unter Unsicherheit*“.

Herr Lehmann wägt ab.

- * Entschließt er sich, mit Alkohol zu fahren, dann kommt er schneller und bequemer nachhause als zu Fuß, billiger als mit dem Taxi - falls er keinen Unfall hat oder von der Polizei angehalten wird. Gibt es dagegen einen Zwischenfall, so kann er tot oder verletzt sein, sein Führerschein wäre weg, mit allen beruflichen und privaten Nachteilen, eine Geldstrafe von mehreren tausend Mark käme hinzu.
- * Wählt er eine Alternative zur Alkoholfahrt, so geht er kein Risiko ein, braucht kein schlechtes Gewissen zu haben und kann sich am nächsten Morgen als prinzipienfester Mensch auf die Schulter klopfen. Dafür muß er allerdings einen zeitaufwendigen und mühsamen Fußweg oder ein teures Taxi in Kauf nehmen.

	Vorteile	Nachteile
fahren	billig, schnell, bequem	Risiko: Führerscheinentzug, Geldstrafe, Unfall etc.
nicht fahren	kein Risiko, gutes Gewissen	teuer, langsam, unbequem

Nun sind die Vorteile der Alternative „fahren“ handfeste und greifbare Vorteile. Und: Sie sind an Ort und Stelle zu genießen, der „Gewinn“ des „Glücksspiels Trunkenheitsfahrt“ wird sofort „ausbezahlt“.

Wer sich hingegen für die Alternative „nicht fahren“ entscheidet, muß sich anstrengen, um überhaupt zu merken, daß er etwas gewonnen hat. Risiko ist ein abstrakter, mathematischer Begriff, Risiko ist nicht fühlbar, seine Abwesenheit noch viel weniger. Auch das reine Gewissen muß ich mir erarbeiten, indem ich moralische Bedenken überhaupt erstmal aufkommen lasse. Nebulöse Vorteile konkurrieren mit handfesten Nachteilen.

Geht alles gut und kommt Herr Lehmann sicher nachhause, dann lacht er am nächsten Morgen Herrn Beer, seinen brav gebliebenen Zechgenossen, aus. Herr Beer ist um 20,- € ärmer, weil er für Hin- und Rückfahrt das Taxi genommen hat.

Wenn es aber doch mal kracht oder Herr Lehmann in eine Polizeikontrolle gerät, ist sein Schaden groß. Aus der Kurs- und Begutachtungspraxis heraus läßt sich der durchschnittliche Schaden eines Führerscheinentzugs (kaputtes Auto, Geldstrafe, Gerichts- und Anwaltskosten, berufliche Nachteile etc.) auf ca. 6.000,- € beziffern.

	Vorteile	Nachteile
fahren	billig, schnell, bequem	Risiko: Führerscheinentzug, Geldstrafe, Unfall etc. 6.000,- €
nicht fahren	kein Risiko, gutes Gewissen	teuer, langsam, unbequem 20,- €

20,- € für Herrn Beers Taxi stehen dann 6.000,- € Schaden bei Herrn Lehmann gegenüber. Jetzt lacht Herr Beer. Hätte Herr Lehmann doch ein Taxi genommen, die 20,- € dafür wären gut angelegt gewesen, er hätte viel sparen können.

Womit wir doch wieder bei der Irrationalität der Trunkenheitsfahrt wären?

Die Wahrscheinlichkeit

Zocker und Versicherungsmathematiker wissen, daß man ein „Spiel“ - Roulette oder Haftpflichtversicherung - erst dann adäquat beurteilen kann, wenn man neben Spieleinsatz und möglichem Spielgewinn auch die Wahrscheinlichkeit eines Treffers kennt.

Es leuchtet ein, daß auf diesem Gebiet der verantwortungsvolle Herr Beer keinen guten Stand hat. Er ist von vorneherein chancenlos, den Nachteilen seiner Entscheidung zu entgehen. Ringt er sich durch, zu Fuß zu gehen, dann muß er auch gehen, entschließt er sich für ein Taxi, so muß er es auch bezahlen.

Was die Chancen von Herrn Lehmann betrifft, so schätzt man die Dunkelziffer bei Trunkenheit im Verkehr auf Werte zwischen 1 : 300 und 1 : 2000. Ich persönlich nenne bei Nachfragen gerne die runde Zahl 1 : 1000, nicht ohne hinzuzufügen, daß dies eher eine vorsichtige Schätzung sei, die Dunkelziffer wahrscheinlich noch erheblich höher liegen dürfte.

Vielen, vor allem den Praktikern - sprich: Trunkenheitsfahrern - ist dieser Wert zu hoch. Wie der Name *Dunkelziffer* schon andeutet, weiß niemand etwas Genaueres. Man kann sich aber an die Wahrheit herantasten, indem man die abstrakten Zahlen anschaulich und nachvollziehbar macht.

In Deutschland werden jedes Jahr 200.000 Menschen wegen Alkohol am Steuer verurteilt oder zumindest mit einer Geldbuße und Fahrverbot belegt. Bei einer Schätzung von 1 : 1000 kommen wir auf 200 Millionen tatsächlicher Trunkenheitsfahrten pro Jahr in Deutschland. Bei 80 Millionen Einwohnern wären das im Jahr 2,5 Trunkenheitsfahrten pro Einwohner.

Suchen Sie sich jetzt eine noch überschaubare Kleinstadt von sagen wir 10.000 Einwohnern aus. Nach unserer Rechnung müßten in dieser Stadt pro Jahr 25.000 Trunkenheitsfahrten stattfinden. Geteilt durch 365 kommen wir auf 68 Alkoholfahrten pro Tag in dieser 10.000-Einwohner-Stadt.

Das erscheint ihnen übertrieben?

Bedenken Sie aber:

- * Damit sind nicht 68 *Personen* gemeint, die betrunken fahren, sondern 68 *Fahrten*. Wer seine Lokalrunde dreht, fährt vom ersten zum zweiten Lokal bereits angetrunken, vom zweiten zum dritten betrunken und vom dritten nachhause dann hackedicht.
- * Und es zählen *alle* Fahrten, die über dem gesetzlichen Limit von 0,5 Promille liegen, nicht nur jene, die zum Führerscheinentzug oder gar zur anschließenden MPU führen.

Organisationen, die in der Suchtkrankenhilfe tätig sind, schätzen die Zahl behandlungsbedürftiger Alkoholiker in Deutschland auf ca. 3 Millionen. In unserer 10.000-Einwohner-Stadt leben demnach etwa 375 Alkoholiker. Davon fahren sicher nicht alle Auto, bestimmt aber ein

Drittel, womit wir bei 125 Kandidaten für eine Trunkenheitsfahrt allein aus dem ganz harten Kern sind. Personen wohlgermerkt, nicht Fahrten.

In meinem Heimatort, der unserer 10.000-Einwohner-Stadt sehr nahekommt, weist das Branchenverzeichnis 28 Lokale auf. Sieben davon sind reine Eßlokale, in denen erfahrungsgemäß wenig getrunken wird. Es bleiben 21 Trinklokale übrig, von denen eines ziemlich große Discothek ist. Wieviel Leute werden sich wohl pro Lokal und Tag über die 0,5 Promille trinken und dann fahren? 10? 15? Seien wir vorsichtig, schätzen wir 7. Stellen wir auch noch in Rechnung, daß viele Lokale einen Ruhetag haben und reduzieren wir deshalb auf 6 heftige Trinker pro Tag und Lokal, so kommen wir mit dieser - sehr vorsichtigen - Rechnung auf 126 Trunkenheitsfahrten in meiner Kleinstadt.

Obwohl nach diesen Überlegungen eine Dunkelziffer von 1 : 1000 viel zu gering sein dürfte, bleiben wir vorsichtig und gehen bei unseren folgenden Überlegungen und Berechnungen trotzdem von dieser konservativ geschätzten Mindestzahl aus. Für Herrn Lehmann liegt dann die Wahrscheinlichkeit dafür, daß er wegen seiner Entscheidung vom Leben oder der Justiz bestraft wird, bei 0,1 %. Seine Trunkenheitsfahrt wird also mit einer Wahrscheinlichkeit von 99,9 % folgenlos bleiben.

Auf eine griffige Formel gebracht, heißt das: **Es geht fast immer gut!**

Nehmen wir an, Herr Beer und Herr Lehmann treffen sich regelmäßig zum Stammtisch, regelmäßig fährt Herr Lehmann betrunken nachhause, während Herr Beer ein Taxi ruft. Bevor es zum Führerscheintzug kommt, ist es Herr Lehmann tausendmal gutgegangen. Tausendmal konnte er 20,- € in ein Sparschwein stecken, während sein Stammtischbruder jeweils die gleiche Summe ausgab. Nun, da es passiert ist, muß er 6.000,- € bezahlen, um die Folgen seiner Trunkenheitsfahrt auszugleichen.

	Vorteile	Nachteile	Gewinnwahrscheinlichkeit
fahren	billig, schnell, bequem	Risiko: Führerscheintzug, Geldstrafe, Unfall etc. 6.000,- €	99,9 %
nicht fahren	kein Risiko, gutes Gewissen	teuer, langsam, unbequem 1000*20,- € = 20.000,- €	0,0 %

Herr Lehmann plündert sein inzwischen reichlich gefülltes Sparbuch, blättert die 6.000,- € hin und hat immer noch 14.000,- € übrig. 14.000,- € die dem braven Herrn Beer fehlen.

Das muß Herrn Beer zu denken geben.

Die Häufigkeit

Bei der ersten Berechnung hatten wir *eine* Fahrt betrachtet, hatten dem unwahrscheinlichen (wenn auch möglichen) Schaden von 6.000,- € eine „Versicherungsprämie“ von 20,- € gegenübergestellt. Herrn Lehmanns Verhalten war einigermaßen verrückt erschienen.

Im zweiten Beispiel hingegen hatten wir eine ganze *Serie* von Fahrten untersucht, hatten zur Vermeidung des möglichen (wenn auch unwahrscheinlichen) Schadens von 6.000,- € eine auf jeden Fall zu entrichtende „Versicherungsprämie“ von insgesamt 20.000,- € errechnet. Die Auszahlungsmatrix hatte sich drastisch zuungunsten des braven Herrn Beer verändert.

Der springende Punkt ist: Es handelt sich *tatsächlich* um zwei völlig verschiedene „Spiele“! Sinnvoll und rational wird das Verhalten von Herrn Lehmann erst dann, wenn man voraussetzt, daß er sein Spiel oft und regelmäßig spielt.

Wer zweimal im Jahr eine Alkoholmenge erreicht, die ihn am Steuer mit dem Gesetz in Konflikt bringen würde, handelt in der Tat absolut irrational, wenn er wegen der paar Mark Taxikosten das enorme Risiko - Risiko als Produkt von Schadenssumme mal Eintretenswahrscheinlichkeit - eingeht.

Für Herrn Lehmann, zu dessen Lebensstil häufiger und heftiger Alkoholgenuß gehört, wäre eine regelmäßige Heimfahrt mit dem Taxi einfach nicht bezahlbar.

* Wer oft und viel Alkohol trinkt, kann sich die aufwendigen Vermeidungsalternativen gar nicht leisten.

Die Erfahrung

Entgegen einem weitverbreiteten und deshalb oft gehörten Gerücht, sind Trunkenheitsfahrer keineswegs zu dumm oder durch den häufigen Alkoholmißbrauch zu abgestumpft, um aus gemachten Erfahrungen (Führerscheinentzug) nachhaltig zu lernen. Sie fahren vielmehr betrunken, gerade *weil* sie lernfähig sind und ständig am Erfolg lernen.

Aufgrund der Erfahrungen, die er im Laufe der Zeit mit eigenen Trunkenheitsfahrten, sowie jenen der Trinkergenerationen vor ihm gemacht hat, weiß Herr Lehmann nur zu genau, wie verschwindend gering sein Entdeckensrisiko ist. Die Polizei kann nicht überall stehen.

Er, der das Wort „Dunkelziffer“ noch nie in seinem Leben gehört hat, kennt die Dunkelziffer in Wahrheit sehr genau: Das Leben hat sie ihn gelehrt. Für ihn, der gerne *viel und oft* Alkohol trinkt, zahlt es sich aus, wenn er auch nach Alkoholgenuß einfach losfährt.

So mancher Teilnehmer an diesem „Spiel“ fällt dabei natürlich böse auf die Nase, sei es, daß er zu oft erwischt wird, sei es, daß er einen schweren Unfall erleidet, behindert bleibt, stirbt. Pech.

Die *Gesamtmenge* aller Viel- und Oft-Trinker, die sich für die Alternative „Fahren“ entscheiden, macht jedoch unter dem Strich einen besseren Schnitt als jene, die sich brav um Alternativen bemühen. So wie die wagemutig Entschlossenen *insgesamt* mehr erreichen als die ängstlich Verzagten, auch wenn manche von ihnen dabei - c'est la vie! - böse verlieren.

In der Sprache der Spiel- und Entscheidungstheorie heißt das:

- * Der Schadens-Erwartungswert für „Alkoholisierd Fahren“ ist niedriger als jener für die möglichen „braven Alternativen“.

Was wiederum heißt:

- * Fahren unter Alkoholeinfluß ist keine irrationale Verhaltensweise. Hinter einer Trunkenheitsfahrt steckt Logik, eine ausgesprochen kühl und nüchtern kalkulierende Form von Rationalität.

Die Rechnung

Eines ist klar: Kein Alkoholfahrer - und wäre er Versicherungsmathematiker oder Zocker von Beruf - hat je eine solche Entscheidungstafel skizziert, bevor er sich zur Trunkenheitsfahrt entschlossen hat. Solche Berechnungen sind Konstrukte nachträglicher Analytiker.

Niemand stellt im Alltag solche Berechnungen an und doch müssen wir ständig Entscheidungen unter Unsicherheit treffen, müssen abwägen und uns - oft blitzschnell - für eine mögliche Alternative entscheiden.

Wenn ein Panther bereits eine Weile hinter einer Antilope hergejagt ist, dann steht auch er vor einem Entscheidungsproblem:

- * Setzt er die Jagd fort und erwischt die Antilope, so ist alles gut (für ihn), er kommt zu seiner benötigten Ration Eiweiß.
- * Jagt er erfolglos weiter, so hat er eine Menge Kalorien verschwendet.
- * Bricht er die in jedem Fall sinnlose Jagd ab, so hat er zwar Kalorien verbraucht, aber noch Energie genug für einen neuen Versuch bei einer - hoffentlich - nicht so sportlichen Antilope.
- * Steckt er seinen Versuch voreilig (da aus falscher Einschätzung der Situation heraus) auf, so hat er auch jetzt schon eine Menge Kalorien verbraucht, ohne dafür eine Gegenleistung bekommen zu haben.

Natürlich weiß der Panther nichts von Kalorien, Eiweiß und Wahrscheinlichkeiten. Analysen von Verhaltensforschern zeigen aber, daß die erfolgreichen, also überlebenden Panther sich verhalten, als würden sie ihren Kalorienverbrauch bei der Jagd gegen den Eiweißgewinn bei geglückter Jagd unter Berücksichtigung der Erjagenswahrscheinlichkeit aufrechnen.

Hinterrücks, instinktiv und unbewußt laufen solche Risikoabwägungen, schadenminimierenden und gewinnmaximierenden Berechnungen ständig in uns ab.

Der Unfall

„Bleib mir weg mit deinen 6.000 € Schaden“, könnte man sagen. „Wenn ich tot oder verkrüppelt bin, oder einen Toten oder Verkrüppelten auf dem Gewissen habe, läßt sich das mit Geld doch gar nicht mehr aufrechnen.“

Da ist was dran und immerhin ist das Unfallrisiko bei erheblicher Alkoholisierung zweihundertmal höher als sonst.

Aber die Realität ist brutaler.

Weitaus die meisten Alkoholfahrten, haben wir gehört, enden „glücklich“, sie bleiben folgenlos. Richten wir unser Augenmerk auf den winzigen Rest von 0,1 %, so stellen wir fest, daß die allermeisten dieser unglücklichen Promillefahrten nicht an der Leitplanke enden, sondern in der Polizeikontrolle. Kommt es doch zum Unfall, bleibt es meist beim Sachschaden. Sind Personenschäden zu beklagen, so handelt es sich in der großen Mehrzahl um Verletzungen, die zwar nicht leicht sind, dennoch aber keine bleibenden Schäden hinterlassen. Nur eine winzige Minderzahl aller Alkoholunfälle, ein verschwindend geringer Prozentsatz aller Trunkenheitsfahrten endet mit Toten oder lebenslang gezeichneten Unfallopfern.

Es bleiben jährlich ca. 8.000 Verkehrstote in Deutschland, das ist richtig. Nur: Das Risiko, daß ein ganz bestimmter, (nüchterner!) Fahrer auf einer ganz bestimmten Fahrt von Punkt A nach Punkt B schwer verunglückt, ist minimal. Das zweihundertfache von fast nichts ist aber immer noch so klein, daß es der Erwähnung kaum wert ist.

Die Unfallstatistik, so erschreckend sie ist, läßt Herrn Lehmann also ziemlich kalt.

Der Rückfall

Irgendwann ist Herr Lehmann doch erwischt worden, irgendwann bekommt er anschließend seinen Führerschein wieder.

Herr Lehmann ist im Grunde seines Herzens ein braver Mann, der Führerscheinentzug hat ihn nicht nur finanziell geschmerzt, er war auch ehrlich entsetzt über sich selbst. Den neuen Führerschein nimmt er mit den besten Vorsätzen entgegen. Das Trinken will er zwar nicht aufgeben, dazu „schmeckt“ es ihm zu gut und dazu ist ihm der Stammtisch zu lustig, aber

daß er künftig den Wagen stehenlassen wird, wenn er getrunken hat oder nicht trinken wird, wenn er noch fahren will, ist ihm zum festen Entschluß gereift.

Eisern wird er vom Stammtisch aufstehen und zu Fuß nachhause wandern, belächelt von seinen Zechgenossen, die nach alter, bewährter Gewohnheit in ihre Autos steigen und heimfahren. Und beim nächsten Stammtisch wird Herr Lehmann feststellen, daß alle seine Freunde noch da sind, und alle haben sie noch ihren Führerschein. Das geht so Monat um Monat, und Herr Lehmann, der sich abmüht, sieht seine Freunde den bequemen Weg wählen. Und das Ergebnis ist in beiden Fällen das Gleiche: Man lebt und hat den Führerschein.

Herrn Lehmann geht es im Prinzip nicht viel anders als einer Laborratte in einer SKINNER-Box, einem kunstvoll als Versuchsanordnung gestalteten Käfig. Diese Ratte hatte einst gelernt, durch Pfotendruck auf einen Hebel eine Leckerei zu erlangen. Hunderte von Malen hatte die Ratte auf den Hebel gedrückt und immer die angenehme Erfahrung der erlangten Leckerei gemacht. Einmal - ein einziges Mal! - hatte der Druck auf den Hebel einen Elektroschock zur Folge gehabt. Jetzt ist die Ratte zwar immer noch begierig auf die Leckerei, ist aber vom erlittenen Schock noch zu beeindruckt, um sich erneut an den Hebel zu wagen.

In diesem Widerstreit von Wunsch und Angst sieht sie die anderen Ratten im Käfig weiter auf den Hebel drücken - und damit stets zu ihrer Leckerei kommen. "Elektroschocks" sind in unserer, der Wirklichkeit nachgebauten, Versuchsanordnung so selten, daß sie mit einiger Wahrscheinlichkeit in einer kleinen Rattengemeinde in einem überschaubaren Zeitraum praktisch nicht vorkommen. Unserer Ratte wird der Mechanismus der Maschine klarer und klarer: Die Maschine ist gebaut, Leckereien zu spenden, das ist ihr normales Funktionieren. Der Elektroschock war offensichtlich eine Ausnahme, Folge eines Defekts der Maschine, ein dummer Zufall. Ein Zufall, der mit ihm, der Ratte Lehmann, nichts zu tun hat.

Und wenn Herr Lehmann *das* einmal kapiert hat, werden seine nächtlichen Fußwanderungen nachhause bald ein Ende haben.

- * Fahren unter Alkoholeinfluß ist unter - zugegeben pathologischen - Umständen eine durchaus brauchbare, logisch stringente und in der Praxis vielfach bewährte Verhaltensweise. Genau wegen dieser inneren, erfolgsträchtigen Logik ist diese Verhaltensweise so ungemein hartnäckig und änderungsbeständig.
- * Alkoholmißbrauch und Trunkenheitsfahrten sind nahezu unlösbar miteinander verbunden. Das Trennen von Trinken und Fahren ist bei Alkoholmißbrauch nicht mehr zuverlässig möglich. Die einzig sinnvolle Lösung des Rückfallproblems ist die Lösung des Alkoholproblems.

Der Feldversuch

Eine makabre Geschichte zum Schluß, die den Vorzug hat, wahr zu sein.

Im Dezember des Jahres 1982 hatte der regionale Polizeipräsident in drei niederbayerischen Landkreisen verstärkte Alkoholkontrollen durchführen lassen. Die „Aktion Blasrohr“, so der offizielle Name, sollte bis in die Sommermonate 1983 hinein dauern und war eine Reaktion auf die in ganz Niederbayern auffallend hohe Unfallhäufigkeit unter Alkoholeinfluß. Da man die Kraftfahrer in erster Linie nicht erwischen, sondern sie vielmehr vom alkoholisierten Fahren abschrecken wollte, war der Plan einige Zeit vorher in den Medien bekanntgemacht worden.

In den Monaten Dezember '82 und Januar '83 ging die Zahl der Unfallverletzten um 50 Prozent zurück, die Zahl der Unfalldoten gar von 4 in den beiden Vergleichsmonaten des Vorjahres auf Null in diesem Jahr zurück.

Zahlen für Februar etc. konnten nicht erhoben werden, da die Aktion Ende Januar 1983 wieder gestoppt wurde.

Die „Aktion Blasrohr“ hatte nämlich den Nebeneffekt, daß nicht nur die Zahl der *Fahrten* unter Alkoholeinfluß zurückging, sondern auch der *Alkoholkonsum* an sich.

Die darüber verärgerten Bierbrauer und Wirte klagten dem Passauer CSU-Bundestagsabgeordneten ihr Leid. Dieser schrieb einen Brief an das Bayerische Innenministerium, welches daraufhin die - zuvor gebilligte - Aktion wieder stoppte.

Was zum einen die ungemein sensible und rasch reagierende Rationalität der Trunkenheitsfahrer beweist, welche sofort auf die drastische Veränderung der Auffallenswahrscheinlichkeit reagiert haben. Ihre Kosten-/Nutzenrechnung war durcheinanderwirbelt worden, der Schadens-Erwartungswert für „Alkoholisiert Fahren“ deutlich erhöht. Zwei Monate lang hat sich das Fahren unter Alkoholeinfluß in dieser Region nicht mehr ausgezahlt und *sofort* sind die Alkoholfahrten dramatisch zurückgegangen.

Zum anderen macht dieses Beispiel natürlich mit aller nur wünschenswerten Brutalität deutlich, daß jegliches Bemühen um eine Verbesserung pathologischen Alkoholkonsumverhaltens dort ihre Grenzen findet, wo eine tatsächliche Veränderung zu befürchten wäre.

Prost!

Im Lichtkreis einer Straßenlaterne sucht ein sichtlich betrunkenener Mann mit großem Eifer den Boden ab. Ein des Weges kommender Passant frägt, was er verloren habe, bietet Hilfe an. - "Ein Fünfmarkstück", klagt der Betrunkene, "muß mir beim Pinkeln da hinten", er deutet auf ein entferntes, dunkles Stück des Weges, "aus der Tasche gefallen sein." - "Aber warum", frägt der Passant irritiert, "suchen Sie dann hier und nicht dort hinten?" - "Na, Sie sind gut. Dort hinten ist es zum Suchen doch viel zu dunkel."

Suchen, wo das Licht am hellsten

Zur Absenkung der Promillegrenze von 0,3 ‰ auf 0,5 ‰

Dichter, denen absolut nichts mehr einfällt, die aber trotzdem ihren Verlagsvorschuß abarbeiten müssen, schreiben gern Autobiographisches. Gesetzgeber in der gleichen Zwickmühle von Ratlosigkeit und Zugzwang, neigen dazu, Strafgesetze zu verschärfen. Ohne Kosten zu verursachen, vermitteln verschärfte Strafgesetze das angenehm prickelnde Gefühl recht-schaffener Entschlossenheit.

Einer jener Problembereiche, welche immer wieder gerne zu Strafverschärfungsphantasien anregen, ist Alkohol im Straßenverkehr. Wie die Zahl der zugelassenen Autos steigt auch der Verbrauch an Alkoholika. Mit über 12 Liter reinem Alkohol pro Kopf und Jahr führt das wiedervereinigte Deutschland inzwischen die feuchte Weltrangliste an. Alkohol und Straßenverkehr ergeben zusammen eine hochgefährliche Mischung, sind doch alkoholisierte Autofahrer verantwortlich für einen Gutteil der Verkehrsunfälle, einen Großteil der Verkehrstoten.

Und dabei wird - unter den Händen eifrig dran herumtherapierender Experten - das Problem größer und brisanter. Unbeeindruckt von empfindlichen Strafen und der - angeblich so gefürchteten - Medizinisch-Psychologischen Untersuchung jagen Deutschlands Schluckspechte über die meist nächtlichen Straßen. Über 250.000 Führerscheinentzüge und Fahrverbote pro Jahr lassen sich bei einer vorsichtig geschätzten Dunkelziffer von 1:1000 auf 250 Millionen Trunkenheitsfahrten pro Jahr hochrechnen, womit auf jeden Einwohner der Bundesrepublik Deutschland mehr als drei Alkoholfahrten pro Jahr kommen.

Rein rechnerisch, nicht wirklich, denn der Löwenanteil der Promillefahrten geht auf das Konto eines eng umgrenzten Personenkreises.

Oft und oft...

Es sind immer die gleichen, die betrunken fahren. Der Grund hierfür ist entsetzlich einfach: **Es zahlt sich aus!**

Wer ü b e r h a u p t betrunken fährt, fährt nämlich nicht nur o f t betrunken, er fährt in der Regel auch s t a r k betrunken, trinkt also viel und verträgt auch viel. Wer viel verträgt, trinkt offensichtlich oft und dann jeweils viel, weil ihm anders die Kondition dafür fehlte. "*Ohne Fleiß kein Preis!*" - das weiß nicht nur der Sportlehrer, wenn er vom Langlauf spricht, sondern auch der Stammtischbruder, der einen nach drei Bierchen bereits bleichen Buben mild belächelt.

Anders als der mäßige Trinker, der sich ab und an ein Räuscherl gönnt, steht der routinierte Schluckspecht nicht zweimal im Jahr vor der Frage, ob er noch fahren soll, sondern viermal die Woche (oder öfter). Das Taxi kommt unter diesen Umständen viel zu teuer, der Fußmarsch wäre schon nüchtern zu lang und eine Mitfahrgelegenheit ist sowieso graue Theorie. Finden Sie mal nachts um eins beim Schwanenwirt von Unterdingharting einen - nüchternen (!) - Autofahrer, der Sie nach Mitterdingharting mitnimmt!

Demgegenüber ist die Gefahr, erwischt zu werden, kalkulierbar gering. Natürlich gibt es Alkoholkontrollen, natürlich ist das Unfallrisiko unter Alkoholeinfluß drastisch erhöht. Trotzdem führt die feuchte Fahrt fast immer ohne Zwischenfälle ans Ziel. Eine - wie gesagt: vorsichtig geschätzte, in Wirklichkeit sehr wahrscheinlich noch höhere - Dunkelziffer von 1:1000 bedeutet für den einzelnen Promillefahrer, daß die Wahrscheinlichkeit, bei seiner jeweils nächsten Trunkenheitsfahrt ungeschoren davonzukommen, 99,9 % beträgt.

Das Verhältnis von Kostenersparnis durch die Trunkenheitsfahrt einerseits und Bestrafungsrisiko andererseits ist für den Promillefahrer also alles in allem nicht ungünstig und durchaus verlockend.

...und immer wieder

S o verlockend, daß selbst der bereits eingetretene Schadensfall - Führerscheinentzug und Geldstrafe, manchmal auch ein Unfall - an dieser Bereitschaft zur Regelverletzung auf Dauer nichts zu ändern vermag. Wer nach einer Vorstrafe wegen Alkohol im Straßenverkehr seinen Führerschein wiederbekommt, wird im Normalfall irgendwann wieder - und dann auch wieder regelmäßig - mit Alkohol fahren. Die im Katzenjammer geborenen guten Vorsätze überdauern das eine Jahr ohne Führerschein nur um eine begrenzte Spanne Zeit.

Fast die Hälfte aller wegen Trunkenheit im Straßenverkehr vorbestraften Autofahrer wird im Verlaufe der folgenden zehn Jahre auch ein zweites Mal als Trunkenheitsfahrer e n t - d e c k t und bestraft. Fast die Hälfte in lediglich zehn Jahren; und das ist nur die juristisch faßbare Rückfallquote. Die w a h r e Rückfallquote, jene also, die wieder auffallen plus die,

welche ganz einfach nie wieder erwischt werden, dürfte dagegen weit näher an den hundert Prozent liegen, als an den fünfzig. So ist die Situation und sie wird sicher nicht von selber besser. Jeder, der oft und viel und meistens auswärts trinkt, fährt (fast) zwangsläufig immer wieder auch in betrunkenem Zustand. Für den Kneipentrinker ist die Dynamik der alltäglichen Versuchung viel zu mächtig, das Risiko des Scheiterns allzu gering.

Eine starke Gemeinschaft

Im Bewußtsein dieser - im Wortsinne - verfahrenen Situation reagiert die Politik mit der in periodischen Zeitabständen angezettelten Diskussion um die Absenkung der 0,8-Promille-Grenze auf 0,5 Promille. Zur allgemeinen Verblüffung hat die Diskussion diesmal tatsächlich zu einer Gesetzesänderung geführt. Eine Änderung allerdings, von der viele Kritiker meinen, sie sei zwar ein Schritt in die richtige Richtung, dabei jedoch auf halbem Wege stehen geblieben. Eine Änderung, von der ich behaupte, daß sie sowohl in die falsche Richtung geht als auch unnötig ist.

Angesichts der unleugbaren Bedrohung jedes Bürgers durch alkoholisierte Autofahrer liegt die Forderung nach einer Absenkung der Promillegrenze für jeden verantwortungsbewußten Menschen so nahe, daß auf der Gegenseite eigentlich nur die Trinker selber stehen können, zäh und verbissen um die Legalität jedes einzelnen Bierchens kämpfend.

Kein leichter Gegenspieler, handelt es sich doch hierbei um eine alles andere als unterdrückte und schwache Minderheit. Der Verein der Trinker hat in allen Parlamenten eine starke Lobby von Mitgliedern sitzen, die es bislang, verstärkt durch die Lobby der Brauer, Schnapsbrenner und Wirte noch jedesmal geschafft hat, dem heißen Fahrtwind der Trockenheit am Steuer zu trotzen.

Der politische Einfluß der feuchten Mafia geht soweit, daß verschärfte Alkoholkontrollen durch die Polizei auf Druck der Wirte zurückgepiffen wurden, weil sie zu erfolgreich waren. Die verschärfte Alkoholkontrollen hatten eben nicht nur die Zahl der Unfälle und der Verkehrstoten im schwerpunktmäßig überwachten Bereich drastisch gesenkt, sondern in gleichem Maße auch den Umsatz alkoholischer Getränke in den Lokalen. Am Schnittpunkt von Zapfhahn und Registrierkasse hört für den trockensten Wirtschaftspolitiker der Spaß auf.

Daß sich die Trinker - in eigener Sache - leidenschaftlich gegen eine Absenkung der Promillegrenze wehren, leuchtet ein. Fern aller Alkoholiker-Rhetorik - *Freie Fahrt für volle Bürger!* - gibt es aber auch unverdächtigere Gründe, an eine Veränderung der Promillegrenzen keine anderwärts durchaus benötigten Energien zu verschwenden.

Jenseits aller Grenzen

Da ist zunächst der gern übersehene Umstand, daß der Kern des Problems ganz entschieden nicht im Bereich der jetzt diskutierten Grenzwerte liegt. Der durchschnittliche Promille-Wert der entdeckten Alkoholfahrten liegt nämlich bei satten 1,7 ‰ (in Worten: einskomma-sieben Promille), was nichts anderes heißt, als daß der überwiegende Teil der Trunkenheitsfahrten mit einer Alkoholisierung stattfindet, die *w e i t* über sämtlichen, jetzt schon gültigen Grenzwerten liegt.

Sich einzureden, ein Zwei-Promille-Fahrer würde sich auch nur einen Bruchteil seiner Bierruhe von der Überlegung rauben lassen, daß er bei künftigen Trunkenheitsfahrten den gesetzlichen Grenzwert um dann 1,5 ‰ übersteigen würde, statt wie bisher "nur" um 1,2 ‰, wäre ausgesprochen blauäugig.

Dies umso mehr, als es generell äußerst schwierig ist, einen Zweipromiller durch *i r g e n - d e t w a s* zu beeindrucken. Es sind im wesentlichen die hochpromilligen - sprich: hart bestrafte - Alkoholfahrer, die wieder auffällig werden, während Mehrfachbestrafungen bei niedriger Promillezahl - wo es mit Fahrverbot noch einmal glimpflich abgeben kann - eher selten sind. **Die Rückfallwahrscheinlichkeit steigt mit der Höhe der Promille.**

Haben wir schon, brauchen wir nicht

So gesehen ging und geht also die jetzt vorläufig entschiedene 0,5-Promille-Diskussion am eigentlichen Problem vorbei. Wie der Betrunkene in dem oben zitierten, uralten Witz sucht man die verlorene Münze nicht dort, wo man sie vermutlich verloren hat, sondern dort, wo die Laterne am hellsten scheint. Die Münze findet man auf diese Weise zwar nie, die eifrige Suche nach ihr gestaltet sich aber vergleichsweise angenehm.

Andererseits hinkt der Vergleich mit dem Betrunkenen natürlich insofern, als der Trunkenbold im Witz nur *e i n e* Münze verloren hat, diese eine aber ganz sicher nicht dort, wo er sucht. Damit die Analogie wieder stimmt, müßten wir den Betrunkenen einen ganzen Sack Münzen verlieren lassen, von denen der *G r o ß* teil dort hinten im unzugänglichen Dunkel liegen muß. Ein Teil - ein kleinerer Teil zwar, der aber immerhin - liegt hier im bequemen Schlaglicht der Laterne.

Mag also der Schwerpunkt der Alkoholfahrten ruhig in der Nähe von zwei Promille liegen, mögen die gefährlichsten Alkoholfahrer von einer Senkung der Promillegrenze überhaupt nicht erfaßt werden, so bleibt immer noch die Feststellung, daß die niederpromilligen Alkoholfahrer *s o* ungefährlich und *s o* selten nun auch nicht sind. Sie mit einem resignierenden Achselzucken einfach fahren zu lassen, kann der Weisheit letzter Schluß doch auch nicht sein.

Richtig.

Aber: Dazu hätte es keine Absenkung der Promillegrenze gebraucht. Um die niederpromilligen Fahrer - und zwar alle, die eine Gefahr für die Verkehrssicherheit darstellen - mit dem Strafgesetz zu erfassen, reichen die seit mehreren Jahrzehnten bereits zur Verfügung stehenden rechtlichen Instrumente voll aus.

Die Ausnahme und die Regeln

Aus der Tatsache, daß eine Fahrt über 0,5 ‰ verboten (Ordnungswidrigkeit), über 1,1 ‰ sogar streng verboten (Straftat) ist, dürfen wir nämlich keineswegs schließen, das Fahren unter 0,5 ‰ sei ganz einfach erlaubt. Nach einer Entscheidung des Bundesgerichtshofes (BGH) vom April 1961, seit immerhin 45 Jahren also, sind Fahrten unter Alkoholeinfluß bereits dann strafbar, wenn mindestens 0,3 ‰ gemessen und alkoholbedingte Ausfallserscheinungen beobachtet werden. Entgegen allen umlaufenden Gerüchten muß der Alkoholfahrer keineswegs erst einen Unfall verursachen, um sich strafbar zu machen, es reichen fahrrelevante Beeinträchtigungen durch den genossenen Alkohol.

Eine Alkoholfahrt mit Ausfallserscheinungen zwischen 0,3 und 0,5 Promille gilt dabei nicht etwa als eine Art *Alkoholdelikt light*, nach dem Motto: weniger Alkohol, weniger Strafe. 0,3 Promille plus Ausfallserscheinungen summieren sich vielmehr zu einer ausgewachsenen Straftat, mit denselben gravierenden rechtlichen Folgen wie 1,1 Promille unabhängig von Ausfällen: Geldstrafe von mehreren tausend Euro, Führerscheinentzug von etwa einem Jahr, im Wiederholungsfall auch Gefängnis.

Man könnte also schon jetzt, und das seit einer halben Ewigkeit, auch dem niederpromilligen Trunkenheitsfahrer gehörig ans Leder, wenn...

Ja, wenn!

Wenn es die 0,3-Promille-Grenze nicht so trefflich verstünde, sich als Ausnahmeregelung hinter einem Wall von Wenn und Aber zu verstecken. "Ausnahmeregelung" heißt, daß in der Rechtswirklichkeit Fahren unter Alkoholeinfluß generell erst ab 0,5 ‰ verboten ist, in wenigen, wohlbegründeten Sonderfällen dagegen schon ab 0,3 ‰.

Wollen Polizei und Staatsanwaltschaft vom Normalfall 0,5 ‰ abweichen, so liegt die Beweislast bei ihnen. Sie müssen dem Kraftfahrer nachweisen, daß er zum Zeitpunkt seiner Fahrt trotz des relativ geringen BAK-Wertes bereits fahruntüchtig war. Bleibt auch nur ein Rest an Zweifel, ob der Fahrer damals wirklich so schlimm angeschlagen war, dann wird er freigesprochen, Polizei und Staatsanwaltschaft haben Zeit und Mühe in den Sand gesetzt.

Eine solche Sicht der Dinge ist nicht vom Himmel gefallen.

Je einfach und oft desto Regel

Die 1,1 Promille, ab welcher jeder seinen Führerschein verliert, die 0,5 Promille, die mir immerhin noch Fahrverbot einbringen, sind präzise definierte Vorschriften. Sie greifen automatisch, wenn die entsprechende Blutalkoholkonzentration überschritten wird. Um einen Kraftfahrer bereits wegen 0,3 Promille verurteilen zu können, muß dagegen zum puren BAK-Wert etwas hinzukommen: eine eindeutig nachzuweisende - soll heißen: dem Scharfsinn eines Rechtsanwalts standhaltende - alkoholbedingte Beeinträchtigung.

Zwei klassisch einfache Gestalten und eine barock komplizierte daneben: Der Schluß liegt nahe, daß es sich hierbei um zwei Normalfälle und eine Ausnahme von der Regel handelt.

Dies umso mehr, als Alkoholfahrer, wenn sie denn der Polizei in die Arme fahren, meist mit ziemlich viel Promille erwischt werden; der Durchschnittswert liegt, wir erinnern uns, bei immerhin 1,7 ‰. Nun lehrt die Berufserfahrung den Verkehrspolizisten nicht nur, daß die meisten Kraftfahrer, die er mit Fahne aus dem Auto zerrt, weit über 0,5 ‰ aufweisen, sondern auch, daß diejenigen, die er doch unter 0,5 ‰ erwischt, fast nie bemerkenswerte Ausfallserscheinungen zeigen.

Trunkenheitsfahrten unter 0,5 ‰, bei denen der Fahrer sichtlich beeinträchtigt ist, sind demnach sehr selten. Fälle, die häufig vorkommen, müssen - so lehrt uns die Alltagslogik - die Regel sein, während seltene Ereignisse - natürlich! - die Ausnahme sind.

Aus all dem können wir weiterhin den messerscharfen Schluß ziehen, daß robuste Alkoholverträglichkeit bis 0,5 ‰ normal ist, Ausfallserscheinungen bereits in diesem unteren Bereich dagegen ausgesprochen bemerkenswert sind.

Von Bieren und ihren Promillen

Und genau hier ist der Haken an der Geschichte: Eine derart ausgeprägte Alkoholverträglichkeit, die einen noch bei 0,49 ‰ ganz normal aussehen läßt, ist nämlich alles andere als selbstverständlich. Sie ist nicht normal und naturgegeben, sondern setzt vielmehr ein länger dauerndes und intensives "Trinktraining" voraus.

Zwar sind die Beobachtungen des Verkehrspolizisten, aus der er seine Gewichtung von Ausnahme und Regel ableitet, richtig, aber er macht diese Beobachtungen an einer Ausnahmepopulation. Es sind nicht irgendwelche Leute, die von der Polizei mit Alkohol am Steuer angetroffen werden. Nicht Herr und Frau Jedermann fahren mit - wieviel auch immer - Alkohol, sondern die Damen und Herren Trinker.

Anders als es in frommen Aufklärungsbroschüren über Alkohol gemeinhin zu lesen steht, ist ein halber Liter Bier keineswegs mit 0,3 ‰ zu veranschlagen, reichen 3 Bier bei weitem nicht hin, die 0,8-Promille-Grenze zu überschreiten - nicht für ein g'standenes Mannsbild.

Um 0,8 ‰ zu erreichen, braucht ein 80 kg schwerer Mann 6 bis 10 Halblitergläser Bier oder 12 bis 20 Standardgläser Schnaps - und dabei darf er sich noch nicht mal übermäßig viel Zeit lassen. Der mäßige Alkoholkonsument, der zum Essen sein Glas Bier oder Wein zu trinken pflegt, der am Freitag beim Kartenspielen auch mal drei Glas riskiert, ist mit 0,8 ‰ bereits in einem ausgesprochen bejammernswerten Zustand, irgendwo zwischen "schwer angeschlagen" und "sinnlos betrunken". Zum sicheren Führen eines Kraftfahrzeuges ist er jedenfalls schon deutlich vor dem Erreichen dieser Marke nicht mehr in der Lage.

Ja, nicht wenige Menschen machen bereits bei einer Alkoholisierung von weniger als 0,3 ‰ Fahrfehler, die ihnen nüchtern nie unterlaufen würden. Mit 1,6 ‰ liegen die meisten bewußtlos am Boden, 2,0 ‰ (ein Kasten Bier oder eine Flasche Schnaps für einen 80 kg schweren, gesunden Mann im Verlaufe von vielleicht fünf Stunden) wären für solche Menschen eine lebensgefährliche Dosis. "Wären" deshalb, weil normal alkoholempfindliche Menschen eine solch starke Alkoholisierung nur unter Anwendung raffinierter Tricks erreichen können. Ihr Körper würde sich bereits auf dem Wege zu den zwei Promillen drastisch gegen eine weitere Aufnahme wehren, sprich: Sie würden kotzen wie die Reiher!

Und solche Leute, Menschen, die auf das hochwirksame Nervengift Alkohol noch normal, also sehr empfindlich reagieren, fahren gemeinhin nicht mit Alkohol im Blut. Das bißchen Spaß an dem bißchen Alkohol ist ihnen nicht so wichtig, daß sie dafür einen Führerschein entzug oder gar einen Unfall riskieren würden.

Die Logik steht Kopf

Wir hatten gesagt, daß die herrschende Rechtsprechung das Fahren unter 0,5 ‰ grundsätzlich erlaube, sich aber vorbehalte, in einigen, eng umgrenzten Ausnahmefällen das grundsätzlich Erlaubte doch zu verbieten.

Erst erlauben und dann verbieten - eine sehr merkwürdige Logik, die dem Strafrecht fremd ist. Der Gesetzgeber geht ansonsten nämlich den genau umgekehrten, den "konservativen" Weg: Erst wird ein möglicherweise sozialschädliches Verhalten prinzipiell unter Strafe gestellt, um es dann - angepaßt an die Lebenswirklichkeit - in wohldefinierten Ausnahmefällen straffrei zu stellen.

Die Tötung eines Menschen zum Beispiel ist zunächst strafbar, lediglich in Fällen von Not- oder Bundeswehr ist sie ausnahmsweise doch erlaubt (bzw. unter Strafandrohung sogar zwingend vorgeschrieben).

Abtreibung - ein vielleicht noch besseres Beispiel, da es auch hier um Grenzwerte geht - ist selbst in Ländern mit sehr permissiver Gesetzgebung prinzipiell verboten, bis zu einer Frist von drei Monaten aber erlaubt, bzw. geduldet.

Der Verdacht, daß das Alkoholstrafrechts nicht nur an der Lebenswirklichkeit vorbeigeht, sondern auch in seiner rechtsimmanenten Logik fehlerhaft ist, verdichtet sich beim näheren Hinsehen.

Ab 1,1 ‰ gilt jeder Kraftfahrer, unabhängig von seinem tatsächlichen Zustand, als absolut fahruntüchtig; fährt er doch, begeht er eine Straftat. Zwischen 0,5 und 1,1 ‰ gilt er dagegen (in den meisten Fällen) als nur relativ fahruntüchtig, ein Verstoß in diesem Rahmen wird lediglich als Ordnungswidrigkeit verfolgt und entsprechend milder bestraft. Mit diesen milderen Sanktionen kommt der Kraftfahrer aber n u r dann davon, wenn er bei seiner Fahrt k e i - n e r l e i fahrrelevante Ausfallserscheinungen zeigt. Merkt man ihm zwischen 0,5 ‰ und 1,1 ‰ irgendwelche Beeinträchtigungen an, wird er zum Straftäter und muß mit sehr viel härterer Bestrafung rechnen.

Das heißt, in den Genuß der milderen Strafe kommt einer n u r dann, wenn er trotz der 1,09 ‰ topfit war, er seine Fahrt also in fahruntüchtigem Zustand gemacht hat. Er wird m i l d bestraft, wenn er nachweislich ü b e r h a u p t n i c h t s angestellt hat. Wozu also überhaupt bestrafen, wenn die Voraussetzung der milderen Strafe das korrekte Verhalten ist?

Am Anfang stand der Fahrtst

Das deutsche Alkoholstrafrecht ist anscheinend alles andere als logisch durchdacht, weit davon entfernt, aus einem Guß zu sein. Das wiederum hat offensichtlich mit der historischen Entwicklung dieses noch relativ jungen Rechtsgebietes zu tun.

Die Promillegrenze der Strafandrohung hat sich im Laufe der Zeit von oben herab in mehreren Schritten auf den jetzigen Wert abgesenkt. In den Anfangszeiten der Bundesrepublik war Alkohol am Steuer zwar auch schon verboten, Promillegrenzwerte aber noch nicht verbindlich festgelegt. Man entschied im Einzelfall, was soweit ging, daß ein beschuldigter Kraftfahrer sich dadurch aus der Schlinge ziehen konnte, daß er, amtlich unter Alkohol gesetzt, eine Fahrprobe trotz - sagen wir mal: - 1,6 ‰ mit Bravour bestand. 1953 machte der Bundesgerichtshof dem ein Ende, indem er entschied, daß jeder Kraftfahrer vor dem Gesetz ab 1,5 Promille fahruntüchtig sei.

1966 war es wieder der BGH, der jetzt die Grenze der absoluten Fahrtüchtigkeit auf 1,3 ‰ festsetzte, ein Wert, der erst 1990 auf die jetzt gültigen 1,1 ‰ herabgesetzt wurde, flankiert von der im Straßenverkehrsgesetz formulierten 0,8-Promille-Grenze der relativen Fahrtüchtigkeit.

Das Bewußtsein für die Gefährlichkeit auch - vergleichsweise - niedriger Alkoholisierung im Straßenverkehr hat sich demnach erst allmählich entwickelt, parallel zur Entwicklung des Straßenverkehrs, der in den vierziger und fünfziger Jahren ein Ausmaß hatte, in dem so manche Schlangenlinie toleriert werden konnte.

Und jetzt, da der Straßenverkehr an sich bereits einen Umfang erreicht hat, daß es einem die Jammertränen in die Augen treibt, da Alkohol im Straßenverkehr sich zum schier unbesiegbaren gewordenen, menschenfressenden Drachen ausgewachsen hat, haben wir ein aus Verlegenheitslösungen zusammengestopseltes Alkoholstrafrecht, das...

Die Regel und ihre Ausnahmen

...so schlecht eigentlich gar nicht ist.

Versuchen wir mal, das auf dem Kopf stehende Alkoholstrafrecht vorsichtig auf die Füße zu stellen. Wenden wir die allgemeine Logik des Strafrechts: *"Es ist verboten, außer..."* auf die Promillegrenzen an.

Unabhängig von der numerischen Häufigkeit in der Praxis, unabhängig auch von der Komplexität oder Einfachheit in der Handhabung ist dann die strengste Vorschrift der Normalfall, sind die milderen Bestimmungen Ausnahmen von der allgemeinen Regel. Wie in einem Verkehrsbild kippt unter solchen Voraussetzungen die vertraute Alkoholgesetzgebung um, nichts mehr ist jetzt noch so, wie es einmal war.

Fahren unter Alkoholeinfluß ist nun bereits ab 0,3 ‰ grundsätzlich verboten und mit empfindlichen Strafen bedroht, kann jedoch in wohlbegründeten Ausnahmefällen bis 0,5 ‰ straffrei sein; dann nämlich, wenn ein bestimmter Fahrer so stark alkoholgewöhnt ist, daß der genossene Alkohol seine Fahrtüchtigkeit nachweislich noch nicht beeinträchtigt.

Ohne daß eine einzige Promillegrenze geändert werden müßte, wird es durch diese veränderte, der Sachlage und Rechtslogik sehr viel angepaßtere Sicht der Dinge für den Alkoholfahrer auf einmal brenzlig. Wer guten Gewissens die 0,3-Promille-Grenze ignorieren und statt dessen bis 0,49 ‰ straffrei durch die Nacht rauschen will, nimmt nach dieser neuen Lesart für sich einen Sonderstatus in Anspruch, indem er auf seine deutlich über das übliche Maß hinausgehende Trinkfestigkeit pocht. Daraus folgt zwanglos, daß jetzt nicht mehr der Staatsanwalt im Zugzwang ist, sondern der Verkehrsteilnehmer. Er muß jetzt nachweisen, daß er trotz seiner, doch bereits erheblichen Alkoholisierung von 0,49 ‰ das Fahrzeug noch voll im Griff hatte, er muß jetzt zittern, ob er die Tests bei der Blutentnahme - vom geraden Gehen auf einer Linie bis zur Finger-Nasen-Probe - auch wirklich tadellos bestehen wird. Kann er das nicht, zeigt er eine auch nur leichte Unsicherheit, dann ist er dran.

Es hätte also lediglich eines höchstrichterlichen Spruches bedurft, der die in der seit über dreißig Jahren geltenden Rechtslage schon beschlossen liegende Logik zu Tage fördert und rechtsverbindlich festklopft, um die Diskussion über die 0,5- oder jede andere Promille-Grenze im Sinne der Verkehrssicherheit zu beenden. Kein Gesetz hätte geändert zu werden brauchen.

In einem Land, in dem die 0,3-Promille-Grenze als Regelgrenze eigentlich schon besteht (auch wenn sich dies noch nicht bis zur Justiz durchgesprochen hat) ist die Einführung der 0,5-Promille-Grenze definitiv ein Rückschritt. Weit mehr im Interesse der allgemeinen Verkehrssicherheit wäre eine drastische Verschärfung der Wiedererteilungs-Richtlinien für hochpromillige Fahrer - wenn denn verschärfte polizeiliche Alkoholkontrollen wirklich nicht finanzierbar sind.

...und links, zwei, drei...

Gespräch mit dem Verkehrsexperten Volker Völz über Linksfahrer auf der Autobahn

Herr Völz, seit einigen Jahren sind auf deutschen Autobahnen die notorischen Linksfahrer zu einem echten Problem geworden.

Linksfahrer sind nicht neu. Seit es Autobahnen gibt, halten sich manche Autofahrer nahezu ausschließlich auf der linken Spur auf.

Inzwischen aber sind die notorischen Linksfahrer zu einem ausgesprochenen Massenphänomen geworden. In schöner Regelmäßigkeit kann man sie auf zwar dicht befahrenen, vom Kollaps aber noch ein Stück entfernten Autobahnabschnitten beobachten. Während die rechte Fahrspur nur von einigen Lkw und Kleinst-Pkw benutzt wird, drängeln sich auf der linken Überholspur die Wagen - und keiner kommt mehr richtig voran, weil die Autobahn künstlich verstopft ist, da sie nur noch zur Hälfte genutzt wird. Ist doch verrückt, so was.

Das Wort "verrückt" erklärt nichts. Wer es benutzt, weigert sich, über die Gründe für ein bestimmtes Verhalten nachzudenken.

Dann erklären Sie mir bitte die möglichen Gründe für so ein "verrücktes" Verhalten der Linksfahrer.

Alle verhalten sich "verrückt", weil alle es für wahnsinnig "verrückt" halten, wie sich alle verhalten.

Entschuldigen Sie, aber ein Paradox zu verwenden, ist mindestens genauso ausweichend wie die Verwendung des Wortes "verrückt".

Also gut: Wenn Sie als Autofahrer auf eine solche halb genutzte...

...halb verstopfte...

...Autobahn kommen - was machen Sie dann?

Ich ärgere mich.

Das ist Ihr Gemütszustand. Was aber **tun** Sie? Welche Spur benutzen Sie?

Die linke natürlich.

Natürlich, weil die linke Spur die immer noch schnellere ist.

Nun, eigentlich... eigentlich ist sie das irgendwann nicht mehr.

Dann könnten Sie aber "eigentlich" auf die rechte Spur wechseln. Die ist, wenn nicht schneller, so doch immerhin sicherer, wegen der größeren Abstände zwischen den Wägen.

Nun...

Aber Sie tun es nicht. Richtig?

Richtig. Jetzt, wo Sie das sagen... Eigentlich merkwürdig.

Versuchen wir, der Sache auf die Spur zu kommen. Stellen Sie sich vor, Sie fahren auf einer noch normal funktionierenden Autobahn. Weil Sie entschlossen sind, sich an Vernunft und Straßenverkehrsordnung zu orientieren, fahren Sie rechts und halten die empfohlene Richtgeschwindigkeit von 130 km/h ein. Bevor Sie den Lkw vor Ihnen überholen, blinken Sie - und werden von einer sich ungemein rasch nähernden Lichtorgel angeflammt. Die Lichtorgel entpuppt sich als 7er-BMW, der gerade sein Menschenrecht auf 260 km/h wahrnimmt.
Rücksichtslos, wie solche Leute sind, läßt er mich natürlich nicht raus.

Der ist nicht rücksichtslos, sondern einfach wahnsinnig schnell. Der **könnte** Sie gar nicht mehr reinlassen, selbst wenn er wollte.

Ich verstehe.

Ist der BMW vorüber, können Sie den Lkw überholen, um anschließend brav auf die rechte Spur zurückzukehren.

Ein einfacher Vorgang.

Schon. In Wirklichkeit aber gibt es auf einer gutbesuchten Autobahn **viele** Wägen, die teils erheblich schneller sind als Ihre 130 km/h, denn wegen der fehlenden Geschwindigkeitsbeschränkung auf deutschen Autobahnen liegen die gefahrenen Geschwindigkeiten sehr weit auseinander, irgendwo zwischen 70 km/h und Gebrüder Schumacher. Alle schnelleren Wägen sind logischerweise häufiger am Überholen als Sie selbst. Sie werden also bei **jedem** Überholversuch erst mal mehrere schnellere Wägen vorbeilassen müssen.

Ärgerlich, so was.

Mehr als das. Denn während Sie drauf warten, daß Sie auf die linke Spur wechseln können, fahren Sie notgedrungen mit der langsameren Geschwindigkeit Ihres Vordermannes. Ihre Durchschnittsreisegeschwindigkeit sinkt dadurch um ein gutes Stück. Was machen Sie?

Was soll ich schon machen?

Sie sind ein geduldiger Mensch, ich weiß. Andere sind nicht so geduldig wie Sie. Was werden die machen?

Sie werden... Ich beginne zu verstehen: Sie werden länger auf der linken Spur bleiben, um den Vorteil des schnelleren Fahrwegs nicht so rasch wieder zu verlieren.

Und dabei werden sie merken, daß Linksfahren eine gute Idee ist. Noch.

Woraus folgt, daß sie sich auf der linken Spur festsetzen werden.

Richtig. Was für Sie auf der rechten Spur heißt, daß Sie wegen der nunmehr dichter befahrenen linken Spur **noch** länger warten müssen, ehe Sie endlich überholen können. Das kann, wenn Sie Pech haben, jedes Mal Minuten dauern. Ihre Durchschnittsreisegeschwindigkeit sinkt weiter drastisch ab. Was werden Sie machen?

Hm, irgendwann ist der Punkt erreicht, wo ich die Geduld verliere.

So ist es. Irgendwann verliert jeder die Geduld. Und dann macht er das, was die ungeduldigeren schon längst vor Ihm gemacht haben.

Auch er setzt sich auf der linken Spur fest.

Wodurch - bei leerer und leerer werdender rechter Spur - die linke Spur **immer mehr** verstopft. Die Geschwindigkeit dort wird zwangsläufig immer niedriger.

Warum aber läßt mich dann, wenn die Geschwindigkeit ohnehin schon gesunken ist, keiner von rechts nach links überfahren?

Weil die anderen im Recht sind. Wer grad am Überholen ist, hat Vorfahrt.

"Grad am Überholen" ist gut. Diese Art von "Überholen" zieht sich über viele Kilometer.

Ich sehe, Sie haben die Spielregel kapiert. Zig Kilometer Vorfahrt - gibt's Schöneres für einen Autofahrer?

Demnach sind diese Leute also doch rücksichtslos?

Wenn Sie es unbedingt moralisch sehen wollen. Aber es ist natürlich auch eine Frage der Sicherheit. So langsam man immer auf der linken Spur fährt, man ist, bezogen auf die Abstände zwischen den einzelnen Autos, immer noch zu schnell dran, um sich unnötige Bremsmanöver leisten zu können.

Aber dadurch ist nur die halbe Autobahn ausgelastet.

Bedauerlicherweise.

Und es bleibt nichts mehr zum wirklichen Überholen.

Weswegen viele Strecken dreispurig ausgebaut sind.

Damit dort die linke und die mittlere Spur voll sind.

So ist es.

Das ist doch Wahnsinn.

Nein, sondern tragische Unausweichlichkeit.

Das glaube ich nicht. Wenn diejenigen, die gerade links fahren, jene, die vor ihnen zum Überholen nach links wechseln wollen, herausließe, dann würde die Situation gar nicht entstehen.

Dann müßte jener aber von vorneherein langsamer sein, damit er überhaupt noch reagieren kann.

Ja und?

Auf der Autobahn will jeder so schnell fahren, wie er nur kann.

Hm. Insgesamt gesehen kommt er so aber langsamer voran. Es wäre demnach vorteilhafter für ihn, auf sein Recht zu verzichten und vor ihm Überholende rauszulassen.

Vorteilhaft wäre es nur dann, wenn es alle machen würden. Solange nur er es macht, zahlt er drauf.

Warum machen es nicht alle?

Weil keiner damit anfängt. Gehe ich zu weit, wenn ich behaupte, daß man auf deutschen Autobahnen deshalb so langsam vorankommt, weil man auf deutschen Autobahnen so schnell fährt?

Darennt

Über den Gegensatz von optischer und statistischer Fahrweise

Wer in den fünfziger, sechziger Jahren mit einem Eingeborenen durch das südliche Niederbayern fuhr, wurde hart mit der Vergänglichkeit des Menschen konfrontiert. An jeder dritten scharfen Kurve - deren es viele gab, vor Erfindung der Geraden - deutete der Einheimische auf ein Gedenkkreuz am Straßenrand und sagte: "*Do hot se vor fünf Joan oana darennt!*" (Da hat sich vor fünf Jahren einer derrannt.) Oder vor drei oder zehn Jahren oder neulich erst, wenn lediglich Blumen den Platz für das künftige Gedenkkreuz markierten. Und ab und zu, an einer besonders engen Kurve, hat dein Fremdenführer mit ratloser Geste gemeint: "*Des wundat me eingdle, daß se do no koana darennt hot.*" (Es wundert mich eigentlich, daß sich hier noch keiner derrannt hat.)

"*Se dareнна*" oder auf deutsch: "am Steuer eines Kraftfahrzeuges durch übermäßige Geschwindigkeit ums Leben kommen" war für den motorisierten Landbewohner ein Schicksal, mit dem er immer zu rechnen hatte, obwohl damals Autos noch erheblich seltener waren als heute.

Das lag zum Teil sicher daran, daß seinerzeit weder Sicherheitsgurt, noch ABS und Airbag erfunden waren, wohl aber bereits das Bier.

Einen weiteren Grund für die vielen tödlichen Verkehrsunfälle jener Zeit sehe ich darin, daß damals Autos wesentlich seltener waren als heute und der Niederbayer an sich zu einer weniger optischen als vielmehr statistischen Fahrweise neigt.

Der etwas dunkle Sinn dieser Bemerkung erschließt sich besser, wenn wir uns die seinerzeit ebenfalls recht häufigen Verkehrsunfälle an Bahnübergängen ansehen.

Bahnübergänge waren im Rottal - und sind es noch - weitgehend schienengleich und unbeschränkt. Bei kleineren Straßen war so gut wie nie ein Warnblinklicht vorhanden, das weiß-rote Kreuz mußte es tun.

Kein Wunder also, möchte man denken, daß an diesen Bahnübergängen in schöner Regelmäßigkeit Autos vom Zug erfaßt wurden. Das Wundern beginnt, wenn man sich einen solchen Bahnübergang bei Tageslicht und Sonnenschein besieht. Die Eisenbahn macht im Rottal relativ wenige Kurven und diese wenigen sind langgezogen und daher übersichtlich. Es kommt hinzu, daß der Zug vor jedem Übergang ein Pfeifsignal gibt. Nachts sind die Lichter des herannahenden Zuges weit zu sehen, in der ländlichen Gegend ist es dann so ruhig, daß er von weitem schon zu hören ist.

Und doch sind die Unfälle passiert.

Bemerkenswerterweise waren es fast immer Einheimische, die verunglückten, Leute aus der unmittelbaren Umgebung des Unfallortes. Die beste Theorie, die mir zur Erklärung dieser erstaunlichen Tatsache einfällt, ist der Umstand, daß der Rottaler zum einen auf den richtigen Gang seiner Uhr Wert legt, zum anderen großes Vertrauen hat in die Ordnung der Welt im Allgemeinen und der Bahn im Besonderen.

Auch wenn der Fahrplan der Bahn zweimal im Jahr geändert wurde, blieben die Zugverbindungen im Rottal über die Jahre hinweg gleich. Es kam hinzu, daß sich der Zugverkehr doch eher in Grenzen hielt, so daß der Rottaler den für ihn wichtigen Fahrplanausschnitt ziemlich gut im Kopf haben konnte - und hatte.

Wenn der Rottaler Bauer am späten Nachmittag auf seinem Feld arbeitete und den sich nahenden Zug hörte, so wußte er, daß es jetzt acht Minuten nach fünf sein mußte, weil dies nur der Fünf-Uhr-Zug aus München sein konnte. Und wenn er umgekehrt um 16:15 h an den Bahnübergang kam, wußte er, daß er nicht auf einen eventuell sich nahenden Zug achten mußte. Der Dreiviertelvier-Zug aus Passau war längst durch und der Fünf-Uhr-Zug aus München noch lange nicht fällig. Da demnach logischerweise gar kein Zug kommen **konnte**, achtete der ortsansässige Autofahrer um diese Zeit nicht auf einen Zug, der - wie gesagt - gar nicht kommen konnte.

Wenn aber...

Wenn zum Beispiel der Dreiviertelvier-Zug aus Passau eine halbe Stunde Verspätung hatte und an einem Bahnübergang auf einen jener Einheimischen traf, die Uhr und Gedächtnis mehr vertrauten als Augen und Ohren - dann waren die Grenzen der statistischen Fahrweise erreicht.

Diese Art, an die Sachverhalte des Lebens heranzugehen, mag auch manche der damaligen Unfälle auf der Straße erklären: Die wenigen Menschen, die über ein Automobil verfügten, schnitten unübersichtliche Kurven, weil Erfahrung sie gelehrt hatte, daß an diesem Ort und zu dieser Stunde ein entgegenkommendes Fahrzeug ausgesprochen unwahrscheinlich sei. Oder sie wußten aus eigener Anschauung, daß trotz hoher Geschwindigkeiten aus **dieser** Kurve noch nie einer rausgeflogen war. So kann man auch die Gedenksteine (oder Marterln) als eine Art Verkehrszeichen verstehen - in dem Sinn nämlich, daß sie dem Kundigen anzeigen: Hier ist schon mal jemand aus der Kurve geflogen, geh ein Stück vom Gas runter.

Sie mögen lachen und an soviel Seinszuversicht nicht glauben wollen. Ein Bekannter, drauf aufmerksam gemacht, daß er beim Linksabbiegen in sein Grundstück am Stadtrand nie blinken würde, gab zur Antwort, das Blinken sei in diesem speziellen Falle nicht nötig, da ohnehin jeder wisse, daß er hier immer in sein Grundstück abbiege.